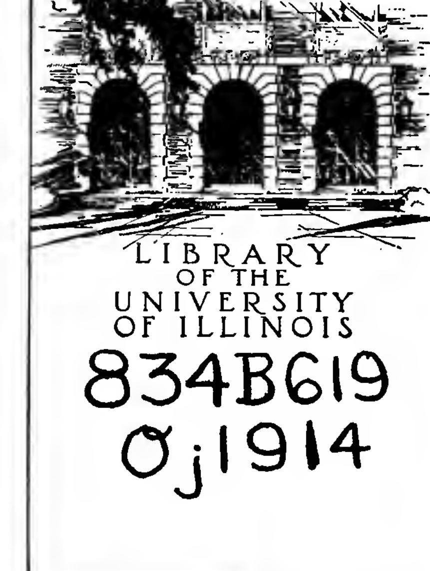
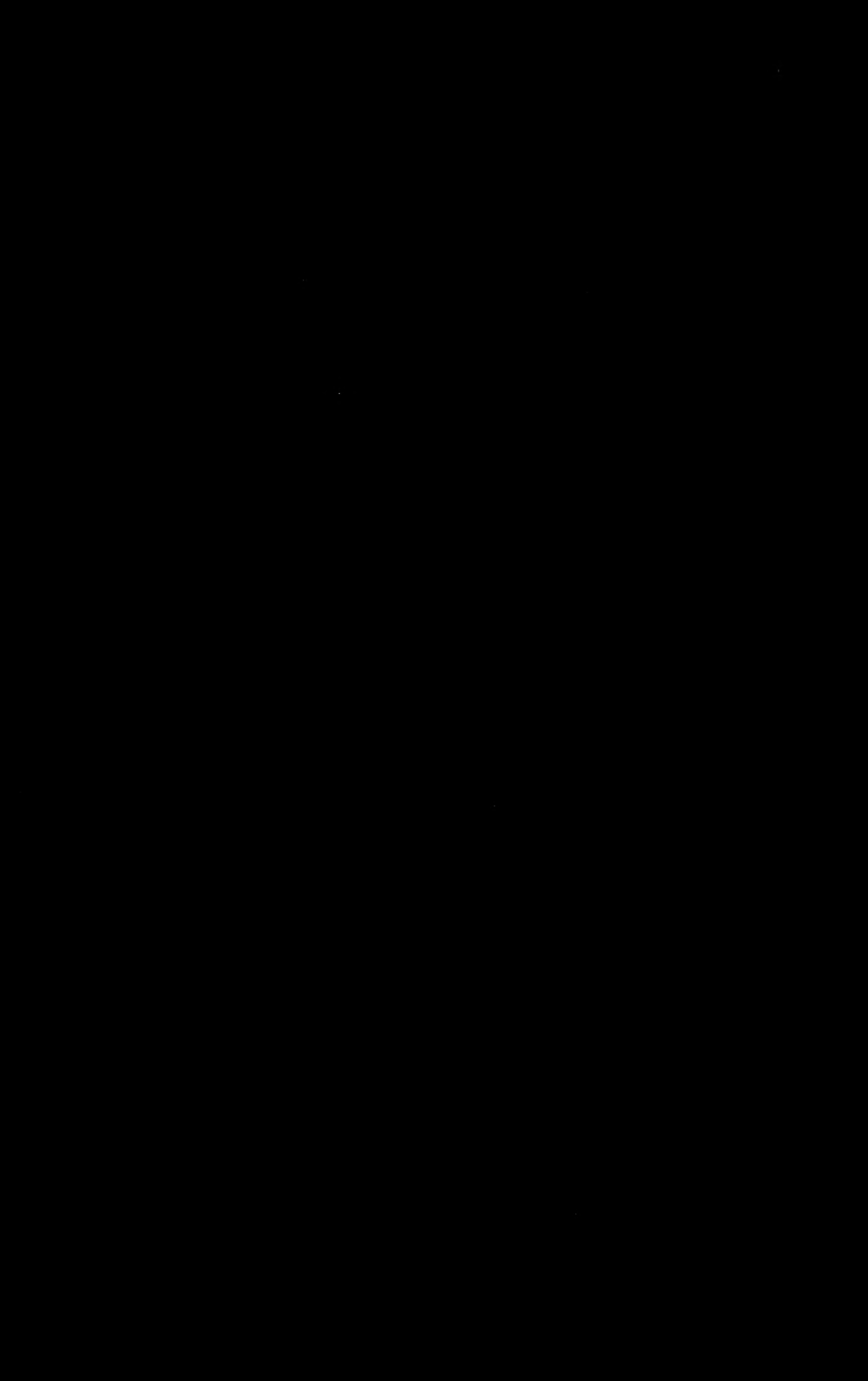
Walter Bloem

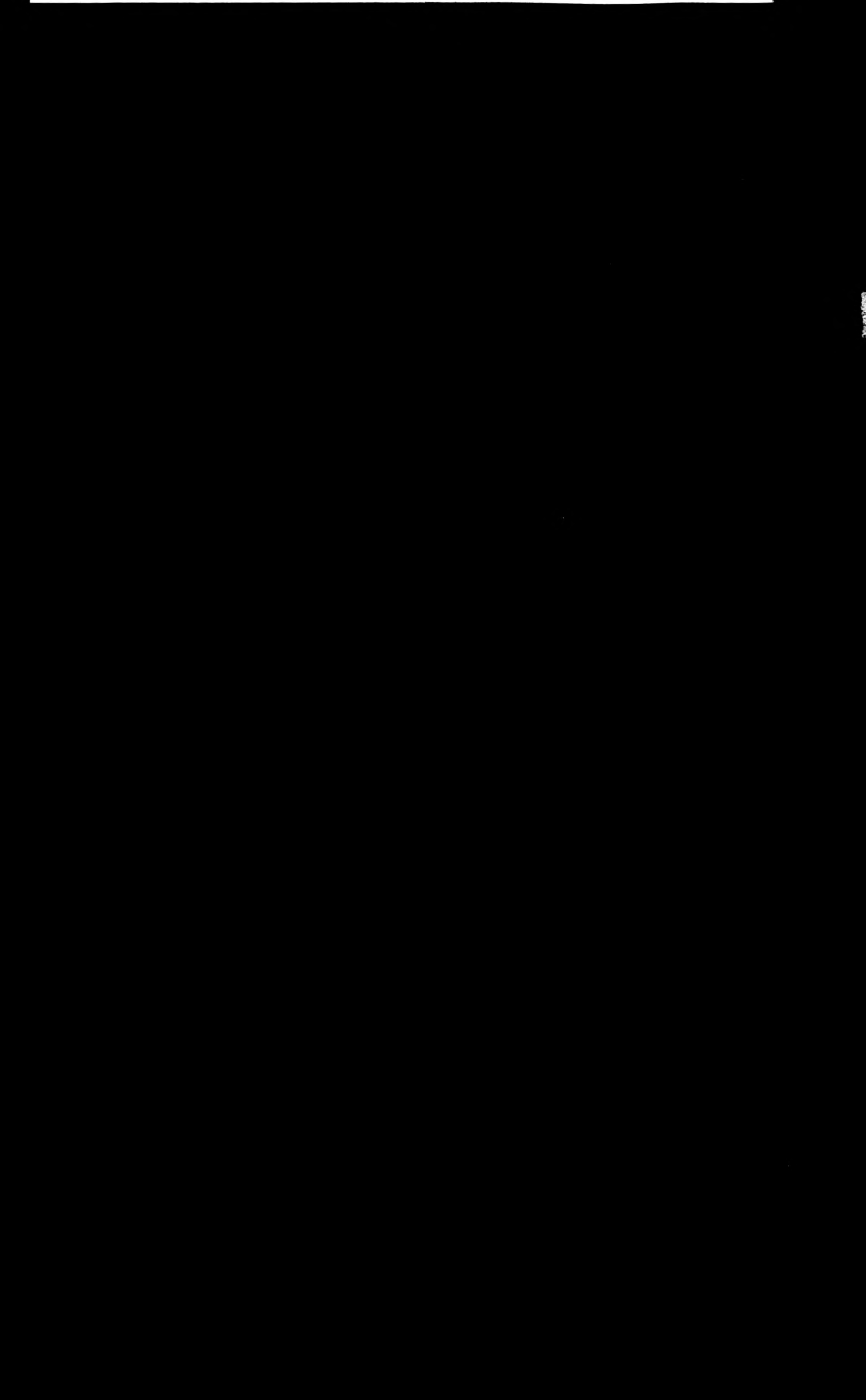
Das jüngste Gericht

Der Paragraphenlehrling

Roman







Das jüngste Gericht



„Das jüngste Gericht“

(Der Paragraphenlehrling)

Roman

von

Walter Bloem

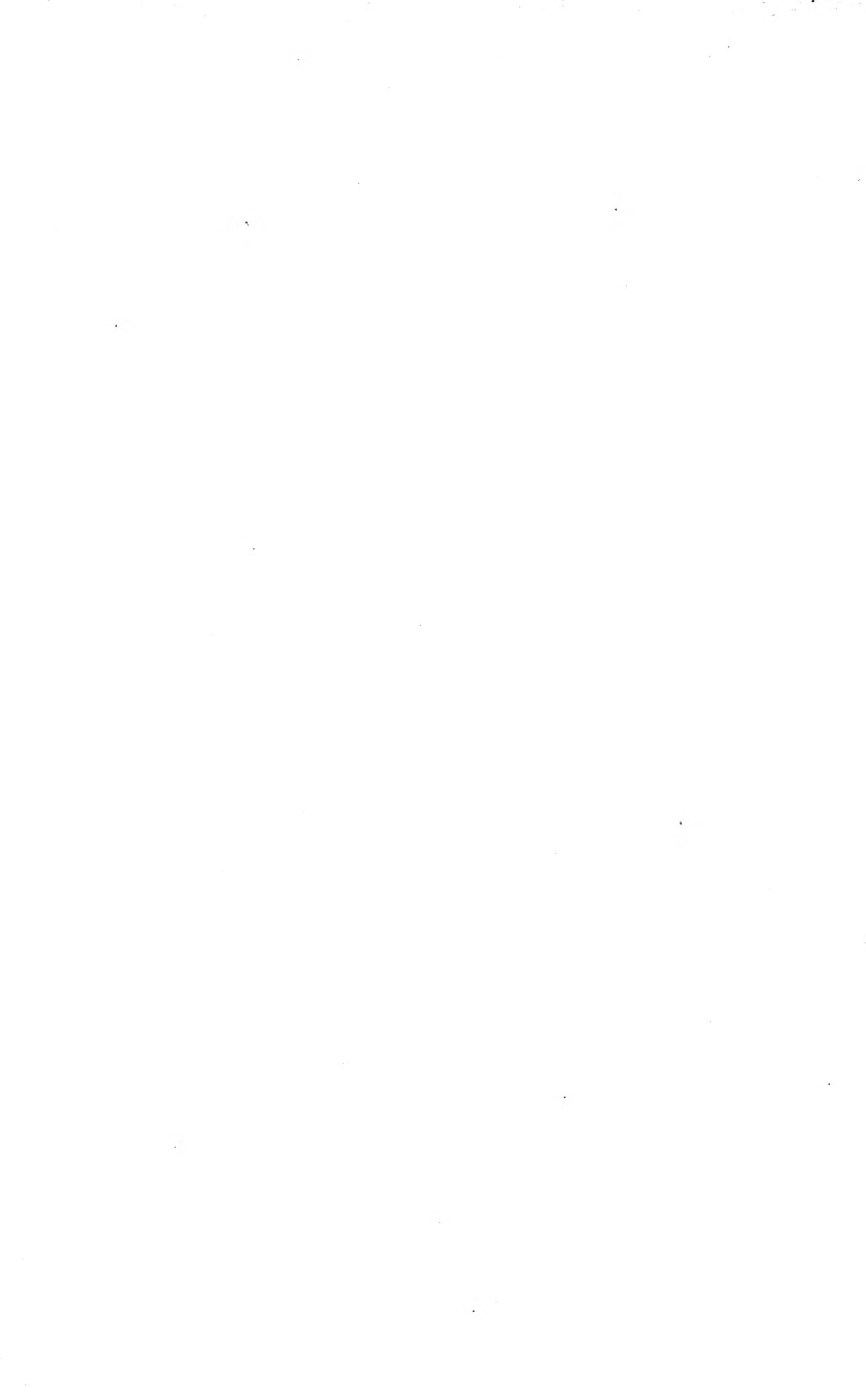
38.—40. Tausend

Grethlein & Co. G. m. b. H. Leipzig



Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig. 836512

Rudolf Herzog
zu eigen



Erstes Buch



I.

„Die Sitzung ist eröffnet!" verkündete der Landgerichtspräsident, ein gutmütiger Sechziger mit militärisch aufgesträubtem Schnurrbart.

Und geschäftsmäßig trocken fuhr er fort:

„Bevor wir in die Verhandlung eintreten, haben wir zur Vereidigung des Referendars Doctor juris Achenbach zu schreiten." Sein Blick schweifte in den Zuschauerraum und blieb auf Werners schlanker Gestalt haften, die sich beim Eintritt des Gerichtshofes erhoben hatte.

„Bitte, Herr Kollege, treten Sie vor."

Im Frack und weißer Binde, den Zylinder in der Hand, schritt Werner zum Gerichtstisch und verneigte sich.

„Herr Gerichtsschreiber, nehmen Sie bitte die Personalien auf. Sie heißen mit Vornamen, Herr Kollege?"

„Werner."

„Sind wie alt?"

„Dreiundzwanzig Jahre."

„Evangelischer Konfession, nicht wahr, Sohn des Rechtsanwalts und Königlichen Justizrats Anton Achenbach am hiesigen Platze, nicht bestraft und Vizefeldwebel der Reserve — nicht wahr, Herr Kollege?"

„Jawohl, Herr Präsident."

„Nun, ich brauche Ihnen die Bedeutung des Moments Ihres Eintritts in den königlichen Staatsdienst und die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides wohl nicht besonders vorzuhalten. Wollen Sie den rechten Handschuh ausziehen, die rechte Hand erheben und mir die Worte der Eidesformel nachsprechen."

Werner folgte dem Befehl des Präsidenten, und obwohl alle diese Worte im nüchternsten Geschäftston gesprochen waren, durchzog ihn doch ein Gefühl von unbehaglich-frostiger Feierlichkeit — die unbestimmte Empfindung, an einem Wendepunkt seines Lebens zu stehen.

„Also bitte, Herr Kollege. Ich, Werner Achenbach —"

„Ich, Werner Achenbach —"

„— schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden —"

„— schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden —"

„— daß Seiner Königlichen Majestät von Preußen — meinem allergnädigsten Landesherrn ich untertänig, treu und gehorsam sein — und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten — nach meinem besten Wissen und Gewissen — genau erfüllen — auch die Verfassung genau beobachten will — so wahr mir Gott helfe!"

Satzweise hatte der Präsident dem jungen Ju-

risten die Eidesformel vorgesprochen, im Tone einer abschnurrenden Blechwalze; satzweise hatte Werner die Worte wiederholt, immer mit dem leisen Frösteln von Feierlichkeit und Fremdheit.

Nun war die Formalität erfüllt. „Ich gratuliere, Herr Kollege," sagte der Präsident, und ein Schimmer menschlichen Anteils huschte über sein feines, runzliges Gesicht. „Sie haben den Wunsch ausgesprochen, zur Absolvierung Ihrer ersten Stage dem Königlichen Amtsgericht in Remscheid überwiesen zu werden. Ich habe diesem Wunsche entsprochen, und es ist nunmehr Ihre Sache, sich unverzüglich bei dem aufsichtführenden Amtsrichter, Herrn Doktor Ratzel, zum Antritt Ihrer Stage zu melden. Ich danke, Herr Kollege! Gerichtsdiener, rufen Sie die Rolle auf!" —.

Werner verneigte sich und war entlassen. Die Justizmaschine begann zu schnurren.

Ein paar Rechtsanwälte gratulierten dem Sohne ihres Kollegen und Seniors; etwas benommen nahm er die Glückwünsche entgegen, schritt die hallenden Gänge und Steintreppen des Elberfelder Landgerichtsgebäudes hinunter und trat in den strahlenden Maimorgen hinaus.

Er hatte das Bedürfnis, einen Spaziergang zu machen, und bog nach links, den grünen Heimatbergen zu. Über einen Graben ging's, einen Seitenarm der heimatlichen Wupper, den die Abflüsse der

Barmer Färbereien in ein übelriechendes, in siebzehn Farben schillerndes Schlammgerinnsel verwandelt hatten. Vor ihm lagen die vergitterten Fenster, die hohen Ziegelgiebel und Umfassungsmauern des Königlichen Gerichtsgefängnisses. Da drinnen harrten die Untersuchungsgefangenen dem Spruch der Strafkammer entgegen, saßen Leichtbestrafte ihre Sünden ab . . . Dann kam ein kurzer Tunnel, der den Eisenbahndamm durchstieß; vor wenig Tagen hatte Wernern der Zug von Jena her, wo er zum Doctor juris promoviert, auf dieser Strecke zur Heimatstadt, zum Elternhause zurückgeführt.

Nun stieg eine schlecht gepflasterte Straße bergan, qualmende Fabrikgebäude mit ratternden Webstühlen und übeldunstenden Fabrikräumen zur Rechten, vierstöckige Arbeitermietkasernen mit armseligen Kramläden und muffigen Kneipen zur Linken.

Zahllose dürftige, wangenblasse Kinder lärmten spielend auf dem Bürgersteig und Straßendamm. Werners elegante Erscheinung im Zylinder und hellen Sommerpaletot erregte Aufsehen und entflammte den eingeborenen Pariahaß, der auch dieser jüngsten Kindheitsstufe schon im Blute lag und durch Wort und Beispiel des Elternhauses stündlich genährt wurde.

„Gott verdeck, wa'n Fienen!" *)

*) Siehe den Anhang: „Hochdeutsche Übersetzung der mundartlichen Partien" am Schlusse des Buches.

„Süh'ns, de hätt en Owespiep o'm Kopp!"

„Hau, wat hätt de vöar Kratzen op de Backe!"

So johlte und kreischte es hinter Werner her, und ein dumpfer Schmerz füllte des Jünglings Herz.

Was hatte er diesen armseligen Kindern zuleide getan? Ach so . . . er trug einen ganzen Rock und ein Paar helle Glacéhandschuhe . . .

Nun endete die Straße. Ein Wiesental tat sich auf, noch immer durchsetzt von Arbeiterwohnhäusern und allerhand industriellen Kleinbetrieben; doch schon erreichte das Auge den Anblick der Bergwaldsäume, schon strömte der sanfte Maienduft des jung ergrünten Buchenforstes dem Wanderer um die Stirn.

Seltsam! Der Dreiundzwanzigjährige kam sich vor wie ein weltbefahrener, vielverschlagener Mann, dem die Erde nichts Neues mehr zu bieten hätte, dem die Illusionen und die Hoffnungen versunken wären im Meer des Erlebens . . . Seit er vor wenig Tagen der alma mater ade gesagt, seit seine beiden Korps ihn zum „Alten Herrn" ernannt, kam er sich wirklich unsagbar alt vor — abgeklärt, resigniert . . . eine Abschiedswehmut war in ihm, als habe das goldene Tor sich hinter ihm geschlossen, und vor ihm liege nun grau und freudlos das Land des Schaffens, der Arbeit, der Entsagung . . .

Das goldene Tor? War er denn wirklich so glücklich gewesen auf Deutschlands hohen Schulen?!

Vier Jahre auf der Universität — ihrer zweie

vertobt und vertollt bei Becher und Rapier — eins im bunten Rock, im Stumpfsinn des Drills verbracht ... eins der mechanischen, seelenlosen Vorbereitung aufs Examen gewidmet ...

Was war aus ihm geworden da draußen in der Welt? War er's noch, der feurige, eigenwillige, wissensdurstige Knabe, der einst durch diese Bergwälder geschwärmt war, das Herz geschwellt von trunknen Träumen eines Welterlebens, das sein müßte wie ein großer Eroberungszug durch die Reiche des Geistes?

Referendar und Doctor juris — hahaha! Es war ja zum Lachen, wie er durch die Examina geschlüpft war!

Zwar so tief war er nicht gesunken, wie weitaus die Mehrzahl seiner Kollegen, daß er sich von einem berufsmäßigen Einpauker das bißchen Examenswissen hätte eintrichtern oder gar womöglich noch bei seiner „wissenschaftlichen" Examensarbeit hätte helfen lassen müssen — nein: das letzte Jahr in Bonn zu Füßen Ernst Zitelmanns war nicht ganz eines wissenschaftlichen Anflugs ledig geblieben; zum mindesten vom Geiste des römischen Rechts hatte er doch einen Hauch verspürt ...

Aber was er auf der Hochschule getrieben, hatte das irgendeine Ähnlichkeit mit — Studium?!

War es nicht eine Frivolität, sich Doctor juris, Lehrer des Rechts, schimpfen zu lassen?!

„Wozu sich plagen?! Es geht ja auch so...“

Das war das geheime Motto der andern gewesen ... jener vielen, vielen um ihn herum, in deren Mitte er sich hatte aufnehmen lassen, um mit ihnen zu singen, zu raufen und zu zechen ...

Die ganze Generation, der er selbst angehörte, die war seinesgleichen. Und nicht etwa nur die Korpsstudenten oder überhaupt die Angehörigen der Korporationen — die „Finken“ waren auch nicht gelehrter als er, das wußte er aus Bonn, wo er im Zitelmannschen Praktikum und in der „Romanistischen Sozietät“ immer ganz ehrenvoll konkurriert hatte.

Es war nicht zu leugnen, der Geist des Banausentums lastete auf dem gesamten juristischen Studienbetrieb, aus dem er hervorgegangen war.

Aber was nun? Nachholen, Versäumtes gut machen?! Ach, wenn das noch ginge?! Die Praxis würde kommen und Stund um Stunde mit Beschlag belegen ... die Studienjahre, die Jahre, die der theoretischen Vorbereitung hätten gewidmet sein sollen, die waren dahin, vertrunken, vertollt ...

In solchem Sinnen und Selbstkasteien war Werner Achenbach immer höher hinaufgestiegen. Nun öffnete sich der Wald, tief unter ihm erschloß sich der Blick auf den westlichen Teil von Elberfeld, das wie ein graudunstiger Fleck inmitten des duftigen Schleiers der Bergwälder lag, und nieder-

vertobt und vertollt bei Becher und Rapier — eins im bunten Rock, im Stumpfsinn des Drills verbracht ... eins der mechanischen, seelenlosen Vorbereitung aufs Examen gewidmet ...

Was war aus ihm geworden da draußen in der Welt? War er's noch, der feurige, eigenwillige, wissensdurstige Knabe, der einst durch diese Bergwälder geschwärmt war, das Herz geschwellt von trunknen Träumen eines Welterlebens, das sein müßte wie ein großer Eroberungszug durch die Reiche des Geistes?

Referendar und Doctor juris — hahaha! Es war ja zum Lachen, wie er durch die Examina geschlüpft war!

Zwar so tief war er nicht gesunken, wie weitaus die Mehrzahl seiner Kollegen, daß er sich von einem berufsmäßigen Einpauker das bißchen Examenswissen hätte eintrichtern oder gar womöglich noch bei seiner „wissenschaftlichen" Examensarbeit hätte helfen lassen müssen — nein: das letzte Jahr in Bonn zu Füßen Ernst Zitelmanns war nicht ganz eines wissenschaftlichen Anflugs ledig geblieben; zum mindesten vom Geiste des römischen Rechts hatte er doch einen Hauch verspürt ...

Aber was er auf der Hochschule getrieben, hatte das irgendeine Ähnlichkeit mit — Studium?!

War es nicht eine Frivolität, sich Doctor juris, Lehrer des Rechts, schimpfen zu lassen?!

„Wozu sich plagen?! Es geht ja auch so...“

Das war das geheime Motto der andern gewesen ... jener vielen, vielen um ihn herum, in deren Mitte er sich hatte aufnehmen lassen, um mit ihnen zu singen, zu raufen und zu zechen ...

Die ganze Generation, der er selbst angehörte, die war seinesgleichen. Und nicht etwa nur die Korpsstudenten oder überhaupt die Angehörigen der Korporationen — die „Finken“ waren auch nicht gelehrter als er, das wußte er aus Bonn, wo er im Zitelmannschen Praktikum und in der „Romanistischen Sozietät“ immer ganz ehrenvoll konkurriert hatte.

Es war nicht zu leugnen, der Geist des Banausentums lastete auf dem gesamten juristischen Studienbetrieb, aus dem er hervorgegangen war.

Aber was nun? Nachholen, Versäumtes gut machen?! Ach, wenn das noch ginge?! Die Praxis würde kommen und Stund um Stunde mit Beschlag belegen ... die Studienjahre, die Jahre, die der theoretischen Vorbereitung hätten gewidmet sein sollen, die waren dahin, vertrunken, vertollt ...

In solchem Sinnen und Selbstkasteien war Werner Achenbach immer höher hinaufgestiegen. Nun öffnete sich der Wald, tief unter ihm erschloß sich der Blick auf den westlichen Teil von Elberfeld, das wie ein graudunstiger Fleck inmitten des duftigen Schleiers der Bergwälder lag, und nieder-

wärts zog sich, waldumrauscht und von einem blinkenden Rinnsal durchrieselt, das Johannistal . . .

Das Johannistal — —

Mit einem Ruck hielt Werner den raschen Schritt an und starrte hinunter in den sonnendurchflimmerten Grund — regungslos — umflorten Blicks . . .

Dort unten war er glücklich gewesen . . . dort unten hatte sein Mund den ersten Kuß der wahren Liebe geküßt . . . dort unten hatte er sie in seinen Armen gehalten, die Geliebte seiner Knabenjahre, war mit ihr stundenlang, ganze Nachmittage lang, ja einmal bis nahe an Mitternacht durch die Wälder geschlendert — hatte an Elfriedens Brust von ewiger, nimmer endender Liebe geträumt . . . von ewiger, nimmer endender Liebe . . .

Und ein paar Monate später hatte er in den Wäldern des Siebengebirges seine Verzweiflung in Moos und Heidelbeergestrüpp hineingeächzt . . . als zu Elfrieden der andere gekommen war, der Mann mit der Versorgung, der Mann mit dem großen Portemonnaie . . .

Was waren alle Kämpfe und Enttäuschungen seiner ersten Studentensemester gewesen gegen dieses fürchterliche Erwachen?! —

Drüben, jenseits der Chaussee, jenseits des tiefeinschneidenden Gelpetales, da baute sich auf runder Bergkuppe fensterblinkend ein stattliches Stadtbild

auf: das reiche Remscheid. Von da oben war der Mann mit dem großen Portemonnaie ins Wuppertal hinabgestiegen und hatte dem Knaben Werner das Ideal seiner Jugend geraubt — ach, geraubt?! — Nein, das war gar nicht einmal nötig gewesen ... einfach nur gekommen war er und hatte gewinkt mit dem großen Portemonnaie, und Elfriede hatte nach hundert und aberhundert Briefen voll hingebender Liebesbeteuerungen den Abschiedsbrief an Werner geschrieben — es war einfach eines Tages aus gewesen ...

Wie trivial — wie beschämend gewöhnlich und dumm!!! —

Heisa, der Bonner Karneval! Heisa, die losen Rheinlandstöchter in Atlasfähnchen, Braunaugen blitzend durch seidene Lärvchen, heisa, wildes, wüstes Vergessen beim Sekt und dem lechzenden Kusse weinfeuchter Dirnenlippen! Ein Pereat dem Blödsinn der Liebe, ein Hoch dem Rausch, dem Taumel der Stunde!

Komm, Nettche, lecker Bönnsch Mädche! Du bist doch ehrlich, du wills dich ammesiere, du quatschs mer nix vor von ewiger Lieb un Treu, un verlangs auch von mir nitt sonne Quatsch, du schenkst mir deine Lieb und läßt dir meine schenken für eine Stunde, für eine Nacht, bis Fastelovend — und am Aschermittwoch gehst du beichten und holst dir dein Aschenkreuzchen vom Herrn Kaplan und bist wieder

wärts zog sich, waldumrauscht und von einem blinkenden Rinnsal durchrieselt, das Johannistal . . .

Das Johannistal – —

Mit einem Ruck hielt Werner den raschen Schritt an und starrte hinunter in den sonnendurchflimmerten Grund — regungslos — umflorten Blicks . . .

Dort unten war er glücklich gewesen . . . dort unten hatte sein Mund den ersten Kuß der wahren Liebe geküßt . . . dort unten hatte er sie in seinen Armen gehalten, die Geliebte seiner Knabenjahre, war mit ihr stundenlang, ganze Nachmittage lang, ja einmal bis nahe an Mitternacht durch die Wälder geschlendert — hatte an Elfriedens Brust von ewiger, nimmer endender Liebe geträumt . . . von ewiger, nimmer endender Liebe . . .

Und ein paar Monate später hatte er in den Wäldern des Siebengebirges seine Verzweiflung in Moos und Heidelbeergestrüpp hineingeächzt . . . als zu Elfrieden der andere gekommen war, der Mann mit der Versorgung, der Mann mit dem großen Portemonnaie . . .

Was waren alle Kämpfe und Enttäuschungen seiner ersten Studentensemester gewesen gegen dieses fürchterliche Erwachen?! —

Drüben, jenseits der Chaussee, jenseits des tiefeinschneidenden Gelpetales, da baute sich auf runder Bergkuppe fensterblinkend ein stattliches Stadtbild

auf: das reiche Remscheid. Von da oben war der Mann mit dem großen Portemonnaie ins Wuppertal hinabgestiegen und hatte dem Knaben Werner das Ideal seiner Jugend geraubt — ach, geraubt?! — Nein, das war gar nicht einmal nötig gewesen . . . einfach nur gekommen war er und hatte gewinkt mit dem großen Portemonnaie, und Elfriede hatte nach hundert und aberhundert Briefen voll hingebender Liebesbeteuerungen den Abschiedsbrief an Werner geschrieben — es war einfach eines Tages aus gewesen . . .

Wie trivial — wie beschämend gewöhnlich und dumm!!! —

Heisa, der Bonner Karneval! Heisa, die losen Rheinlandstöchter in Atlasfähnchen, Braunaugen blitzend durch seidene Lärvchen, heisa, wildes, wüstes Vergessen beim Sekt und dem lechzenden Kusse weinfeuchter Dirnenlippen! Ein Pereat dem Blödsinn der Liebe, ein Hoch dem Rausch, dem Taumel der Stunde!

Komm, Nettche, lecker Bönnsch Mädche! Du bist doch ehrlich, du wills dich ammesiere, du quatschs mer nix vor von ewiger Lieb un Treu, un verlangs auch von mir nitt sonne Quatsch, du schenkst mir deine Lieb und läßt dir meine schenken für eine Stunde, für eine Nacht, bis Fastelovend — und am Aschermittwoch gehst du beichten und holst dir dein Aschenkreuzchen vom Herrn Kaplan und bist wieder

ein brav tugendsam Bürgermädchen bis zum nächsten Karneval — mit enem andre!

Ehrlich Spiel, ohne Hoffnung, ohne Enttäuschung, ohne Gefühlsschwindel, ohne Lüge! —

Und doch — — Werner Achenbach, du Narr, du unheilbarer Narr — warum hast du dich denn gerade dem Amtsgericht Remscheid überweisen lassen?!

Weil Frau Elfriede Reininghaus, geborene Lenzen, dort wohnt! Weil du es nicht fassen kannst, daß der Traum deiner Jugend ausgeträumt sein soll . . .

Weil du sein willst, wo sie ist . . . weil du hoffen willst, weil du nicht aufhören magst zu hoffen . . . zu hoffen . . . worauf? Daß sie dir einmal begegnet auf der Straße, daß du — nicht sie grüßen, o nein, das ist für immer, für immer aus, aber sie sehen wirst — ihr folgen von weitem, wie einst ihren blonden Zöpfen als schüchterner Pennäler . . . daß du einmal im Konzert, wie einst im Elberfelder Kasino, ihr Profil wirst betrachten dürfen, wenn sie Beethovens Zweite spielen — die kühlend heilend heiligende Weise — die Elfriedenweise . . .

II.

Beim Mittagessen hatte Mutter Achenbach ihr Bestes aufgetischt; Vater Justizrat war „eigenhändig" in den Keller gestiegen und hatte eine Flasche von der „interior nota Falerni", wie er mit dem geliebten Horaz seinen Rüdesheimer Engerweg 1874er nannte, heraufgeholt. Und dann hatte er feuchten Auges einen Toast auf seinen jüngsten Kollegen ausgebracht, und die jüngeren Brüder hatten Hurra gebrüllt, daß die Dienstmädchen aus der Küche gesprungen gekommen waren, weil sie meinten, ein Unglück müsse geschehen sein. Da hatten auch sie ein Glas Wein bekommen und anstoßen müssen — das „Herr Doktor" floß ihnen schon ganz glatt von den Lippen.

Und am Familientische ging das Geplauder noch ein Weilchen weiter, nachdem man abgegessen. Der Vater, der selbst Nichtraucher war, bot seinem Sohn eine „Klientenzigarre", und der Duft der Import mischte sich mit der Blume des Rheinweins, die das schlicht altmodische Zimmer durchhauchte. Das Glück saß mit der Familie Achenbach zu Gaste: das Glück über die erfolggekrönte Heimkehr des Ältesten, dessen frisches, von zahllosen Narben gezeichnetes Antlitz mit dem kurzgeschorenen, auch von Narben

durchquerten Haupthaar und dem keimenden Bartflaum in Gesundheit und im Frohsinn erster Jugend strahlte und nichts von den Selbstanklagen und Kämpfen verriet, die am Morgen das junge Herz gemartert hatten.

Und lächelnd neigte der Vater das weiße Haupt zum grauen der Mutter, blinkend kamen die Gläser und die Augen einander entgegen, und in beider Blicken schimmerte ein seliges Gedenken der Stunde, da sie in herzlicher Liebe dieses blühende Leben der Welt geschenkt, das nun anfing, sich seinen Platz darinnen zu erobern . . .

Und auch Werner war glücklich. Draußen im Bergwald der Heimat hatte er sich alt und erfahren gefühlt; hier, inmitten der Eltern und Brüder, war ihm kinderjung zu Sinn. Himmel, das Leben sollte ja doch erst anfangen . . . vor ihm lagen noch unendliche Fernen des Erlebens, des Genießens, des Schaffens . . . und über der Stunde glänzte die Sonne der Liebe, jener warmtrauten Liebe, die seine Kindheit umhegt; seine Burschenjugend von ferne gestützt und getragen und, in diesem Augenblick empfand er's stärker als je zuvor, ihn oben gehalten hatte in den tausend Strudeln, die seine Jugend umbrandet hatten. Ja, er war kein reines Kind mehr, er war durch den Schlamm des Lebens gegangen, aber es hatte ihn nicht behalten, er war oben geblieben . . . das Bild der Eltern hatte ihm sicherer

Geleit gegeben, als jenes blonde Phantom, das ihm gelogen und getrogen . . .

„Vater — Mutter . . . ich bin so froh — —!“

Und abermals klangen die Gläser, ruhte Blick in Blick . . .

Am Familientische saß das Glück zu Gast.

— — — — — — — — — —

Um halb drei fuhr Werner mit der Eisenbahn gen Remscheid hinauf, um sich beim aufsichtführenden Amtsrichter zum Antritt seiner „Stage“, wie man im Rheinland die einzelnen Abschnitte der Referendarien-Ausbildung nannte, zu melden.

Auf halber Berghöhe ging die Fahrt am Saum der Schwesterstädte Elberfeld-Barmen entlang. Zur Linken überschaute der Blick die rasch vorüberfliegende Reihe der wechselnden Stadtbilder, die ruhig beharrende Ferne der umgrünten Bergketten. Wie Tinte schwarz-glänzend strömte die Wupper zwischen dem Chaos der Fabrikgebäude, unter zahllosen Hängebrücken hindurch. Zischend und qualmend sprühten von rechts und links aus der Höhe die Abwässer der Fabriken hinein und mischten hier einen weißen, dort einen türkischroten, dort einen violetten Ton in das gleichmäßige Schwarz, das doch bald alle andern Farben verschlang.

Arbeit, Arbeit! sang das alles um ihn her, Arbeit ohne Rast und Ruh!

Und: Arbeit, Arbeit! sang auch Werners Herz. Vorbei die Zeit der Jugendspiele, verklungen Becherklang, Kommersgesang und Schlägerschwirren: das Leben fängt an, das wahre Leben — —

Remscheid war erreicht. Werner durchschritt rasch die steilansteigende Hauptstraße, fragte einen Schutzmann nach dem Wege zum Amtsgericht, überschritt, zurechtgewiesen, den von zweistöckigen, schlichten Häusern umrahmten Marktplatz und stand endlich vor dem niedrigen altbergischen Schieferbau, der nach allem andern denn nach einem Gerichtsgebäude aussah. Nur eine weiße Holztafel mit aufgemaltem preußischem Adler und der Aufschrift: „Kgl. Amtsgericht“ verriet seine Bestimmung.

Es war vier Uhr nachmittags. Still war's auf den Straßen ringsum. Aber aus der Nähe und Ferne klangen jene Geräusche der Arbeit, die ihm von Jugend auf so vertraut waren.

Aus den offenen Fenstern hier und dort scholl das Geratter der Webstühle der Heimarbeiter. Fast in jedem Erdgeschoß konnte man arbeitende Mädchen bei Haspel und Spindel erkennen, die gelbe Seide aufspulten für Zigarrenbändchen. Und aus den Tälern herauf klang tausendfältig das Pink, Pink der Feilenhauer, der dumpfe Fall der Fabrikhämmer, das taktmäßige Stampfen der durch die Wasserkraft der Bergbäche betriebenen Eisenhämmer. All das mischte sich zu einem sanften Brausen wie ein lang-

hinhallender Mollakkord: das war das Lied der Arbeit . . .

Und abermals schauerte es durch Werners Herz: das Leben fängt an . . . das wahre Leben . . . das Leben der Berufspflicht . . .

So trat er denn ein in das Gerichtsgebäude.

Drinnen war's kühl und dunkel. Keine Menschenseele zu sehen. Kein Laut zu hören. Doch: aus einem Zimmer zur Rechten klang geruhsames taktmäßiges Schnarchen.

Aufschrift an der Tür: Gerichtsdiener.

Also durfte sich der Lauscher berechtigt fühlen, den gesegneten Schlaf des Insassen zu stören.

Nach dem ersten energischen Pochen brach das behagliche Sägen drinnen mißtönig ab; nach dem zweiten scholl ein halblauter knurrender Fluch; nach dem dritten schlürften ein Paar Pantoffeln zur Tür heran, im Spalt erschien ein schlafgerötetes Gesicht, ein intensiver Geruch drang heraus, wie er aus dem ungepflegten Munde eines Alkoholikers zu strömen pflegt . . .

„Hä — wat gött et?“

Da hatten die triefenden Augen den schlanken Jüngling im Zylinder erspäht: eilig hakten tatternde Finger den fettigen Kragen des dunkelblauen, silberbeknopften Uniformrockes zu:

„Wat steht zu Diensten?“

„Ich möchte den aufsichtführenden Herrn Amtsrichter sprechen."

„Den Herrn Doktor Ratzel? Ja, datt es en Frag, off der den Nommedag noch auf et Gericht kömmt. Wenn Se ewer den Herrn Dokter in seiner Wohnung aufsuchen wollen . . . dat is et Sicherste. Oder wenn Se sich es dem Herrn Obersekretär vorstellen wollen — Zimmer fünf, erste Etasch."

Die Tür fiel ins Schloß, der Alkoholdunst verflog. Der junge Referendarius stieg eine ausgetretene Holzstiege hinan und sah sich abermals auf einem völlig menschenleeren Korridor. Auch hier kein Laut. Er trat an das Zimmer Nummer fünf heran. Eine gedruckte Aufschrift besagte:

„Gerichtsschreiberei 1.
Dienstaufsicht, Konkurse, Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit."

Ehe Werner anklopfte, lauschte er noch einen Augenblick. Drinnen ertönte sanft an- und abschwellend ein geruhsames, taktfestes Schnarchen.

Auf das erste Anklopfen brach das behagliche Sägen drinnen ab, auf das zweite klang ein vernehmliches „Herrgottsdunnerkiel!" — auf das dritte näherten sich heftige Schritte der Tür, die flog auf, ein Paar schlafverquollene Augen über einem martialischen grauen Schnurrbart stierten Werner an, und eine energische Stimme schnarrte:

„Was wollen Sie?!"

„Ich bin der Referendar Doktor Achenbach und möchte mich zum Antritt meiner Stage melden."

„Jetzt — nachmittags um vier?!"

Nun war Werners Geduld zu Ende.

„Allerdings. Ich bin vom Herrn Landgerichtspräsidenten heute morgen angewiesen worden, mich unverzüglich zu melden. Übrigens nannte ich Ihnen meinen Namen."

Nun geruhte der Beamte eine etwas höflichere Haltung anzunehmen. „Obersekretär Bohn," sagte er mit einer Art Verneigung. „Ja, Herr Referendar, Ihre Überweisung haben wir schon bekommen. Aber der Aufsichtführende hat heute morgen bis um zwei Sitzung gehabt, und dann kommt er nachmittags nie aufs Gericht."

„So viel ich weiß, sind hier zwei Amtsrichter. Ist denn der andere Herr zu sprechen?"

„Der Herr Amtsgerichtsrat Tönnies?" Der Gerichtsschreiber schmunzelte. „Nein, Herr Referendar, der kommt nachmittags überhaupt nicht aufs Gericht."

„Ja, zum Donnerwetter, wo treffe ich denn die Herren?"

„Den Herrn Doktor Ratzel werden Sie wohl zu Hause treffen, Bismarckstraße hundertzehn — wenn Sie aber den Herrn Amtsgerichtsrat Tönnies und Ihre Herren Kollegen treffen wollen, dann geh'n Sie nur um die Ecke zum Ewald Preiß — da sitzen sie, ich hab' sie eben singen hören."

„—?— Und wann werde ich den Herrn Aufsichtführenden hier treffen?"

„Na, morgen früh, von zehn Uhr an."

„Also gut... ich komme morgen früh wieder."

„Schön, Herr Referendar. Adieu."

„Adieu, Herr Obersekretär."

Werner klomm die ausgetretene Holzstiege wieder hinunter, schritt durch den totenstillen Flur, an der Tür des Gerichtsdieners vorüber, hinter der schon wieder in tiefer, ungestörter Behaglichkeit das taktfeste Schnarchen ertönte, und stand auf der Straße.

Die Webstühle ratterten, die Spindeln schnurrten, die Hämmer pinkten und pankten. Das Lied der Arbeit erklang . . .

Und Werner überlegte. Sollte er den „Herrn Aufsichtführenden" in seiner Privatwohnung aufsuchen? Er wußte nicht, ob sich das auch mit den Gepflogenheiten seines neuen Berufes vertragen würde. Und den andern Amtsrichter und die Referendare beim „Ewald Preiß" — —? Offenbar war dort der Mittagsstammtisch des Gerichts. Aber: „Ich hab' sie eben singen hören" —?

„Ein fideles Gericht!" dachte Werner.

Nach wenigen Schritten stand er vor der Kneipe des Herrn Ewald Preiß, einem niedrigen, einladend behaglichen typisch bergischen Schieferhause. Im Gastzimmer links der Tür waren die Fensterläden geschlossen; durch ihre Ritzen schimmerte Licht . . . und

sieh da: klang von drinnen nicht munterer Kommers-gesang?!

„Einsiedelmann ist nicht zu Haus,
Dieweil es Zeit zum Mähen,
Ich seh ihn an der Halde drauß,
Bei einer Schnitt'rin stehen —"

Die alte, muntere, geliebte Weise fuhr Werner in die Glieder. Er trat in den Flur und klinkte die Tür zum Gastzimmer links auf.

Dicker Zigarrenqualm quoll ihm entgegen; kaum konnte das Licht der brennenden Gaslampe den Brodem durchdringen... und aus rauhen Zecherkehlen scholl des Liedes Schluß:

„Hoiho! die Pforte brech ich ein
Und trinke, was ich finde —
Du heil'ger Veit vom Staffelstein,
Verzeih mir Durst und Sünde —
Valleri, vallera,
Valleri, vallera,
Verzeih mir Durst und Sü-ü-ünde.

„Cantus ex! Ein Schmollis den Sängern!" rief eine sonore Stimme in den Schwarm der Männer hinein, die sich um den langen Gasttisch zur Rechten gruppiert hatten.

„Fiduzit!" klang's munter zurück, und alles stieß mit den Weingläsern an . . .

Eine Gruppe von zehn Herren war's, die um den Tisch herumsaß, auf dem sich noch die Reste eines reichlichen Desserts befanden. Auf den ersten Blick

hatte Werner in ihrer Mitte seine alten Mitschüler Brüninghaus und Kriekhaus erkannt . . .

Nun fuhren plötzlich die Köpfe der Zecher herum und gewahrten den Eindringling.

„Ho! Ho! Der Achenbach!“

Die beiden Referendare waren aufgesprungen und auf Werner zugestürzt, zogen ihn in den Lichtschein der Gasflammen.

„Wie kommst du denn hierher?!“

„Willst am Ende gar auch das Königliche Amtsgericht Remscheid auf den Damm bringen helfen?“

„Seit wann hast du denn das Examen bestanden?“

„Vor vierzehn Tagen in Köln, vor vieren in Jena —“

„Also Herr Doktor gar? Herr Amtsgerichtsrat, meine Herren, gestatten Sie mir, Ihnen das jüngste Gericht vorzustellen: Herr Kollege Doktor Achenbach, Cimbriae Marburg, Rhenaniae Leipzig! Dieses, lieber Achenbach, ist unser Baas, dein zukünftiger oder vielmehr nunmehriger gestrenger Chef, Herr Amtsgerichtsrat Tönnies, Hauptmann der Landwehr-Infanterie ersten Aufgebots und Besitzer der sämtlichen Weinberge westlich des Rheins zwischen Nahe und Mosel!“

Ein untersetzter Mann mit weingerötetem Gesicht, starkem, dunkelblondem Schnurrbart, militärisch gescheiteltem, leicht gelichtetem und ergrautem Haar

erhob sich schwerfällig, streckte dem Ankömmling eine wulstige Pranke entgegen und sagte mit schwerwandelndem Baß:

„Na, da sind Se willkommen, Kolleg. Sie sehen, mir genieße hier obe des Lebens Unverstand mit der nötige Wehmut. Setze Se sich. Ich hann heut meine Namenstag, un da hat mer meine Mutter ene Korb Enghöller jeschickt . . . dem breche mer jetzt es Jenick."

Und schon saß Werner inmitten einer Zecherrunde . . .

Die alten Mitschüler machten ihn mit der übrigen Gesellschaft bekannt. Es waren außer ihnen beiden noch ein dritter Referendar, Doktor Erkelenz, ein Barmer Kind und Werner als Bonner Pfälzer schon von der Hochschule und den Ferienabenden des Wuppertaler Alte-Herren-S.-C. bekannt, ferner zwei Rechtsanwälte und drei Herren aus der Bürgerschaft. Dazu die ungefüge Reckengestalt des Oberbürgermeisters der Stadt. Man hatte sich um zwölf Uhr nach getaner Vormittagsarbeit zum Frühschoppen, wie alle Tage, zusammengefunden, war ins Schwatzen gekommen, hatte dann entdeckt, daß Amtsgerichtsrat Tönnies, der auf den Namen Aloysius getauft war, seinen Namenstag habe: da war keine Möglichkeit mehr gewesen, sich zu trennen . . . die Verheirateten hatten nach Hause, die Rechtsanwälte an ihre Bureaus, die Fabrikanten an ihre Kontore telephoniert, man möge sie nachmittags nicht erwarten . . .

Ewald Preiß hatte seinen Stammgästen bereitwilligst ein Festmahl improvisiert und dem Amtsgerichtsrat Tönnies gegen Zusicherung eines angemessenen Stöpselgeldes die Erlaubnis gegeben, seine Zechgenossen mit dem frühmorgens angekommenen heimatlichen Wein zu bewirten — — und so saß die Remscheider Justiz mit ihren Frühschoppenfreunden nachmittags um fünf bereits seit fünf Stunden bei einem solennen Weingelage . . .

„Übrigens machen wir so was alle paar Tage mal," erklärte der elegante, zierliche Kollege Brüninghaus dem einstigen Conpennäler. „Du sollst sehen, es ist ein ganz tadellos gemütlicher Betrieb hier in unserm Biergericht . . . und Rat Tönnies ist die Oberrübe —!"

„Ja — und sag mal, lieber Brüninghaus — wird denn hier am Amtsgericht auch zuweilen . . . gearbeitet?"

„Aber selbstverständlich! Erstens, wenn Sitzungen sind, zweimal wöchentlich, die dauern meistens von neun bis zwei — und dann an den andern Tagen wird von neun bis zwölf gestrebt — weißt du, so drei Stunden, da kann man eine aasige Menge drin zusammenschuften!!"

„Unser Grundsatz, lieber Achenbach," dozierte Kriekhaus mit seinem stereotypen malitiösen Lächeln, das schon auf dem Gymnasium die Lehrer zur Wut gereizt hatte, „unser Grundsatz ist der vom national-

ökonomischen Standpunkt allein richtige: das, was geleistet werden muß, mit dem tunlich geringsten Kraftaufgebot zu erreichen. Die vereinigten Verbrecher von Remscheid und Umgegend sowohl wie auch die vereinigten Zivilprozeßparteien, Mündel und Gemeinschuldner, Grundbuchblatt- und Hypothekeninhaber werden von uns nach diesem allein sachgemäßen Grundsatze vom tunlich geringsten Krafaufgebot gerichtet und stehn sich gut dabei. Der einzige Störenfried in diesem harmonischen Bilde ist unser aufsichtführender Herr Amtsrichter, der zu der gottlob nicht allzu verbreiteten Gilde der Streber gehört. Na, du wirst ihn ja noch kennen lernen. Augenblicklich hat er die Zivilabteilung. Seine unerforschliche Weisheit ist imstande, die allereinfachsten Lebenstatbestände so lange hin und her zu zerren und zu drehen, bis Stoff für sechsundzwanzig Assessorarbeiten herausspringt und fünfzig Folioseiten voll Urteilsgründe abgefaßt werden müssen. Wie gesagt, der einzige dunkle Punkt am sonnenhellen Himmel des Remscheider Justizbetriebes."

„Wie werden die kleinen Mädchen von Remscheid und Umgegend sich über den neuen Tänzer freuen!" rief Brüninghaus und legte seinen Arm um Werners Nacken. „Die jungen Leute von hier oben gondeln meistenteils auf Geschäftsreisen in allen Weltteilen herum . . . was sollte aus der Remscheider Geselligkeit ohne die Referendare werden?"

„Na, Brüninghaus," meinte Erkelenz, ein bildhübscher, blonder Bursch, etwas phlegmatisch und einsilbig — „Sie zählen allein für fünfe!"

„Na ja, eine gewisse Vielseitigkeit besitze ich ja," meinte Brüninghaus geschmeichelt.

Amtsgerichtsrat Tönnies wurde ungemütlich, sowie die Rede auf die Damen kam. Er schwenkte sein Glas und sang:

„Der Ref'rendar
Ist meistens bar
Von allen den Schätzen auf Erden —
Ist stets verliebt,
Niemals betrübt,
Er kann ja alles — — noch werden!"

Und dröhnend fiel die ganze Tafelrunde ein:

„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen,
Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust!
Gäb's keinen Stumpfsinn mehr,
Wo käm's Vergnügen her?!
Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen,
Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust!"

Mitten in diesen Hochgesang hinein rief Kriekhaus, der ans Fenster gegangen war, um die Läden zu öffnen, damit der Rauch ein wenig abziehe:

„Herrschaften, Achtung! Nelly, Mathilde und noch eine Dame!"

Wie der Wind war Brüninghäuschen ans Fenster geschossen . . . auch Erkelenz schob sich bedächtiger hinterher.

„He, Achenbach, komm doch mal her, da kannst du gleich zwei Perlen kennen lernen!"

Werner folgte — die jungen Kollegen stießen die Fensterläden weit auf . . .

Drei Damen kamen die Straße entlang . . .

„Die kleinste mit dem Himmelfahrtsnäschen ist Nelly . . . Brüninghausen seine Nelly . . . Nelly Sieper . . . die zweite ist Mathilde Heydenreich, unserm Herrn Aufsichtführenden seine Braut . . . die dritte kann man noch nicht erkennen, sie hat 's Gesicht unterm Sonnenschirm —"

Schon hatten die jungen Mädchen die Gruppe der Referendare am Preißschen Fenster erspäht. Die hübsche, fesche Nelly errötete und flüsterte der schlanken Freundin etwas Lustiges zu . . . die wandte lächelnd ihr Antlitz zur Seite, und Werner hatte einen Eindruck von etwas Stillem, geruhsam in sich selber sich Verschließendem . . . aber in diesem Augenblick hob die Dritte den roten Sonnenschirm . . . es war Elfriede . . .

Frau Kommerzienrat Reininghaus, geborene Lenzen.

Stramm und korrekt verneigte sich die Gruppe der Referendare am Fenster, förmlich dankten die Damen, doch rheinisch Blut ist rheinisch Blut . . . ein Lächeln stand auf den Lippen der Jünglinge, huschte über die Wangen der jungen Mädchen . . . nur die noch ortsfremde junge Frau blieb reserviert . . . und starr, mit zuckendem Munde, war Werner Achenbach ins Dunkel der Stube zurückgewichen . . .

Er hatte sie wiedergesehen — sie ihn nicht . . .

Von nun an war Werner der Tollste der Tollen. Immer neuen Flaschen wurde der Hals gebrochen, und Werner goß den feurigen Oberländer in sich hinein, als wenn's Wasser wäre . . . da drinnen brannte etwas, das wollte und wollte sich nicht löschen lassen . . .

Derbe Kneiplieder klangen zwischen dem Zechen.

Gegen sechs Uhr begann sich auch die Wirtsstube wieder zu füllen, die andern Tische wurden besetzt. Die Gruppe um den Juristenstammtisch vergrößerte sich — Bekannte der Herren kamen und reihten sich in das Gelage ein. Und an den andern Tischen sah man mit Neid halb und halb mit Spott zum Gerichtstisch hinüber, wo die allbekannten Persönlichkeiten, der Amtsgerichtsrat Tönnies, der Oberbürgermeister, der Stadtbaurat, ein paar Oberlehrer, die Rechtsanwälte und Referendare zechten wie junge Studenten . . .

Um zehn Uhr hieß es für Brüninghaus und Werner, die kein Domizil in Remscheid hatten, zur Eisenbahn aufbrechen. Arm in Arm, unsicheren Schrittes trollten sie durch die schon still gewordenen Straßen der fleißigen Stadt bergab, dem Bahnhof zu . . .

So kam es, daß Werner Achenbach in der Nacht nach seiner Vereidigung als Königlich Preußischer Gerichtsreferendar mit einem furchtbaren Rausch in sein Studierkämmerchen im friedlichen Elternhause heimkehrte.

III.

„Zittre, Remscheid, deine Richter nahen!"

Mit diesem Donnerwort sprang der kleine Referendarius Doktor Ernst Brüninghaus am andern Morgen um acht Uhr aus dem Eisenbahnabteil auf den Remscheider Bahnsteig. Werner Achenbachs lange Gestalt folgte, und die beiden Themisjünger pilgerten gravitätisch und im Bewußtsein ihrer ungeheuren Wichtigkeit dem Amtsgericht zu. Mit jenem weit ausgreifenden Leuenschritt, der einst die Wonne der Marburger und Bonner Mädchen gewesen war, und mit klapperndem Aufstoßen der Stöcke, stolzer denn ein paar Florentiner Nobili . . .

„Jetzt gib acht, Achenbach, jetzt kommt das Haus, wo Nelly Sieper wohnt — meine Oberflamme!"

Ein zweistöckiges, ehrwürdig stattliches Haus lag zur Linken, ein typisches, altbergisches Patrizierhaus. Mit „Leien", schwarzgestrichenen rechteckigen Schieferplatten war der ganze Bau, Dach wie Seitenwände, belegt. Schmuck und sauber zeichneten sich die schneeweißen Rahmen der Fenster und Türen ab, deren Formen und Verzierungen unverkennbar den Charakter eines ins Rokoko hinüberleitenden Barock zeigten . . . Das Dach verlief in zwei Absätzen, einem unteren, fast senkrechten mit vielen Mansarden-

fenstern und einem oberen stark abgeschrägten. Die Fenster schoben sich in die Höhe, statt daß man sie hätte nach außen klappen können; sie bestanden aus vielen kleinen, viereckigen, weißgerahmten Scheiben eines alten, rötlich schillernden Glases. Die Fensterläden waren grün gestrichen ... grün-weiß-schwarz, die Farben des nahen Westfalenlandes... Eine kleine Freitreppe führte zu der schön geschnitzten Haustür hinauf, von zierlich geschwungenem schmiedeeisernem Geländer gesäumt ... das typische bergische Haus, altväterisch vornehm, heimatlich traut ...

„Da unten ist Nellys Fenster — da sitzt sie immer und lacht, wenn ich sie grüße — zum Stehlen, sag ich dir!"

Aber heut war das Fenster dicht mit schneeweißen Gardinen verhangen — nichts regte sich —

„Aha — wird noch nicht vorgezeigt ... schade! Jammerschade!"

Und im Weiterschreiten erzählte Brüninghaus, daß seit gestern Nellys Cousine bei Siepers zu Besuch sei, Mathilde Heydenreich, die Tochter des großen Barmer Fabrikbesitzers Gustav Adolf Heydenreich... im Winter sei das junge Mädchen ebenfalls wie fast alle paar Wochen seit ihrer frühesten Kindheit bei Herrn Sieper, dem Bruder ihrer Mutter, zu Besuch gewesen, habe damals auf einem Ball bei Hasenclevers den aufsichtführenden Amtsrichter Ratzel kennen gelernt und sich acht Tage später auf einer

Abendgesellschaft bei Kommerzienrat Reininghaus mit ihm verlobt . . . Nun hätten Nellys Eltern die junge Nichte, an deren Verlobung sie sich mit Recht das Hauptverdienst zurechneten, abermals auf ein paar Wochen „auf den Berg“ eingeladen, damit sie in der Nähe des Bräutigams sein könne, um mit ihm die schönen Frühlingstage zu genießen . . .

„Donnerwetter, Brüninghaus, du bist ja glänzend informiert!“

„Versteht sich! Übrigens diese Mathilde — du hast sie ja gestern gesehen, ein Prachtmädel — aber einen blamablen Geschmack hat sie . . . dieser Ratzel . . . für Männer schon schwer genießbar — aber für ein junges Mädchen . . . brrr . . .“

— — — — — — — — — — — — — —

Der Vorübermarsch der beiden Referendare war nicht unbeachtet geblieben.

„Nelly! ’raus! Er kommt!“

Mathilde rief’s der noch sanft hinduselnden Cousine ins Ohr. Die fuhr auf, schwang in kühnem Bogen die zierlichen Beinchen aus dem Bett, und wie zwei Weihnachtsengel in ihren weißen Nachthemden und fliegenden Haaren huschten die schönen Mädchen zum Fenster und spähten hinaus.

„Is er nit süß?“ Nellys Augen verschlangen fast die zierlich-korrekte Gestalt des eleganten Sprossen einer Alt-Elberfelder Industriepatrizierfamilie. „Siehst du, er kuckt wieder nach meinem Fensterplatz

im Parterre — etsch, Doktor, werde noch nicht vorgezeigt! Hahaha!"

Amtsrichter Ratzels Braut schien mehr Interesse für den großen breitschultrigen Werner zu haben.

„Wer ist der andere?"

„Kenne ihn noch nicht — ist 'n Neuer."

„Kater haben sie, scheint's, alle beide."

„Natürlich gestern wieder bei Preiß verlängerten Frühschoppen gemacht. Kannst dich freuen, daß dein Bräutigam bei der Sauferei nicht mittut."

Mathilde ging langsam zum Bette zurück, setzte sich und zog die Strümpfe an. „Ich weiß nicht . . . so immer hinter seinen Büchern und Akten hocken —"

„Na — kannst ihn dann ja später erziehen."

„Erziehen? Einen Mann von achtunddreißig Jahren?"

„Pah — erzogen werden müssen sie alle . . ."

Mathilde schaute in eine unbekannte Ferne. —

„Was meinst du, Tilla, ob es wohl was wird — mit mir und dem Doktor Brüninghaus?" sagte Nelly und bückte sich dabei, um die Schuhe zuzuknöpfen.

„Kindchen — das mußt du doch besser wissen als ich?"

„Ja, weißte, Tilla, so'n Referendar — is doch eigentlich nich et rechte . . . Geld hat er ja, un Vatter wird auch nicht so sein . . . aber — ich weiß nich, wo ich dran bin mit ihm."

„Hast en sehr gerne?“

„Ach, Tilla . . . ich muß ihn haben . . . ich muß ihn haben! Sonst — — sonst —“

„Sonst — Nellychen?“

„Sonst nehm ich mir — ’nen andern . . .“

Da lachten die beiden schönen Kinder hell auf und küßten sich ab und träumten dann jede einen Augenblick lang nach etwas hin, das sie beide nicht kannten . . .

Nach etwas, das jedes Mädchenherz ersehnte, und das doch, sie wußten es aus all den Ehen ihrer Verwandten und Bekannten, nie Wirklichkeit ward — höchstens als der Traum und Rausch einer Hochzeitsreise . . . das immer alsbald unterging im Alltagskram, in Arbeitsleben, Haushalt- und Kindersorgen.

Besser, gar nicht davon reden . . .

Ehe bedeutete: wissen, wohin man gehört . . . versorgt sein fürs Leben . . . einen Mann haben, dessen Namen man trägt, dem man sein Haus führt, dessen Kinder man pflegt und erzieht . . .

Das hatte Mathildens Mutter der Tochter eingeprägt von Kindheit an. Sentimentalitäten kannte man nicht da unten in Barmen im stattlichen Hause des Färbereibesitzers Gustav Adolf Heydenreich . . .

Und als Ratzel gekommen war, ein Beamter zwar mit geringem Gehalt, doch persönlich sehr vermögend, geachtet, solid, vertrauenerweckend, da hatte

Mathilde zugegriffen . . . die Tochter einer prakti-
schen Welt . . .

Und nun war sie wieder droben in Remscheid
. . . zum ersten Male als offizielle Braut —

Mathilde trat zum Spiegel. Da schaute ihr das
leuchtende Bild eines jugendstrahlenden Menschen-
kindes entgegen, an dem alles Erwartung war und
freudiges Sicheinsetzenwollen, um das Glück ins Da-
sein zu zwingen und festzuhalten bis ans Ende der
Tage . . .

Und auf einmal warf Mathilde sich ungestüm
an den Hals der Freundin, daß die Nichtsahnende
wehrlos in die Kissen fiel, und die beiden Mädchen
hielten sich fest umschlungen und lachten und küßten
sich immer wieder, und in ihnen beiden schwoll Ju-
gendüberschwang und Glückverlangen, schwoll das
Verlangen nach jenem geheimnisvollen Etwas, das
sie noch nicht kannten, das aber, der Nüchternheit
ihrer Erziehung und Umgebung zum Trotz, in ihnen
harfte und schalmeite als heiße, unbewußte Sehn-
sucht, deren Erfüllung sie mit der Kraft ihres Herzens-
begehrens hineinzwingen wollten ins Dasein und fest-
halten bis ans Ende der Tage . . .

Arm in Arm schnurrten die beiden Mädchen
die breite Stiege mit dem niedern, wuchtigen Ba-
rockgeländer hinunter und traten in die Frühstücks-
stube, in der Vater und Mutter Sieper bereits ab-
gegessen hatten. Als dritter Gast saß Bruder Hugo

am Tisch, der Älteste des Hauses und bereits seit Jahren Teilhaber der Firma Carl Sieper & Sohn. Die Mutter saß beim Strickstrumpf, Vater und Erstgeborener über einen Schwall von Zeichnungen gebückt in ernster Beratung. Als aber die Mädchen eintraten, hellten beider Männer Blicke sich auf. Hugo, der die zu Gaste gekommene Cousine noch nicht begrüßt hatte, stand auf, ging ihr mit der ganzen chevaleresken Haltung, die der stramme, doch etwas schwerfällige bergische Fabrikantensohn seiner Stellung als Leutnant der Reserve des fünften Ulanenregiments in Düsseldorf verdankte, entgegen und küßte ihr die Hand. Aber die schlanke Braut lachte ihn aus, nahm den schmucken Vetter bei seinen beiden frischroten Backen und gab ihm einen herzhaften Schmatz auf den Mund.

Hugo strahlte: „Watt sehste nuh, Vatter?“

Vater und Sohn bedienten sich in ihrem gegenseitigen Verkehr mit Vorliebe des heimatlichen Idioms, wenn ihnen besonders behaglich oder besonders grimmig zumute war.

Vater Sieper schmunzelte von einem Ohr zum andern. Und das wollte etwas sagen, denn zwischen diesen beiden Ohren lag eine ganze Menge, womit er schmunzeln konnte. Eingerahmt durch das Weiß des ungelichteten tadellos gescheitelten Haupthaares und der kurzgehaltenen bis zu den Mundwinkeln vorspringenden Bartkoteletten — Kinn und Ober-

lippe waren stets sehr peinlich rasiert — glänzte ein breites, gesundfarbiges Gesicht mit scharf ausspringender Nase, schmalen, festgeschlossenen Lippen, die sich aber gern zu dröhnendem Lachen und ungern, doch energisch, wenn's nottat, zu dröhnendem Zürnen öffneten. Die kleinen muntern Augen sahen scharf und gebieterisch in die Welt, in der Carl Sieper sich recht wohl zu orientieren gewußt hatte; die Firma Carl Sieper & Sohn, Stahl- und Hammerwerk und Feilenfabrik, war als Stahlwerk die zweitgrößte, als Feilenfabrik die erste Firma am Platze.

„Morgen, Blagen!" begrüßte er Tochter und Nichte und streckte ihnen die beiden wuchtigen Tatzen entgegen. „Hast de gut geschlafen, Weit? Et erstemal als Braut? Und hast de auch watt Gut's geträumt?"

„Dank schön, Ohm, ich bin zufrieden!" lachte Mathilde und begrüßte die Tante, die ihre Stricknadeln nicht aus der Hand lassen mochte, mit einem Kuß auf die Stirn. Dann nahm sie neben dem Vetter Platz, mit dem sie von Kindesbeinen an auf dem Fuß eines verwandtschaftlich-scherzhaften Flirts gestanden hatte.

„Na, Hugo, wie geht et Geschäft?"

Hugo wies auf die Papiere.

„Viel zu tun un wenig zu verdienen! —"

„Och, dat sagt ihr immer!"

„Leider!“ Hugo erhob sich. „Du entschuldigst, liebe Tilla? Komm, Vatter — wir müssen arbeiten!“

Er rollte seine Zeichnungen zusammen und ging mit dem Vater in die „beste Stube“, um dort die sehr ernste Unterhaltung fortzusetzen, welche die Ankunft der „Weiter“ unterbrochen hatte ...

Es handelte sich in der Tat um eine Frage von äußerster Bedeutung für die Firma. Ein Pariser Professor hatte eine Erfindung gemacht, welche ein ganz neues Verfahren zur Umwandlung des Roheisens in Stahl zum Gegenstande hatte. Er hatte einen Ofen konstruiert, in welchem die Ausscheidung der Bestandteile, welche dem Eisen entzogen werden mußten, um es unbegrenzt schmiedbar, dehnbar und härtbar zu machen, durch Elektrolyse, anstatt, wie nach dem bisherigen Verfahren, durch die Hitze in Verbindung mit Durchführung eines Luftstromes und Zusatz gewisser Chemikalien, erfolgen sollte. Dies Verfahren würde nach dem Gutachten hervorragender Sachverständiger, welche vorlagen, eine völlige Umwälzung der Stahlfabrikation überhaupt, zum mindesten aber der Fabrikation feinen Werkzeugstahls zur Folge haben — wenn es sich in der Praxis bewährte. Nun hatte nach vorgängiger lebhafter Korrespondenz der Erfinder einen Vertreter nach Remscheid geschickt, um mit den Herren Sieper & Sohn wegen Erwerbung des gesetzlichen Schutzrechtes für

ganz Deutschland auf diese Erfindung, die aus zahlreichen Einzelpatenten bestand, in Unterhandlung zu treten.

So verlockend und überzeugend auch vom theoretischen Standpunkt aus die Neuerung erscheinen mochte, in der Praxis ergaben sich große Bedenken für die Herren Sieper & Sohn. Die Ansprüche des Erfinders waren enorm, und er übernahm keinerlei Garantie für die praktische Brauchbarkeit seiner Erfindung, verlangte aber eine Barkaufssumme von einer halben Million auf den Tisch des Hauses, ferner Beteiligung am Reingewinn des betreffenden Zweiges der Fabrikation auf die Dauer des gesetzlichen Schutzanspruches in Höhe von zwanzig Prozent. Die Anschaffung der nötigen Anlagen, deren gewichtigste die Aufstellung eines eigenen Elektromotors von sechshundert Pferdekräften sein müßte, sollte auf die alleinigen Kosten der Ankäufer erfolgen. Das war ein grimmiges Risiko . . . und was das Schlimmste war: die siebenhunderttausend Mark, welche die Erwerbung und Ausführung der neuen Erfindung erforderte, hätte Sieper entweder aus seinem disponiblen Privatvermögen entnehmen müssen, das kaum anderthalb mal so viel betrug, oder aber . . . fremdes Kapital hereinnehmen . . . Dann hatte man außer dem tantièmenberechtigten Patentinhaber noch einen zweiten fremden Willen im Hause . . . was den starrnackigen und selbstherr-

lichen bergischen Männern am wenigsten einleuchten wollte . . .

Schlug man aber aus, dann war alsbald ein Konkurrent im Besitz der Erfindung . . .

Zwar hatten — was anderseits wieder bedenklich stimmte — schon zwei heimische Konkurrenzfirmen den Erwerb der neuen Erfindung ausgeschlagen...

Aber ihre Vorteile waren zu einleuchtend . . .

Ja, das waren ernste Fragen... da mochte auch ein bergischer Schädel schon ein wenig brummen...

„Jo," sagte Vater Sieper und wischte sich mit dem haarigen Handrücken über die feuchtgewordene Stirn, „et es verdeck längeran nitt leicht, sich in der Industrie zurechtzufinden: man schnappt on schnappt on kömmt auf keinen grünen Frasen!"

Nach langem Beraten beschlossen die beiden, den Franzosen um jeden Preis festzuhalten, zunächst aber noch zu versuchen, ein etwas größeres Entgegenkommen herauszuschlagen . . .

„Maken mötten ver die Sake, do es nitt dröm heröm te kuemen!"

Und sorgenschweren Hauptes gingen der Millionär und sein Sohn in die Fabrik.

IV.

Die beiden Referendare hatten das Amtsgericht erreicht und begaben sich zunächst, wie stets, in das kahle, kühle Referendarzimmer. Dort trafen sie die Amtsgenossen, den Remscheider Kriekhaus und den Barmer Erkelenz.

Der schöne Erkelenz saß im offenen Fenster, rauchte eine Zigarette und schaute angelegentlich in den Hof hinunter, wo ein vielstimmiges Piepsen und Gackern ertönte.

„Morgen — na, Erkelenz, was machen Sie denn da?“

„Ich treibe meine Morgen-Statistik.“

„Wat machen Se?“

„Da unten ist der Hühnerstall der Kastellanin. Der weißen Henne sind vorige Woche elf Küken ausgekrochen, und da zähl ich jeden Morgen, ob sie noch da sind. Das ist gar nicht so leicht — die Dinger sind verflucht kribbelig.“

„Und du, Kriekhaus?“

Der saß bereits in eine schon ziemlich defekte und aus dem Schwarzen ins Grünliche hinüberschillernde Gerichtsschreiberrobe gehüllt und bereitete eifrig Protokolle vor.

„Ich habe Sitzungsdienst beim Aufsichtführenden. Und ihr, Herrschaften?“

„Ich muß bei Tönnies Protokolle in Rechtshilfesachen führen,“ sagte Brüninghaus.

„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen!“ trällerte Kriekhaus. „Dieser Gerichtsschreiberdienst — zum Kotzen! Dafür hat man sich nun drei Jahre auf deutschen Universitäten herumgetrieben!“

„Übrigens habe ich den Obersekretär Bohn neulich mal schön hineingelegt,“ erzählte er weiter. „Ich hatte also bei Tönnies Protokoll in der Schöffensitzung geführt und lieferte dem Obersekretär meine fertigen Protokolle ab. Er sah sie durch, guckte mich plötzlich an, als ob ich blödsinnig sei, und sagte empört: Aber Herr Referendar, wissen Sie denn nicht, daß in jedem Strafsitzungsprotokoll am Ende jeder Beweisaufnahme stehen muß: § 256 Strafprozeßordnung wurde gewahrt —!? —

„Ne, sage ich ganz belämmert, ne, Herr Obersekretär, das hab ich wirklich nicht gewußt. — Was steht denn in dem Paragraphen drin? — Bohn denkt einen Augenblick nach, kriegt einen roten Kopf und sagt sehr bedrippelt: Ich will mal nachsehen, Herr Referendar. — Keene Ahnung hat er!“

Die Themisjünger lachten hell auf.

„Was steht denn eigentlich in dem Paragraphen?“ fragte Werner.

„Daß der Angeklagte nach jeder Beweisaufnahmehandlung gefragt werden muß, ob er etwas zu erklären habe . . ."

„Aha — nun verstehe ich. Eigentlich doch ein schauderhafter Blödsinn, daß wir all diesen Krimskrams jetzt erst lernen müssen, statt vor der Universitätszeit!"

„Ja, gewiß!" sagte Kriekhaus. „Ich hab's auch schon heraus! Unser ganzer juristischer Studiengang ist Blödsinn! Erst kommen wir auf die Universität, ohne jede Spur von Anschauung, kriegen verschimmelte Rechtsgeschichte und aschgraue Theorie vorgequatscht und sollen „juristisch denken" lernen — — und dann, als Männer mit Titeln und Würden, müssen wir auf einmal Schreiberdienste tun und Schreiberarbeit lernen! Warum schickt man uns nicht vom Gymnasium aus erst mal zwei Jahre in die Gerichtsschreibereien und zeigt uns, wie das ganze Ding, die Juristerei, überhaupt in der Praxis aussieht? Dann würden wir mit ganz anderem Eifer und Verständnis auf der Universität studieren, und wenn wir dann noch zwei Jahre Praxis trieben, dann solltest du mal sehen, was wir für Assessorexamina machen würden . . . und was für Juristen wir werden würden!"

Ja, warum?!

Wie viele solche „Warums" waren schon in Werners jungem Leben aufgetaucht?! Wie unzählige

Male hatte seine Entwicklung vor ganz nutzlosen, kindischen Hemmungen gestanden, deren Überwindung eine Unsumme von Lebenskraft ganz unnötigerweise verschlungen hatte . . . und die doch mit einem ganz kleinen Aufgebot von gesundem Menschenverstand, ach, so leicht hätten beseitigt werden können?!

„Na, es wird Zeit zur Zivilsitzung!“ erklärte Kriekhaus, nahm seinen Aktenstoß, stülpte sein Sekretärbarett auf und ging in den Sitzungssaal.

Werner aber stieg in den ersten Stock und klopfte an Amtsrichter Ratzels Tür, um sich ihm vorzustellen.

„Herein!“

Werner sah sich einem hageren Manne gegenüber, der einen halben Kopf kleiner war als er selbst. Er trug schon die samtgesäumte Richterrobe, die in langen senkrechten Falten um seine Gestalt schlotterte. Das leicht ergraute Haar war gelichtet, der Schnurrbart noch fast schwarz.

„Referendar Doktor Achenbach aus Elberfeld. Ich möchte mich zum Antritt meiner Stage melden.“

„Ich danke Ihnen, Herr Referendar. Die übliche Form der Meldung ist: ich melde mich ganz gehorsamst zum Antritt meiner Stage. Das können Sie sich für zukünftige Fälle merken. Sie waren schon gestern nachmittag hier?“

„Jawohl, Herr Amtsrichter.“

„Schön. Nun, dann können Sie jetzt gleich mit hinunterkommen und der Sitzung beiwohnen — —

zu Ihrer Einführung in die Praxis. Das Weitere besprechen wir dann später."

Ist das alles?! dachte Werner.

Der Amtsrichter nahm sein Barett und schritt aus der Tür.

Kein menschliches Wort ... keine Begrüßung ... kein Willkommen.

An seiner Linken, die einen Stoß Bücher trug, blinkte der Verlobungsring ...

Und schattenhaft stieg vor Werner das Erinnerungsbild des schlanken, lichten Mädchens auf, das gestern an ihm vorübergeglitten ... „aber einen blamablen Geschmack hat sie —"

Der kleine Brüninghaus schien recht zu haben. —

Ein kahles, grau getünchtes Zimmer. An der einen Schmalwand die goldbronzierten Büsten der drei Kaiser, darunter ein Podium von drei Stufen, nach vorn durch ein plumpes Holzgitter abgeschlossen, das nur in der Mitte eine Tür hatte. Auf dem Podium ein langer Tisch, der vorne statt der Beine eine durchlaufende Bretterwand zeigte; die Platte mit stark verschlissenem grünem Tuch bezogen.

Hinterm Tisch Amtsrichter Doktor Ratzel, das samtgesäumte Barett auf dem gelichteten Haar. Neben ihm der Referendar Doktor Kriekhaus in der schäbigen Gerichtsschreiberrobe, und rechts und links die beiden zuhörenden Referendare ...

Vor dem Podium Pulte und Tische für die

Rechtsanwälte, die vor ihren Aktenhaufen arbeitend saßen, jeder einen harrenden Laufjungen neben sich, und des Augenblicks warteten, da ihre Sachen aufgerufen werden würden; an der Tür des Saales der Gerichtsdiener mit dem endlosen Verzeichnis der anstehenden Sachen . . . dahinter, dichtgedrängt, das „rechtsuchende Publikum“ . . .

Fast alles kleine Leute . . . wer sich's eben leisten konnte, ließ sich durch einen Anwalt vertreten. Lauter blöde staunende, in aufgeregter Angst auf den Aufruf ihrer Sache lauernde Gesichter . . . ein Dunst ging von dieser zusammengepferchten Menge aus, der sich atembeklemmend auf die Brust legte und die Tätigkeit der Sinne lähmte.

Klingelzeichen des Amtsrichters . . .

„Die Sitzung ist eröffnet!“

„Hasselbach gegen Schellmann!“

Rechtsanwalt Rudthart erhob sich, vierschrötig, schwarzbärtig, und da sich auf den Aufruf der Beklagte nicht meldete, so war anzunehmen, daß er gegen den Klageanspruch nichts einzuwenden haben würde, ihn also anerkennen müsse und lediglich deshalb nicht bezahlt habe, weil er sich nicht im Besitze des nötigen Kleingeldes befand . . . er mußte also im Versäumniswege nach dem Klageantrage verurteilt werden.

„Beantrage Versäumnisurteil. Beklagter geladen durch Akt Klopp vom zehnten dieses —“

Umständlich nahm Ratzel die Urkunde über die

Zustellung der Klageschrift an den Beklagten entgegen, prüfte sie sorgfältig, las die Klageschrift durch, verkündigte mit pedantischer Langsamkeit das Urteil:

„Es wird in Sachen des und so weiter gegen den und so weiter im Namen des Königs für Recht erkannt: der Beklagte wird verurteilt, an Kläger neunundzwanzig Mark fünfzehn Pfennige nebst fünf vom Hundert Zinsen seit dem Tage der Klagezustellung — als welcher der zehnte Mai dieses Jahres durch Akt des Gerichtsvollziehers Klopp dahier nachgewiesen ist, zu zahlen . . . sowie die Kosten des Rechtsstreits zu tragen. Das Urteil wird für vorläufig vollstreckbar erklärt.“

Wink an den Gerichtsdiener: Aufruf der Schnapsstimme:

„Senfft gegen Schmiedtmann!“

Nun war's an Rechtsanwalt Braselmann, Versäumnisurteil zu beantragen, da auch diesmal der Beklagte sich nicht meldete . . .

Und so ging's weiter, eine halbe Stunde lang, ein Versäumnisurteil nach dem andern, stets mit den gleichen formelhaften Worten beantragt und zuerkannt . . .

Während der an Gerichtsschreiberstelle amtierende Referendar Kriekhaus als hastig kritzelnder Protokollführer dem Gange der Verhandlung kaum folgen konnte, saßen die beiden zuschauenden Referendare zu stumpfsinniger Untätigkeit verdammt. Eine

Weile gewährte das Studium der Typen der Zuhörer eine gewisse Unterhaltung, dann aber sank lähmende, unhemmbare Gleichgültigkeit und Ermattung auf die unglücklichen jungen Justizbeflissenen herab.

Werner schrak ordentlich auf, als beim Aufruf etwa der dreißigsten Sache statt des gewohnten Antrages auf Versäumnisurteil die Stimme des Rechtsanwalts Braselmann erklang: „Ich vertrete den Beklagten."

„Die Sache wird später wieder aufgerufen!" sagte Amtsrichter Ratzel, und wieder weiter rauschte die Flut der Versäumnisurteile.

Endlich nach anderthalb Stunden begann die Verhandlung der „streitigen" Sachen.

Nun, hoffte Werner, würde es endlich etwas interessanter und belehrender werden.

Aber er sah sich abermals enttäuscht.

In den meisten Fällen waren beide Parteien durch die Rechtsanwälte vertreten. Dann trugen diese die Streitsache vor, in gedrängter Kürze, den Fall nur skizzierend, so daß Werner natürlich außerstande war, irgendwelchen Zusammenhang zu verstehen. Sie hatten in ihren vorbereitenden Schriftsätzen den Lebensvorgang, um den es sich handelte, bereits auf die juristische Formel gebracht, und diese Juristensprache verstand der Amtsrichter so glatt, daß er nach wenigen Minuten orientiert war. Dann verkündete

er entweder einen Beweisbeschluß, daß Zeugen oder Sachverständige vernommen werden sollten, oder er legte die Akten fort: Entscheidung in acht Tagen.

Anders verlief die Verhandlung, wenn statt der Anwälte die rechtsuchenden Parteien selber vor dem Gericht erschienen und ihre Streitsache im schlichten Deutsch ihrer Volkssprache vortrugen. Dann war der Amtsrichter plötzlich hilflos, nur geschult, juristische Begriffsmathematik zu treiben, völlig versagend gegenüber der primären juristischen Aufgabe, einen Lebenstatbestand in einen juristischen Tatbestand umzudenken.

Und dieses quälenden Schauspiels müßige Zuschauer waren die beiden Referendare . . .

Der hübsche Erkelenz beschäftigte sich bald nur noch mit dem Polieren seiner langen, rosigen Fingernägel. Werner Achenbach hatte den redlichsten Eifer, dem Gange der Verhandlungen zu folgen, aber das war unmöglich auf die Dauer. Schließlich entdeckte er im Zuschauerraum ein paar hübsche Fabrikmädels, die sich ebenso schaurig langweilten, wie er selbst: und ein lustiges Augenplänkeln begann zwischen den frischen Kindern des Volks und der „hohen Obrigkeit“ oben auf dem Podium . . .

Nach langen, endlos langen Stunden war die Erlösung gekommen . . .

In Schweiß gebadet, mit einem letzten Ruck sich aufrichtend, erklärte der Aufsichtführende die Sitzung

für geschlossen ... erhob sich und schritt würdevoll hinaus.

Die letzten Reste des Publikums verließen den Sitzungssaal ...

„Na, was sagst du nu?“ fragte Kriekhaus den Novizen.

„Ich sage, daß unser Herr Aufsichtführender ein Idiot ist!“ brauste Werner auf.

„Stimmt, aber dabei ein grundgelehrtes Haus und ein Mann von Zukunft, der zweifellos noch mal Oberlandesgerichtspräsident wird!“ lachte Kriekhaus.

Wernern war sehr jämmerlich zumute ...

Zwölf Jahre auf dem Gymnasium gewesen, fast vier Jahre auf der Universität ... und nun — Gerichtsschreiberlehrling...

V.

Nach Tische riß Werner sich aus dem Kreise der Kollegen los, die sich im Preißschen Garten zu einem Dauerskat etabliert hatten, und machte sich auf, um den Schauplatz seiner neuen Lebensphase ein wenig zu erkundschaften.

Wirr und wüst war ihm zumute. Sollte denn niemals Ordnung ins Leben kommen? War denn alles, alles immer anders, als es hätte sein müssen . . . sein können?!

Vielleicht lag's an ihm selbst, daß er die Ruhe nicht fand? Warum alles so schwer, so tragisch nehmen? Fanden sich doch die andern anscheinend ganz munter zurecht?

Oder war er besser als die andern? Schwamm er nicht, aller Erkenntnis und Selbstkritik ungeachtet, munter und widerstandslos im Strome?

Und um ihn brandete und brauste das Schaffen seiner bergischen Heimat . . .

Was könnte, was müßte der Jurist inmitten dieses ungeheuren Lebens sein?

Zum ersten Male begann Werner über den Sinn seines Handwerks nachzudenken . . .

Das Recht schaffen . . . die Gerechtigkeit im Weltleben verwirklichen . . . war das nicht eine Auf-

gabe, die weit über Menschenkräfte ging? Bedurfte es nicht göttlicher Allwissenheit und Allmacht, um dieses Ideal ins Leben hinüberzuleiten?

Was ist Wahrheit?! hatte achselzuckend jener gefragt, der von seinem Kaiser bestellt war, ein Richter zu sein zwischen dem auserwählten Volke und einem aus der Mitte dieses Volkes, der sich Gottes Sohn genannt hatte . . .

„Was ist Gerechtigkeit?!“ Mußte nicht auch auf diese Frage die Antwort nur ein skeptisches Achselzucken sein?!

War etwa das Gerechtigkeit, was jener im Namen des Königs als rechtens verkündigte, der hilflose Mann, der durch das Vertrauen einer hohen Justizverwaltung zum Aufseher des Dienstbetriebes am Königlichen Amtsgericht zu Remscheid bestimmt war?

Menschen übten Gottes Amt, saßen an Königs Statt zu Gericht über ihresgleichen . . . und wenn der törichte Ratzel sein Barett aufsetzte und ein Urteil verkündigte, nahmen nicht dann seine Züge eine närrische Grimasse von Machtbewußtsein und Unfehlbarkeitsdünkel an, als sei in der Tat mit dem göttlichen Amt auch göttliche Weisheit und Erleuchtung, mit der königlichen Vollmacht auch königliche Allmacht in ihm wirksam geworden?

Ob er, Werner, wohl auch einmal so werden würde? So selbstgenügsam und selbstgefällig?

Das lachende Waldtal war durchschritten; der Anstieg hatte begonnen. Schon hoben sich aus Büschen und Gärten die Fabriken, die stattlichen Villen des Vorortes Ehringhausen . . .

Zu seiner Linken tauchte fensterblinkend eine schloßartige Villa aus dunklen Tannengruppen und hellbraun belaubten Blutbuchenwipfeln. Kurzgeschorener Teppichrasen stieg von dem schmiedeeisernen Gegitter bis zur Freitreppe vor dem Eingang hinan; mit Veranden und Balkonen war nicht gespart worden. Hinter den Scheiben des Wintergartens streckten sich Palmenfächer; über die Brüstungen der Altane wucherten blühende Geranienstauden und die Ranken des italienischen Efeus. Überall ein verschwenderisches Behagen . . .

Werner fragte einen vorüberschreitenden Landbriefträger, wem die Villa gehöre?

„Die hüet dem rieken Reininghaus!“ war die Antwort.

Also wirklich! Da wohnte *sie*... Elfriede...

Hahahaha!! — —

Ja freilich . . . Herrin eines solchen Schlosses zu werden . . . wenn *die* Aussicht winkte — dann hatte das arme Studentlein keine Chance mehr . . .

Nein, sie hatte ja recht getan . . . tausendmal recht . . . er — was hatte er zu bieten gehabt?! Nichts als ein unentweihtes, aber auch ungefestigtes Herz.

Durfte er ihr zürnen? Nein, nur sich selber, daß er überhaupt so kindisch gewesen war, ein Mädchenlos an sein gestaltlos schwankendes Schicksal ketten zu wollen . . .

Sieh da . . . die blinkende Tür droben öffnete sich . . . eine Dame trat heraus, schritt über den leise knirschenden Kies dem Steinportal zu . . .

Werner drückte tief, tief den Hut in die Stirn und schritt rasch von dannen . . . es war eine Flucht . . . Flucht vor einem Wiedersehen, das er nicht ertragen hätte . . .

Und die junge Frau Kommerzienrat Reininghaus wurde des Wanderers nicht gewahr, der vor ihrem Park gestanden und zu den Fenstern hinaufgestarrt, hinter denen sie regierte. — —

Dumpfer Trotz grollte in Werners Herzen. Oh, wenn er sie einmal wiedersähe, sie ihn . . . dann wollte er wer geworden sein . . . dann wollte er vor ihr stehen als ein Mann, vor dem die Welt den Hut abzöge . . .

Er fühlte den Entschluß und die Kraft in sich, solch ein Kerl zu werden.

VI.

Amtsrichter Doktor Hermann Ratzel hatte sein Mittagessen verzehrt, das er nicht mit seinen Kollegen zusammen im Hotel Weinberg oder bei Preiß, sondern stets einsam in seiner Junggesellenwohnung einnahm, war dann, todmüde von den Strapazen der Vormittagssitzung, auf sein Kanapee gesunken und hatte einen langen, von wüsten Träumen gequälten Schlaf getan. Um vier Uhr hatte seine Wirtin ihn geweckt, und er war zum Hause des Herrn Carl Sieper gegangen, um seine Braut zum ersten gemeinsamen Spaziergange abzuholen.

„Wie, mein Liebling, du bist allein?"

„Ja — warum denn nicht?"

„Es ist doch nicht Sitte, daß ein Brautpaar unbegleitet spazieren geht?"

„So? Hier im bergischen Lande findet niemand was dabei."

„Hm... das ist ja erbaulich. Bist du dessen auch vollkommen sicher?"

„Na, ich kann ja meine Cousine holen."

„Aber nein, mein Liebling... ich bin ja natürlich sehr entzückt, daß ich dich einmal ein Stündchen ungestört für mich allein haben soll . . . ich werde mich

schnell an diesen verlockenden Gedanken gewöhnen. Darf ich um deinen Arm bitten?"

Sie waren ein stattliches Paar. Der Amtsrichter ein wenig hager, doch sehr vornehm in der Schneider-eleganz seiner äußeren Aufmachung, der untadeligen Haltung, der gemessenen Sicherheit seines Auftretens; die Braut in der prangenden Fülle ihrer zwanzig Jahre und ihres sächsisch-fränkischen Mischungs-blutes, dem lichten Sommergewande, dem rötlich-blonden Flechtenbau über der durchsichtigen Haut, dem zarten Wangenschimmer, dem scharf umzeich-neten Grauauge. Keiner, der den Zweien nicht nach-geschaut hätte . . .

Das merkte der Amtsrichter wohl, und das pein-liche Gefühl: ob man's wohl auch nicht als un-passend empfinden möchte, daß er mit seiner Braut ohne Begleitung spazieren gehe, verließ ihn nicht ganz; immerhin — er machte mit seiner Auserwähl-ten gute Figur — das fühlte er, und das tröstete ihn.

„Wo gehen wir denn hin?"

„Ich erwarte deine Vorschläge, mein Kind. Du bist ortskundig, ich habe in den acht Monaten, seit ich herversetzt wurde, kaum Zeit gehabt, einen anderen Weg zu machen als den zwischen meiner Wohnung und dem Gericht."

„Armer Mann — so beschäftigt? Im allge-meinen haben's die Herren Juristen hier doch wahr-

haftig nicht so schlimm ... man sieht sie mehr bei Preiß und in der Concordia, als auf dem Wege zum Gericht."

„Liebe Mathilde, ich bitte mich nicht mit dieser Sorte von Juristen in einen Topf zu werfen, die dieses leichtsinnige Rheinland hervorbringt. Ich bin kein Säufer und Tagedieb wie ... gewisse Herren Kollegen. Ich fasse meinen Beruf und das Leben überhaupt sehr ernst auf."

„Aber Amtsgerichtsrat Tönnies soll doch so tüchtig sein. Und er ist so beliebt."

„Über seine Tüchtigkeit erlaube ich mir kein Urteil. Aber beliebt zu sein ist keine Kunst, wenn man sich zu jedermanns Zechkumpan erniedrigt. Das wird man freilich an mir nicht erleben. Und darum werde ich auf Beliebtheit in dieser angenehmen Stadt wohl verzichten müssen."

„Magst du Remscheid nicht?"

„Ich kann mich mit dieser Bevölkerung nicht zurechtfinden. Das hat keinen Respekt, kein Distanzgefühl ... es war eine Dummheit von mir, mich herversetzen zu lassen ..."

„Sehr schmeichelhaft für mich ..."

„Aber mein Liebling, das steht doch natürlich auf einem ganz anderen Blatt —"

„Das will ich auch hoffen!" Das schöne Mädchen drückte den Arm des Bräutigams. Sie hatte ein Verlangen nach Zärtlichkeit, nach Freude. Er war

doch ihr Verlobter und sie machten den ersten Spaziergang ihres Lebens zweieinsam . . .

„Aber Mathilde, das fällt ja auf, wenn du so — —“

„Meinthalb laß es auffallen! Die Leute können ruhig wissen, daß ich dich leiden mag —“

„Es ist geschmacklos, auf der Straße zärtlich zu sein —“

„Zärtlich? Nennst du das zärtlich, wenn ich dich mal in den Arm kneif'? Du, da hab' ich doch andere Begriffe von Zärtlichkeit.“ Verlangend sah Mathilde den Verlobten von der Seite an . . . sie lechzte nach Wärme, nach einem Blick der Sehnsucht . . . es mußte doch jetzt irgend etwas kommen, der Mann, an dessen Arm sie hing, mußte ihr doch zu fühlen geben, daß er stolz und glücklich sei, an ihrer Seite gehen zu dürfen . . .

Der Amtsrichter fühlte diesen verlangenden Blick, — fühlte das Begehren, das ihm entgegenstrebte... das war ihm schrecklich . . .

„Wenn wir zu Hause bei deinem Onkel sind, mein Herz, dann hast du über deinen Kavalier zu befehlen. Hier draußen müssen wir Rücksicht auf die Leute nehmen. Vergiß nicht, daß ich in dieser Stadt eine exponierte Stellung einnehme.“

„Ich werd's mir merken!!“

Stumm ging das verlobte Paar fürbaß

Erst nach geraumer Weile kam das Gespräch

wieder in Gang ... der Amtsrichter erzählte von Eltern und Geschwistern ... Mathilde von Pensionserlebnissen, von der Barmer Geselligkeit, vom Musikleben und vom Stadttheater ...

Und im Laub der Buchen am Wegrand flöteten die Amseln, schwatzte der Distelfink.

VII.

Vater und Sohn Sieper saßen im Kontor und starrten mit zusammengesteckten Köpfen auf ein Telegramm, das soeben auf einen mit Zeichnungen und Kalkulationen über und über bedeckten Tisch geflogen war. Es kam aus Paris vom Vertreter des Erfinders jenes neuen Verfahrens zur Bereitung von Stahl mittels Elektrizität und akzeptierte die letzten Propositionen der Firma.

Der Würfel war gefallen. Der Franzose hatte sich noch fünfzigtausend Mark und fünf Prozent Tantième abhandeln lassen . . . man war einig, und nun würden heiße Monate kommen . . .

Aber was für den Augenblick noch dringlicher war: es galt, unverzüglich die Barsumme zu beschaffen, die dem Pariser auf den Tisch des Hauses zu legen war.

Es gab zwei Möglichkeiten: Vater Sieper konnte die Summe aus seinem Vermögen entnehmen. Dann blieb die Kirche im Dorfe . . . aber wenn sich die neue Erfindung nun doch nicht im erhofften Maße bewährte? Drei Viertel des Familienvermögens würden fortan auf Risiko stehen.

Oder man konnte fremdes Kapital heranziehen.

Dann hatte außer dem Franzosen noch jemand Fremdes dreinzureden . . .

Es war ein unbehaglicher Moment für die beiden selbstherrlichen Männer, namentlich den Vater, der alles seiner eigenen Kraft verdankte und niemals einen andern hatte hineinschauen lassen . . . außer seit einigen Jahren den Sohn, doch der war Blut von seinem Blut und im wohlbegründeten Respekt vor seines Vaters Tüchtigkeit erzogen . . .

„Ja, Vatter, dann soll doch wohl nix übrigbleiben, dann sollen wir wohl en Kapitalisten hereinnehmen müssen."

„Verdeck! dann sind wir nitt mehr Herr im eigenen Hause!"

Und die Männer gingen den Kreis ihrer in Frage kommenden Bekannten durch. Alle waren entweder nähere oder entfernte Konkurrenten oder mit der Konkurrenz irgendwie liiert.

Schließlich fiel dem Sohne der Referendar Doktor Kriekhaus ein.

„Watt?! Der mit der Watschenphysiognomie?!"

Ja, der. Sein Vater war vor fünf Jahren als schwer reicher Mann gestorben. Die Firma, ein großes Emaillierwerk, war in eine Aktiengesellschaft verwandelt worden. Der Sohn verwaltete das Vermögen seiner Mutter, seiner beiden jungen Schwestern und sein eigenes.

„Geld haben die ja — aber ob da anzukommen is?!"

Ein telephonisches Gespräch; eine halbe Stunde ungeduldigen Wartens, dann stand der junge Jurist mit dem ewigen fatalen Lächeln zwischen den derben Fabrikanten. Das von ihm verlangte Ehrenwort auf Diskretion gab er, ohne mit der Wimper zu zucken, und alsbald war er eingeweiht und orientierte sich mit einer Intelligenz und einem geschäftlichen Scharfblick, der nur aus der erblichen Belastung durch drei Generationen aufstrebender Vorfahren zu erklären war.

Er benahm sich tadellos. Mit größter Ruhe prüfte er die Gutachten der Sachverständigen über die neue Erfindung, ließ sich die Zeichnungen und Modelle vorführen und erläutern und stellte zahlreiche Fragen, aus denen deutlich zu ersehen war, daß er nicht mit blinden Augen durch die Welt der Eisenindustrie hindurchgegangen war, aus deren Schoß er hervorgegangen, in deren Mitte er groß geworden war.

Gelassen nahm er die Vorschläge der Fabrikanten über die Form einer eventuellen Beteiligung entgegen, machte sich eine Unmenge stenographischer Notizen, bat schließlich, noch einen Rundgang durch die Fabrik machen zu dürfen, während dessen das malitiöse Lächeln den Ausdruck einer intensiven Aufmerksamkeit nicht völlig verdeckte; erhielt die Erlaub-

nis, den Rechtsanwalt Ruthart ins Vertrauen ziehen zu dürfen, und empfahl sich dann sehr liebenswürdig mit der Zusicherung, binnen drei Tagen eine Erklärung abgeben zu wollen.

Vater und Sohn sahen sich einen Augenblick stumm in die Augen, als er fort war.

„Der bringt et gewiß noch führan in der Welt," meinte Vater Carl.

„Bei dem sollen wir wohl die Augen offen halten müssen," brummte der blonde Reserveleutnant der Fünften Ulanen. —

Nach wenigen Tagen kam die Erklärung: die Familie Kriekhaus sei einer Beteiligung an dem Unternehmen der Herren Sieper & Sohn nicht grundsätzlich abgeneigt, verlange aber die Umwandlung der Firma in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und die Bestellung des Referendars Doktor Wilhelm Kriekhaus zum Mitgeschäftsführer.

Die beiden Siepers waren wütend und erwogen nochmals die Übernahme des ganzen Risikos auf das Familienvermögen.

Aber allmählich fanden sie sich wohl oder übel in den Gedanken und begaben sich mit dem jungen Juristen zum Amtsgericht. Doktor Ratzel mußte seinen vierundzwanzigjährigen Untergebenen als Teilhaber und Mitleiter einer der ersten Firmen am Platze eintragen. Der Firma, mit deren Nichte er sich verlobt hatte. Das ging ihm sehr wider den

Strich, und er überlegte, ob nicht vom disziplinaren Standpunkte aus gegen die Übernahme einer solchen Stellung seitens eines jungen Justizbeamten Einspruch zu tun sei. Aber es war keine Möglichkeit, und der Herr Aufsichtführende mußte wenige Tage später mit dem neuen jugendlichen Associé seines künftigen Schwiegeronkels auf die Zukunft des neuen Unternehmens anstoßen.

VIII.

„Carl Sieper und Frau erlauben sich, Sie auf Samstag sechs Uhr zum Mittagessen im Familienkreise freundlichst einzuladen.“

Dies Kärtchen fand Werner eines Morgens auf seinem Arbeitsplatz in der Referendarstube und hielt es Kriekhaus hin.

„Hast du eine Ahnung, wer mir die Ehre verschafft hat?“

Kriekhaus schmunzelte verschmitzt. „Der neue Geschäftsführer der Firma Carl Sieper & Sohn G. m. b. H.“

„Versteh nich.“

Kriekhaus klärte den Freund auf. Der war äußerst überrascht und gratulierte von Herzen.

„Aber . . . was bedeutet denn die Einladung?“

„Die Gründung wird begossen. Im engsten Kreise. Siepers, Mathilde Heydenreich, der Besuch, und natürlich deren Bräutigam, unser Herr Aufsichtführender, meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich. Fehlt ein junger Herr, ergo hab' ich mir erlaubt, dich vorzuschlagen.“

Brüninghaus und Erkelenz kamen.

„Woher so spät?“

Schon eine kleine Tennispartie gemacht . . . mit den Schwestern Kotthaus . . ."

„Natürlich! Ihr Faultiere!"

„Ihr Streber — pfui Deubel!" —

Die Referendare hatten die Aufgabe, die Besucher des Gerichts, die irgendein Anliegen vortragen wollten, zunächst zu empfangen und ihre Wünsche entgegenzunehmen. Handelte es sich um Dinge, die nur durch einen der Amtsrichter oder aber auch nur durch die Gerichtsschreibereien zu erledigen waren, so hatten die Referendare die Rechtsucher an die betreffenden Stellen zu weisen. Andernfalls mußten die Wünsche der Besucher zu Protokoll genommen und dem Richter, zu dessen Dezernat sie gehörten, zur weiteren Bearbeitung vorgetragen werden.

Kriekhaus und Brüninghaus waren den um acht Dienstmonate jüngeren Kollegen Erkelenz und Achenbach bei diesen Geschäften natürlich um ein Erhebliches an Sicherheit voraus. Aber Brüninghaus war nicht imstande, den Ernst und die Sammlung aufzubringen, die vonnöten gewesen wäre, um die vielfachen Anliegen der Besucher sachgemäß in Behandlung zu nehmen. Als künftiger Regierungsreferendar betrachtete er die zwei Dienstjahre bei der Justiz nur als ein notwendiges Übel, als eine Verzögerung seiner eigentlichen Karriere — die mit Anstand ertragen werden mußte, aber sein Behagen möglichst wenig sollte trüben dürfen. Elegant und gepflegt und

wohlgelaunt wie immer saß er in der Referendarstube, trieb mit den rechtsuchenden Parteien allerhand Allotria und war seelenfroh, wenn ihm Kriekhaus die Verhandlung möglichst bald abnahm.

Und dann hörte Werner voll aufrichtiger Bewunderung zu, wie der kaum um ein Jahr ältere Kollege sich mit ein paar Fragen orientiert hatte und nun ein Protokoll aufsetzte, welches das Anliegen des Gesuchstellers auf die knappste Fassung brachte. Sie hatten doch beide auf dem ganz im Sinne der alten Zeit geleiteten Elberfelder Gymnasium die Schule durchgemacht . . . dann waren beide zwei Jahre in den bunten Betätigungen des Corpslebens aufgegangen, Kriekhaus noch dazu auf den Modeuniversitäten der westdeutschen jeunesse dorée, in Bonn und Heidelberg . . . und während des dritten Studentenjahres, das er in Berlin zugebracht, wollte man ihn häufiger in den Blumensälen als in den Kollegs bemerkt haben — wann und wo hatte er sich seinen juristischen Scharfblick und seine anscheinend nicht unbeträchtlichen Rechtskenntnisse angeeignet?

Werner kam zu dem Schlusse, daß es wohl auch auf dem Gebiete der Jurisprudenz geborene Genies geben müsse, denen alles Erlernbare nur wie eine Bestätigung der in ihnen latent vorhandenen Anlagen anfliege.

— — — — — — — — — — — —

Und nun war der Festabend gekommen.

„Mama, gestattest du — mein Freund und Kollege Doktor Werner Achenbach — meine Mutter, meine Schwestern Bertha und Sophie —“

Eine zarte, ergraute Dame, verschüchtert und verknittert, raschelnd in schwerer Seide — und zwei blonde, bildhübsche Mädeln ... die ältere dem Bruder fast komisch ähnlich, nur daß ihre Augen blau waren statt seiner braunen und ihr Haar licht ... aber dieselbe starke Nase, dasselbe verschmitzte Lächeln um den Mund ...

Die andre der Mutter Ebenbild, wie sie einmal jung gewesen sein mochte ... sanfte, scheue Braunaugen unter weißer Kinderstirn ...

„Gnädiges Fräulein, ich werde nachher die Ehre haben, Sie zu Tische zu führen ...“

Errötend, wortlos nickend, dankte das Backfischchen ... zum ersten Male „gnädiges Fräulein“ ... welch ein weihevoller Augenblick ...

„Herr Amtsrichter, darf ich um die Ehre bitten, Ihrem Fräulein Braut vorgestellt zu werden?“

„Liebe Mathilde — gestattest du? Unser jüngstes Gericht, Herr Kollege Achenbach ...“

Jüngstes Gericht — Kollege?! Das mußte aufs Konto der Feststimmung kommen ... sonst redete der Aufsichtführende seine jungen Herren stets „Herr Referendar“ an ...

Zeremonielle Verbeugung — dann Aufblick . . .
zwei Augenpaare begegneten sich . . .

„Darf ich einen verspäteten Glückwunsch aussprechen, mein gnädiges Fräulein?“

Leicht neigte sich das feine, weiße Köpfchen mit den schweren roten Flechten . . . wandte sich dem Verlobten wieder zu . . .

— — „Et is angerichtet,“ rief Mama Sieper. „Wenn die Herren so gut sein wollen un die Damen zu Tisch führen!“ —

Hei, wie die Fräcke, die hellen Sommerfähnchen, die raschelnden schweren Atlaskleider durcheinander quirlten!

Doch endlich hatte alles Platz gefunden — Mama Kriekhaus, gütig lächelnden, welken Angesichts, an der Spitze, eingerahmt von dem Ehepaar Sieper; rechts von Mutter Sieper der künftige Schwiegersohn ihres Bruders, der Aufsichtführende, nebst seiner Braut, neben ihr Werner mit der jüngsten Kriekhaus. Dieser gegenüber ihr Bruder Wilhelm als Nellys Kavalier; zu ihrer Rechten Hugo Sieper mit Bertha Kriekhaus . . .

Die Nachmittagsonne blinkte auf altem, prachtvollem Kristall, auf schwerem Familiensilber, auf zartem Frühlingsblumenschmuck . . . festlich leuchtend hoben sich die lichten Gestalten der Mädchen, die frischen Gesichter der jungen Männer, die weißen Scheitel der Eltern vom dunklen Grunde der ehr-

würdigen Mahagonimöbel, der mattgolden flimmernden Ledertapete ...

Und Werner sog mit allen Sinnen den Zauber des Augenblicks in sich ein ...

Wenn er aber dann einmal seinen Blick zur Linken leitete, so sah er das Brautpaar von der Seite, sah, wie sich Mathildens feines weißes Profil von dem starren Barte, der ledergelben Gesichtsfarbe des Verlobten abhob ... sah das weiche Rund ihrer Arme, ihres Halses sich abzeichnen von der hageren, schwarzbefrakten Gestalt des Mannes neben ihr, dem krachenden Vorhemde, den gelben, langbehaarten Händen mit den endlosen knochigen Fingern ... dann ergriff ihn ein ästhetisches Mißbehagen ... und wenn das Lächeln des Bräutigamsstolzes die schmalen Lippen und gefurchten Wangen des Richters zu einer tragikomischen Grimasse verzog, dann wallte in ihm ein dunkles, dumpfes Gefühl von Bitterkeit auf ...

Einen Blick, der dies Empfinden widerspiegeln mochte, hatte Wilhelm Kriekhaus verfolgt und raunte über den Tisch herüber Werner zu:

„Ratzel als Amoroso — zum Brüllen, was?"

Dafür bekam er von Nelly, seiner Tischnachbarin, einen Klaps mit der Serviette.

„Meinen Sie vielleicht, Sie würden in dieser Situation genießbarer aussehen?"

„Das kommt ganz darauf an, wer meine Part-

nerin sein würde. Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, daß ich mich an Ihrer Seite glänzend ausnehmen müßte."

„Mein herzlichstes Beileid zu Ihrem Mangel an Selbsterkenntnis!"

„Sie unterschätzen sich, Fräulein Sieper! Selbst ein Faun wird zum Adonis, wenn Sie ihn anstrahlen!"

„Was Ihnen allerdings niemals passieren wird!"

„Achenbach — Schwester Sophie — ihr seid Zeugen — is das nu nich gestrahlt, was se da tut? Und das geht doch auf mich!"

„Farbenblindheit! Größenwahn!"

„Kann sein: aber ich habe eben immer hoch hinaus gewollt. Artige Kinder verlangen nichts, sie kriegen aber auch nichts, sagt Bismarck. Ich bin ein unartiges Kind, deshalb hab' ich auch immer gekriegt, was ich haben wollte!"

Ja, es ließ sich nicht verkennen: der neue Sozius machte der Tochter der Firma den Hof „op Düwel kohm erut" — wie der Bruder Hugo es im Stillen bei sich nannte . . .

Und Nelly lächelte diesen Gunstbewerbungen so gnädig, wie sie in voriger Woche bei Hasenclevers drüben auf Ehringhausen denen des Referendars Brüninghäuschen gelächelt hatte . . .

Vater Sieper war sehr vergnügt. Er schüttelte ab, was ihn an Sorgen und Verstimmungen quälte

... die Angst um den Erfolg der Neuerung, an die er seine geschäftliche Unabhängigkeit und den Ruf seiner Firma gewagt ... die tausend täglichen Reibungen mit den Lieferanten der neuen Maschinen, den Architekten, den Ingenieuren, den eigenen, jeder Neuerung schwerfällig abgeneigten Arbeitern ... er wollte heut vergnügt sein ... und wenn er vergnügt war, dann mußte er necken. Als dankbares Objekt bot sich der Aufsichtführende.

„Ja, sehn Se, Herr Doktor," sagte er zu seinem künftigen „Schwiegerneffen", „was wir Männer von der Praxis sind, wir haben es nicht so bequem gehabt wie ihr Gelehrten, wir haben uns von unten heraufkrabbeln müssen. Dafür verstehn wir aber auch unsren Kram aus dem FF!"

„Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß Sie in dieser Beziehung vor uns Männern der Wissenschaft etwas voraus haben?!" erwiderte der Amtsrichter feindselig.

„Den Düwel ohch ... ech sall mech wall wahren! Mer kann nitt wissen, wann mer mit den Herren vom grünen Tische in angenehme Berührung kömmt. Aber mer liest jetzt soviel in der Zeitung vom Mißtrauen des Volkes in die Rechtspflege, on wenn mer sich umhört: jeder, der mit dem Gericht zu dhun kriegt, schlägt drei Krützer!"

„Das ist auch so eine bedauerliche Hetzphrase der Presse!" sagte der Amtsrichter scharf. „Die wissen-

schaftliche Ausbildung des deutschen Juristenstandes ist über jede Anzweiflung erhaben."

„Möglich," sagte Vater Sieper ruhig. „Aber vom Leben on von der Praxis, da verstehn die hohen Herren meistenteils bitter wenig. Ihr' Paragraphen, die kennen se in- on auswendig, aber watt et Volk braucht, on watt et Volk denkt —"

„Ich glaube, es kommt wenig darauf an, was das Volk denkt! Wir Richter sind von Seiner Majestät dazu angestellt, um als seine Stellvertreter das geltende positive Recht anzuwenden, nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Ansehung der Person, ohne nach rechts und links zu schauen, und ohne nach den Folgen zu fragen! Gefühlsjurisprudenz treiben wir allerdings gottlob nicht, wie in Frankreich, wo man schöne Frauen freispricht, die den Gatten niederschießen — wenn — na, Sie wissen schon!"

Vater Sieper ließ sich nicht einschüchtern. Er versetzte dem Amtsrichter ein ganzes Schock Beispiele von Entscheidungen der Gerichte, in denen das Urteil die unbefangene Empfindung des Laien verletzt habe, und über jedes einzelne entspann sich eine lebhafte Diskussion zwischen den Männern. Immer konnte der Amtsrichter an der Hand der Gesetzesbestimmungen dem Fabrikanten nachweisen, daß das Urteil dem geltenden Rechte gemäß gar nicht anders habe ausfallen können.

„Wenn datt wahr is," rief Vater Sieper, „dann haben wir vielleicht gute Richter, aber et Recht selber is schlecht! Datt is Jacke wie Hose! On datt muß anders werden! sonst braucht mer sich nitt zu wundern, datt et Jahr für Jahr mehr Sozialdemokraten gibt!"

Die Männer hatten rote Köpfe bekommen. Frau Sieper und Frau Kriekhaus legten sich ins Mittel und suchten ein anderes Thema anzuschlagen: und ganz erschrocken fuhr auch Mathildens feines Profil zu dem erhitzten Gesichte des Verlobten herum. Sie war in einer ganz anderen Welt gewesen.

Werner Achenbach hatte sie gefragt, wie das Barmer Theater zurzeit sei: sie hatte die Direktion Brandt gelobt und von den Stücken erzählt, die sie kennen gelernt. Schönthansche, Blumenthalsche, Kadelburgsche Lustspiele . . . Operetten . . .

Das alles sei überhaupt kein richtiges Theater, hatte Werner gemeint. Das alles seien nur Hanswurstereien . . . ob sie denn auch einmal große Sachen gesehen habe . . .

Ja, den Faust einmal auf Reisen, am Kölner Stadttheater . . . aber der sei ihr zu hoch gewesen . . .

Da war Werner Achenbach auf einmal warm geworden und hatte angefangen, ihr den Faust zu erklären . . . es hatte sich herausgestellt, daß Mathilde den Schumann'schen Faust in der Barmer Concordia mitgesungen hatte und sonach eine ganze Anzahl

Szenen aus der Dichtung fast wörtlich auswendig kannte, ohne sich jemals Gedanken über ihren Sinn und Zusammenhang gemacht zu haben . . . den rollte ihr nun die lebendige, glühende Schilderung des jungen Referendars auf, und vor dem Auge des Barmer Industrietöchterleins stieg zum ersten Male die Ahnung von einer Wunderwelt der Dichtung empor, die bisher niemals zu ihr gesprochen hatte, weder aus den Klassiker-Interpretationen der höheren Töchterschule, noch aus den amüsanten Plaudereien des eleganten Literaturprofessors in Lausanne . . .

Schüchtern und vernachlässigt hatte Werners eigentliche Tischdame, das jüngste Kriekhausmädchen an der Seite ihres Kavaliers gesessen . . . denn auch das Paar ihr gegenüber, ihr Bruder und das neckische Töchterlein des Hauses, waren ganz in ein Gespräch versunken . . .

Nun zerrissen die fast zänkisch lauten Stimmen am oberen Tische plötzlich die Fäden des leisen Geplauders hüben und drüben, und die vier Partner fuhren wie schuldbewußt auf . . . Werner bat seine Dame verlegen um Entschuldigung, daß er ihr so lange den Rücken zugedreht und ihr Glas seit einer halben Stunde leer gelassen... und Mathilde wandte sich voller Selbstvorwürfe dem Verlobten zu...

Ob der wohl auch so von den Dichtern schwärmen könnte, wie sein junger Untergebener? Törichter Gedanke! — Er war ja ein „ernster Mann“ — wie er

selbst bei jeder Gelegenheit betonte... und auch bei seiner Brautwerbung betont hatte...

Ein ernster Mann... das gerade hatte ihr so ungeheuer imponiert, ihr, dem zwanzigjährigen Kinde... das hatte so vertrauenerweckend, so schutzverheißend geklungen... und freudig hatte sie sich gelobt, in dies ernste Mannesleben Glanz und Sonnenschein hineinzutragen... o ja... sie wollte seine Sonne werden... in diesem Augenblick, als sie ihn so erregt, so düster dasitzen sah, gelobte sie sich's zum zweiten Male...

Aber wie schön war's gewesen, aus dem Munde des Jünglings neben ihr die frohe Botschaft der Schönheit, die Ahnung eines höheren Lebens zu vernehmen. —

Mutter Sieper hob die Tafel auf... es gab Kaffee, Liköre, Zigarren...

Und dann mußte Mathilde an den Flügel.

Donnerwetter! Werner Achenbach horchte auf, inmitten eines lebhaften Geplauders der Männer über die bevorstehende Landtagswahl im Kreise Lennep... was war das?! Das war ja — Musik?! Nicht das übliche Dessertgeklimper, wie man's bei den heimischen Gesellschaften sonst zu hören bekam.

Er löste sich langsam aus dem Kreise der kannegießernden Herren und schob sich der Flügeltür zu, die zur guten Stube führte. Und überlegte: das konnte doch nur Mathilde sein...

Er wußte: da unten in Barmen gab's eine alternde Klavierlehrerin, die Tochter eines namhaften rheinischen Poeten, eine zarte, nervöse Frau, die nach einem Jugendleben voll bitterer Kämpfe sich auf die Friedensinsel eines bescheidenen Musikpädagogentums gerettet hatte und dort, inmitten des banausischen Dilettantisierens der Industriejugend, in ganzen Generationen der Barmer wohlhabenden Kreise ein tieferes Empfinden für das Künstlerische in der Musik herangebildet hatte.

Das war Frau Adelheids Schule, er hörte es gleich heraus: aber hier war das Samenkorn, das die geistvolle Lehrerin ausgestreut, doch auf einen besonders begnadeten Boden gefallen ... in eine Menschenseele, die reichere Möglichkeiten umschloß, als er für eine künftige Frau Amtsrichter unbedingt erforderlich war ...

Die Pathétique gehörte zum Repertoire sämtlicher Schülerinnen der Frau Adelheid. Aber wie sie hier erklang, so hatte Werner sie innerhalb der Schranken dieses Tales doch höchstens im Konzertsaal von gastierenden Virtuosen gehört ... und von seinem eigenen Vater ... niemals von den Händen eines zwanzigjährigen Fabrikantentöchterleins...

Aus diesem Spiel klang Werner etwas entgegen, das mächtig zu seiner eigenen jungen Seele sprach: die dunkle Ahnung eines Lebens jenseits der gemeinen Wirklichkeit des Alltages, die unbewußte

Sehnsucht, in diese geträumte Welt hineinzuwachsen, sich hineinzuheben oder hineinheben zu lassen von einem starken, stützenden, schirmenden Liebesarm . . .

Es klang daraus wie ein großes trübes Ahnen von Schmerzen und Stürmen, die sich zusammenbrauten gegen das bangende Herz, es klang wie ein schluchzendes Zittern vor der Härte des Lebens, die sich diesem jungen Kinde doch unmöglich schon erschlossen haben konnte: aber was der Meister dieser Töne aus Schauern eigenster Lebensqual geschaffen — die Spielende dort fühlte vor, was sie noch nicht verstehen konnte . . .

Und dann im Adagio, welch eine überquellende Trostesfülle, welch selig rinnender Gnadenborn, welch Tiefblick hinein in friedvolle Schächte voller schlummernder ungehobener Herrlichkeiten! Aber schauerlich ward das alles vom Schlußsatz überbraust, verschlungen . . . in den Strudel hinabgezogen . . .

Entrückt hatte Werner dem Spiel gelauscht. Er hatte, wie stets, wenn Musik ihm an die Seele griff, das Bild der Außenwelt verscheucht . . . in einem schmalen Mittelzimmer, das die Verbindung zwischen Herrenzimmer und guter Stube herstellte, hatte er sich in eine Ecke gedrückt und die Augen verhüllt. Er hatte nicht das Bedürfnis, die Gestalt, das Antlitz der Spielenden zu beobachten... er meinte Besseres,

er meinte ein sich erschließendes Lebenswunder zu schauen.

Als das Spiel zu Ende war, scholl lautes Bravo und Applaus in die Stille hinein, die Werners Inneres überlagert hatte. Angezogen von der Virtuosität des Spieles hatten sich die Raucher allmählich ins Klavierzimmer hinübergezogen und in stummer Achtung gelauscht.

Werner sah keine Gelegenheit, ein Wort des Dankes anzubringen. Das junge Mädchen war von ihren Verwandten umringt, und er als Fernstehender hatte keine Berechtigung, in diesen Zirkel sich einzudrängen. Er ging ins Rauchzimmer zurück, das nun verlassen dalag, zündete eine frische Zigarette an und träumte ihren blauen Wölkchen nach. Ein süßer Schmerz wob durch seine Seele, wie Abendnebel über einer Waldwiese. Beethoven . . . und das andere, das wirklichere Glück . . . eine lebendige Menschenseele geschaut zu haben . . . und in sich die Kraft zu fühlen, das alles so zu sehen und zu begreifen und zu umfassen als eigenst Eigen . . . welch ein Reichtum . . . welch drängender, quellender Überschwang da drinnen . . . und von draußen wieviel glockenfeierliches Antworten, wieviel armausbreitendes Entgegenkommen . . . welch eine Gnade, zu leben und zu empfinden . . .

Durch einen Fensterspalt schimmerte ein breiter Streifen Mondlicht. Da hinaus jetzt — hinaus in

die atmende Kühle der Mainacht . . . nur jetzt nicht mehr kannegießern müssen oder mit den kleinen Kriekhausmädeln ulken . . .

Langsam ging er ins Musikzimmer zurück . . .

Er sprach den Gastgebern seinen Dank aus, empfahl sich den Kriekhausschen Damen und gab als Grund seiner Eile an, daß er den letzten Zug nach Elberfeld nicht verfehlen dürfe; auch von seinem Chef verabschiedete er sich.

„Herr Referendar,“ sagte der, „seien Sie morgen früh pünktlich in der Sitzung. Sie werden morgen zum ersten Male Protokoll führen.“

Nun noch — Abschied von Mathilde:

„Gnädiges Fräulein — ich danke Ihnen.“

Ihre Hand, wie kühl und fest, wie gut und kräftig ihr Druck . . .

Und dann war er draußen.

Als er die Haustür ins Schloß zog, sah er bei einem unwillkürlichen Rückblick in den Flur, daß dort der Amtsrichter sich von seiner Braut verabschiedete. Er sah, wie sie sich küßten.

Hastig schritt er bergab zum Bahnhof. Laut hallten seine Schritte in den engen Straßen, tief im Schatten lag die rechte Häuserreihe, taghell bestrahlt die linke.

Und dann saß er im Eisenbahnzuge, und am offenen Fenster zogen die mondflimmerumwobenen Heimatberge, die nebeldurchbranten Heimattäler vor-

über. Und die ratternden Räder des Zuges sangen, dröhnten den ersten Satz der Pathétique . . .

Aus den Vollmondschleiern aber hob sich ein weißes Antlitz mit verschwimmenden Zügen. Elfriedens Antlitz . . . Aber Elfriedens Haar war doch blond? Und die Flechtenkrone über dieser weißen Stirn hatte einen rötlichen Schimmer . . . doch nein: das war ja nur der Schein eines Stahlofens, der von Remscheids Berghöhe durch die Silberflöre der Mondnacht flammte.

IX.

Die Vorarbeiten für die Reform im Sieperschen Betriebe waren abgeschlossen, die Lieferungsverträge vollzogen. Die Aufstellung der neuen Maschinen konnte beginnen.

In einem neuerbauten Schuppen wurde der kolossale sechshundert Pferdekräfte starke Elektromotor aufgestellt. Das Gießhaus hatte einen Anbau bekommen, der nun die Einrichtungen für das elektrische Schmelzverfahren erhielt. Das war ein Hämmern und Nieten, ein Hin und Her von Wagen und Menschen, ein Rennen und Fragen, ein Streiten und Debattieren ohne Ende . . .

Und daneben ging der alte Betrieb seinen regelmäßigen Gang. Die Feilenfabrik, das Stahlwerk, das Hammerwerk, die Gießerei standen nicht still. Und Sieper Vater und Sohn kamen keinen Augenblick zum Verschnaufen . . .

Die allgemeine Unruhe steckte mählich auch die Arbeiterschaft an. Zwar die Werkmeister und Vorarbeiter, altgediente und tüchtig ausgebildete Leute in geordneten pekuniären und Familienverhältnissen, wehrten sich hartnäckig gegen jede Beteiligung an irgendwelcher Lohnbewegung, ja selbst gegen jede gemeinsame Erörterung der Lage der Fabrikarbeiter:

aber in den Kreisen der jungen und der ungelehrten Arbeiter gärte es bedenklich.

Da wuchsen nun riesige Anlagen aus dem Boden, da kamen von draußen her die blinkenden Bestandteile ungeheurer neuer Maschinen ...

Und in der Frühstückspause steckten die jungen Arbeiter die Köpfe zusammen:

„Kiek es do, Jong, do häult alt wier en Wagen met neuen Maschinendielen!“

„Verdeck, watt mott datt en Geildspell kosten!“

„Joo, datt kost en half Millejuen, die neu Anlag!“

„En half Millejuen? Donnerkiel! Datt sind foufhongetdusend Mark! Do küen ech met miener Famillege vierhonget Johr vann lehwen!“

„Kiek es, watt he guet kopprechnen kann!“

„Sagent es, Jonges, watt glüewent gett, wo datt Geild all herkömmt?“

„Datt es nitt schwor te sagen. Datt es us am Luen affgetrocken wohren, do hannt se us drömm bedrogen, die gruete Hehren!“

„Joh, Verdeck on Donnerkiel! Worömm sinnt vihr och su domm on lohten us datt su mir nix dir nix gefallen? Vihr süelen es odlech opmucken! Wenn de Hehren Geild genueg hannt, ömm sonn gruete neu Anlag te maken, dann mötten se och Geild hann, ömm uß en betschen hüeren Luen te betahlen!“

„On dann elfdreiviel Stond Arbetstied! Vann

Morges sesse bis Ohwes siewen met soufiel Stond Meddag — datt es doch verdeck te völl förr drei bis vier Mark!"

„Joh, datt mott angersch wehren!"

„Do mötten ver gegen angonn!"

So munkelte, so murrte, so grollte es unter der Arbeiterschaft.

Trat einer der Werkmeister oder älteren Arbeiter über solchem Gespräch zu einer Gruppe der Jungen heran, dann rief er wohl warnend:

„Jonges, sind fluek on lohtend oenk nix en de Köppe setten! Do kömmt nix Gueds bi rut! Streiken, datt kennen vihr doch! Streiken, datt heht wehkenlank hongeren od dann wirr tum aulen Luen anfangen. Neh, datt es nix Genaues, do lohtend märr de Fenger'n vann!"

Dann schwiegen die Jungen und die Ungelernten wohl halb trotzig, halb furchtsam. Sie wußten, die Herren duldeten keine Aufhetzer, und wer ihnen als Unfriedenstifter gemeldet wurde, de hatte binnen zwei Stunden seinen Lohn für vierzehn Tage voraus, seine Kündigung und die Warnung:

„Wenn du en fouf Menüten noch nitt utt der Fabrik böß, dann hißt dir der Portier den Honk an!"

Aber insgeheim schwelte die Glut weiter:

„Der Miester, die hätt guet kallen, die hätt vierdusend Mark em Johr, die kann sech hölpen!"

Auch unter den älteren Arbeitern gab es unsichere Elemente.

An der langen Fabrikmauer hin zog sich die schmutzige, ungepflasterte Nordstraße, die an der jenseitigen Zeile dicht mit Arbeiterhäusern besetzt war. Zwar herrschte der Typus des Ein- und Zweifamilienhäuschens aus Fachwerk mit Schieferbelag, weißen Fensterrahmen und grünen Läden noch vor; aber eine nach der andern von diesen Heimstätten ging in Spekulantenhände über, und dann erhob sich an ihrer Stelle mit unheimlicher Geschwindigkeit eine vierstöckige Mietkaserne mit Quartieren zu zwei Zimmern.

In einer solchen Wohnung hauste ein verbitterter alter Mann, der Werkmeister Johann Adam Schmittsiefer. Er war einmal ein selbständiger Feilenhauer gewesen: drunten am Talhang nach dem Morsbach zu hatte er ein kleines eigenes Häuschen gehabt mit einem Gärtchen davor und eigener Werkstatt — aber früh war ihm sein Weib gestorben, die zunehmende Zentralisation der Industrie hatte seine Einkommensverhältnisse immer mehr zurückgebracht, und eines bitteren Tages hatte ein Hypothekengläubiger sein Häuschen und seine Werkstatt versteigert . . .

Da hatte der alte Hauer als hoher Fünfziger mit seinen Kindern das bißchen unpfändbaren Hausrat den Berg hinaufgeschleppt, im vierten Stock einer

Mietkaserne zwei armselige Zimmer gemietet und war . . . „beim Sieper“ gegangen . . .

Er hatte dort verwandte Arbeit gefunden . . . als erprobter und tüchtiger Arbeiter war er zum Aufseher in der Maschinenhauerei der Feilenfabrik bestellt worden.

Aber er war aus Kummer und Herzeleid ans Saufen gekommen . . . er trank nicht regelmäßig, aber alle paar Monate einmal, wenn es über ihn kam, so gründlich, daß er eine Woche lang Abend für Abend schwerbetrunken nach Hause kam . . . so ging seine Wirtschaft immer mehr zurück, seine Familie verwahrloste.

In Remscheid bestand seit kurzem der sozialdemokratische Wahlverein. Wäre Schmittsiefer dessen Mitglied geworden, so hätte er umgehend seine Kündigung bekommen. Aber seit 1890 hatte die Partei ganz Deutschland mit einem System von „Vertrauensmännern“ überzogen . . .

Der offizielle Vertrauensmann war ein Gastwirt, dessen Kneipe das Erdgeschoß des Hauses einnahm, in dessen viertem Stock Schmittsiefers Wohnung lag. Bei diesem Wirt verkehrten die Arbeiter der Sieperschen Fabrik regelmäßig. Und dieses offiziellen Vertrauensmannes heimlicher Vertreter bei Sieper war der alte Schmittsiefer geworden . . . in logischer Folge aus dem starken Kredit, den er in seinen Säuferwochen bei dem Gastwirt kontrahierte . . .

Auf diesem Wege erfuhr die Leitung der Gesamtpartei von dem Anwachsen der Mißstimmung unter der Arbeiterschaft der Sieperschen Fabrik... das war ein willkommenes Angriffsobjekt ... Die ungeheure Entwicklung der Remscheider Industrie hatte ohnehin eine rasche Zersetzung der alten Wirtschaftsordnung im bergischen Lande und seit 1884 ein regelmäßiges starkes Anwachsen der sozialdemokratischen Wählerstimmen zur Folge gehabt. Es galt, die Bewegung so zu fördern, daß bei der nächsten Reichstagswahl die geringe Überzahl bürgerlicher Stimmen, welche die letzte Wahl noch zu einem Pyrrhussiege der bürgerlichen Parteien gemacht hatte, definitiv überwunden würde... und dazu boten die Verhältnisse bei Sieper einen hochwillkommenen Ansatzpunkt. —

Schon lange hatte die Parteileitung durch Vermittlung des Vertrauensmannes von Schmittsiefer über den Gang der Bewegung genaue Auskunft eingezogen. Nun ging sie zum Angriff über.

Es war ungeheuer wichtig, die Dinge bei Sieper so auf die Spitze zu treiben, daß es zu einem größeren Ausstande kam... schlug er fehl, so würde ungeheure Verbitterung und Erregung zurückbleiben... die sich bei der nächsten Reichstagswahl als Plus von mehreren Hundert sozialdemokratischer Stimmen bemerkbar machen würde; führte er aber zum Siege, zur Erhöhung des Lohnes, zur Verkürzung der Ar-

beitszeit — noch besser: wo der Sieg ist, ist die Macht . . .

Eines Tages wurde Schmittsiefer nach Fabrikschluß von seinem Gläubiger und Parteigenossen, dem Wirt Hasselbach, beim Nachhausekommen abgefaßt und in die Hinterstube der Kneipe genötigt.

Dort saß am Tische ein hagerer junger Mann von unverkennbarem jüdischem Typus, in abgetragenem Rock; ein gelbes Antlitz mit struppigem Schwarzgelock, dünnem, ungepflegtem Bart, düster flammenden Schwarzaugen . . .

„So, Herr Dokter,“ sagte Hasselbach, „datt es der Genosse Schmittsiefer, unser Vertrauensmann von der Sieperschen Fabrik. On datt es der Genosse Dokter Simon Markus, Schriftsteller aus Berlin, denn hätt us de Partei geschickt, ömm hie en betschen nomm Reihten te siehn on us de Kahr en betschen en Gang te brengen. Noch en Gläsken Bier gefällig, Herr Dokter? Onn du, Schmittsiefer, du drenks uech en Tülpken, watt?“

Und während drüben, jenseits der braunen Fabrikmauer, die Ingenieure und Architekten am Werke waren, neue, mächtige Anlagen ins Leben zu rufen, die zu Quellen des Wohlstandes für die wenigen Herren werden sollten, saßen hier drei Männer des Volkes zusammen und grübelten und sannen über Mittel und Wege, wie von dem Segen, den die neue Errungenschaft den Betriebseigentümern bringen

sollte, ein möglichst großes Maß in die Häuslichkeiten der achthundert Menschen abgelenkt werden könnte, welche den Großen dieser Welt ihre Kräfte, ihr Leben liehen, um das Erz der Berge zu Werkzeugen menschlichen Gebrauchs umzuformen und jenen die Mittel zu einem behaglichen Dasein an der Oberfläche des Lebens, im Sonnenlichte des Glückes und Glanzes zu schaffen ...

Ein Ungewitter braute sich zusammen.

X.

„Na, Herr Doktor, wie gefällt et Ihnen denn im Amt?“ Hugo Sieper war einmal ausnahmsweise an den Preißschen Stammtisch gekommen und hatte Werner begrüßt. Die beiden jungen Männer saßen noch allein. Tönnies hatte Schöffensitzung, die andern Referendare gehörten jetzt alle seiner Abteilung an.

„Wie es mir gefällt? — Ach, Herr Sieper, es ist zum Verrücktwerden, dieser Stumpfsinn!“

Und Werner klagte dem jungen Fabrikanten sein Leid. Heute fünfundachtzig Zahlungsbefehle anfertigen, morgen hundertundsechs Versäumnisurteile, übermorgen in der Zivilsitzung Protokoll führen, mit einer abgetragenen Gerichtsschreiberrobe angetan; stundenlang nach Diktat die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen protokollieren in der Sitzung oder im Rechtshilfeverfahren; das waren die Aufgaben, die der Justizdienst und die „Ausbildung“ von dem Doktor beider Rechte verlangten. Die Gerichtsschreiber vom Sitzungsdienst und den Richter von Anfertigung der rein formelhaft sich wiederholenden Schreiberei zu entlasten, das schien die eigentliche Bestimmung des Referendariats zu sein . . .

Ja, es war schlimm, daß man auf der Universität nichts gelernt hatte... aber man war doch nicht allein daran schuld... die ganze falsche Methode des Studienganges... und die sogenannte „Ausbildung" der Referendare schien das methodische Elend des Universitätsstudiums fortzusetzen...

Vor allem fehlte ihr das wichtigste, was die jungen Juristen zu wirklich ersprießlicher Tätigkeit hätte anspornen können: ein noch so enger Kreis wirklicher Verantwortung...

„Ja," sagte Sieper, „dat is gewiß sehr traurig, wenn die jungen Herren, die später mal et Volk richten sollen, so über ihren Beruf denken und sprechen. Ich will Ihnen mal wat sagen, Dokter: Sie sollten sich ein bißchen draußen im Leben umkucken. Dann kriegen Sie ganz andere Gedanken. Lernen Sie mal et Volk kennen, sehen Sie sich an, wie wir arbeiten un wie wir leben, dann kriegen Sie wenigstens en Begriff, wat wir eigentlich brauchen un wat wir von euch Juristen erwarten und verlangen! Kriechen Sie mal durch die Fabriken un durch die Kleinbetriebe, da sollen Sie mal sehen, wat Sie da alles lernen können!"

„Das ist ja ein wundervoller Gedanke!" rief Werner enthusiastisch. „Das mach ich, Herr Sieper! Machen wir Nägel mit Köppe un fangen gleich heut nachmittag an! Ich komme in Ihre Fabrik, Sie führen mich herum!"

„Aber mit em größten Frachtwagen!" sagte Sieper. „Ich hab zwar eigentlich kein bißken Zeit — aber na, lassen Se nur, kommen Se, Dokter, et is ganz gut, wenn ich mich mal en bißchen aufrappel ... Prost, Dokter!"

„Prost, lieber Sieper! Also Schlag vier in Ihrer Fabrik!" — —

Nach dem Mittagessen und dem üblichen Kaffeeskat mit den Kollegen brach Werner zur Fabrik auf. Die lag am Rande des bebauten Stadtgeländes. Der weite Komplex, den ihre Gebäude und Höfe einnahmen, war nach Nordwest und Südwest in spitzem Winkel umzogen von der horizontalen Nordstraße; von dort aus senkte sich das Gelände und zog sich in ein Seitental des Morsbachtales hinunter. In dem Winkel, dessen Schenkel die Nordstraße bildete, lag das Eingangstor, dessen Verkehr der Portier von seinem kleinen Pförtnerhause aus überwachte. Er nahm Werner in Empfang, führte ihn zu dem zweistöckigen Kontorgebäude und hieß ihn in einem niederen Vorzimmer warten.

Bald kam Hugo Sieper: „Dat is recht, Dokter — kommen Se!"

Zwischen hohen Hallen ging's talab: ringsum ragten die kolossalen Säulen der acht qualmenden Dampfschornsteine, das braune Holzgestell des Kaminkühlers, in dessen Innerem plätschernd der be-

ständige Strom des kondensierten Wassers niederrann.

„So, Dokter, nu sollen Sie zuerst mal sehen, wie der Stahl raffiniert wird. Die Gußblöcke, wie sie aus der Stahlgießerei kommen, die werden erhitzt un gehen dann unter den Hammer: da werden sie geschmiedet un gestreckt, dadurch werden die Poren un Blasen zusammengedrückt, die Zwischenräume zwischen den Atomen verkleinert un so die ganze Masse auf en geringer Volumen gebracht, also dichter, widerstandsfähiger un elastischer. Dat is, wat man Raffinieren nennt. Et gibt verschiedene Methoden, eine davon sollen Sie jetzt sehen."

Man trat in die Schmiede ein, zwei glostende Öfen, jeder mit drei Fächern; eine ganze Anzahl Dampfhämmer in verschiedenen Abmessungen; am Feuer arbeitend die Heizer, die Schmiede wartend, bis ein neuer Block schmiedefertig vorgewärmt sei.

„Na, Dokter, wie gefällt Ihnen dat?"

Schmunzelnd hatte Hugo Sieper Werner beobachtet.

„Es ist wundervoll," sagte Werner. „Sie können sich gar nicht vorstellen, was für einen Respekt ich vor Ihnen kriege."

„Respekt is gar nit nötig; man arbeit sein Teil. Aber et is ganz gut, wenn Ihr Herren vom grünen Tisch mal en bißchen bei uns hereinkuckt. Nachher

sollen wir uns wohl besser verstehen, wenn wir mal miteinander zu tun kriegen."

Ruhig schwatzend und rauchend stand die Schar der Schmiede vor dem kolossalen Schmiedeofen, kaum daß die Arbeiter beim Eintritt des jungen Herrn die Mützen rückten. Einige Minuten Harrens, dann wurde der Ofen geöffnet; ein intensiver Glanz drang heraus, inmitten der Glut lag fast weißglühend ein kolossaler, vierkantiger Stahlblock. Nun packten die herkulischen Männer ihn mit mächtigen Zangen, zerrten ihn heraus, ließen ihn über die Ketten eines Hebekranes rollen, der ihn dann in majestätisch ruhiger Schwenkung zu dem gewaltigen 60-Zentner-Fallhammer hinüberbeförderte. Abermals packten die Zyklopen an, schoben den glühenden Klotz auf das Hammerbrett, und nun begann der Hammer zu arbeiten ... Von der Wucht seiner Stöße wankte die Erde: Krach auf Krach dröhnte nieder auf den glühenden Block, und mit geschickten Zangengriffen schoben und drehten die Männer den Riesen unter dem rastlos niedersausenden Hammer hin und her. Der Klotz glühte heller auf, jeder Stoß hinterließ einen tiefen Einschnitt auf seinem schwelenden Leibe, große Stücke Oxyds bildeten sich und bröckelten in breiten Platten ab, immer mehr wurde sein Volumen zusammengezwängt, zugleich streckte er sich in die Länge und war schließlich zu einem doppelt so langen, aber nur ein Viertel so dicken Stabe eingeschrumpft. —

Und mit unerschütterlicher Ruhe, rötlich angestrahlt vom Glühen des Stahlblocks, arbeiteten die muskulösen Männer... fast regungslos stand der Werkmeister daneben, nur gelegentlich mit einem halblauten, unverständlichen Wort die Arbeit leitend . . .

Werner kam sich wie ein hilfloses Knäbchen vor neben diesen Recken . . .

„So, nu sollen Sie auch mal sehen, wie aus Eisen Stahl gemacht wird! Zuerst will ich Ihnen mal et älteste Verfahren zeigen, wat wir überhaupt noch im Betrieb haben: den Bessemer- und Thomasprozeß!“

Und vor den Schreitenden öffnete sich ein hoher, finsterer Saal. An seiner Langseite schwebte eine dunkle Masse, einer kolossalen Soldatenfeldflasche vergleichbar: die Bessemerbirne, in der das flüssige Roheisen mittels Hindurchleitung atmosphärischer Luft seines Kohlenstoffgehaltes beraubt werden sollte. Aus dem Halse der Birne strömte eine fauchende, schwachleuchtende Säule abziehender Gase, durchschwirrt und umtanzt von einem Schwarm glühender, surrender Funken, munter und vielgeschäftig wie ein Mückenschwarm. Nach wenigen Minuten ward diese schwachleuchtende Flammensäule heller und heller: man vernahm aus dem Bauch der Birne ein Brodeln wie von einem wallenden Riesenteekessel; die Mückenschwärme wurden dichter, wirbelten toller.

„Nun sehen Sie dort oben hin!“ mahnte Sieper den staunenden Juristen.

In der Mitte des Raumes, auf einer hohen, dunklen Balustrade standen ein paar Männer: rötlich angeglüht vom Widerschein der Gluten drüben, bewegungslos verfolgten sie den Fortgang des Bessemerprozesses. Einer von ihnen hielt die Röhre eines Spektralapparats vors Auge und spähte hindurch; und der Führer belehrte den Referendar, daß die sich verändernden Linien des Spektrums dem Aufseher dort oben die kritischen Momente des Verfahrens anzeigten.

Nun schoben ungeheure Eisenarme ein dunkles Etwas, eine Art mattglühenden Riesentopfes mit einer endlos langen graden „Schnauze“ oder „Tülle“, an den Fuß der Birne heran.

„Geben Sie acht, da kommt die Gießpfanne!“

Diese Eisenarme, dieser Riesentopf wurden bedient von einer Schar dunkler Gestalten mit nacktem Oberleibe, die nun zwischen dem Chaos undefinierbarer, schattenhafter Gegenstände umhersprangen wie Teufel vor dem geschlossenen Höllenrachen.

Aber der Höllenrachen öffnete sich.

Plötzlich senkte sich der kolossale Bau der Riesenbirne, wurde von unsichtbaren Gewalten um die Mittelachse, an welcher er auf seinem Lager ruhte, ganz herumgedreht, bis die Mündung sich der Gießpfanne zusenkte, und sieh: nun erreichte das Auge

den siedenden Inhalt des Teekessels: ein intensiver, augenblendender Glanz schoß daraus hervor, eine grausige Hitzewelle strömte von dort aus in die Runde. Zunächst floß die flüssige Schlacke ab, dann kam, funkenwerfend, der Stahlstrom; die Gießpfanne wurde unter die Abflußmündung gebracht, und nun ergoß sich das entkohlte und entphosphorte Eisen als wassergleiche, sonnenhell strahlende Flüssigkeit in den Gießkessel . . .

Grell im Lichte standen plötzlich die Reckengestalten der eifrig hantierenden Männer, die nun völlig das Ansehen von irrsinnig tanzenden Teufeln angenommen hatten. Von dem hastig sprudelnden Springquell der Stahlfluten rauschte ein solch toll aufwirbelnder Mückenschwarm auf, daß dem Beschauer die Sinne im Kreise sich drehten. Und die Mücken tanzten um die nackten Leiber der Arbeiter, die unempfindlich schienen gegen das Geschwirr feuriger Insekten, unempfindlich gegen die gehirndurchbohrende Helle des Stahlstromes, gefühllos gegen die markverzehrende Glut, die ihm entquoll.

Der Riesenarm, der die Gießpfanne mit ihrer langen Abflußtülle trug, begann sich nun zu drehen; dann senkte sich das vordere Ende der Tülle, so daß die Gießpfanne selbst mit ihrem glühenden, siedenden Inhalt sich hob; aus dem Mundloch zischte nun ein Strahl des flüssigen Eisens hervor und ergoß sich in eine der in die Erde rings im Halbkreise vergra-

denen viereckigen Gußformen, bis diese gefüllt war; dann schob sich die Tülle zur nächsten Form; spie auch in diese von ihrem siedenden Inhalt, und so der Reihe nach, bis alle Formen gefüllt waren...

Nach einigen Minuten waren die in den Formen entstandenen vierkantigen Blöcke soweit erkaltet und hatten sich durch das Erkalten zugleich soweit zusammengezogen, daß sie durch Flaschenzüge mit großen, fingerartigen Hakenkrampen aus der Erde angehoben und dann, dunkelrot noch glühend, von der Schar der tanzenden Teufel auf eiserne Wägelchen abgeladen und ins Walzwerk abgekarrt werden konnten.

„So," sagte Sieper, „nu wollen wir in't Walzwerk gehen, da können Sie dann sehen, wie die fertigen Blöcke zu Bauträgern ausgewalzt werden für unsere neue Maschinenhalle."

„Danke, Herr Sieper — danke!" sagte Werner. „Ich hab genug... ich kann nicht mehr. Das andre — das zeigen Sie mir ein andermal. Es flimmert mir alles vor den Augen . . . ich bin fertig. Und dann . . . ich muß das auch alles erst mal 'n bißchen . . . verdauen, verstehen Sie? . . . Also seien Sie tausendmal bedankt . . . diese Stunde werde ich nie vergessen!"

Etwas verblüfft sah Hugo Sieper auf den jungen Juristen, dessen tiefe Erregung er nicht ganz verstehen konnte.

„Na — et war gern geschehen... also dann gute Verdauung, Dokter!" — — —

Welch neue, nie geahnte Daseinsformen... welch tief erschütterndes Bild menschlicher Erfindergröße, menschlichen Titanentums auf der einen Seite . . . schauerlichster Sklaverei und Entwertung des Menschenlebens auf der anderen! —

Was für Genies der Tatkraft und der Unterjochung der Materie mußten das gewesen sein, die solche Maschinen ausgedacht, solche Prozesse erforscht und ihre Verwirklichung in so ungeheuren Maßstäben ins Leben gerufen, aus den nebelhaften Visionen phantastischer Erfinderträume in die Wirklichkeit hineingezwungen hatten! —

Oh, welch ein Schurk und niederer Sklav bin ich, daß ich meine Jugend, mein Leben mit Protokollschreiben und stumpfsinnigem Hindösen durch endlose Sitzungen um Lappalien vertrödle und verschleudere, wenn solche Aufgaben winken, solche Erscheinungen auch nur geschaut und begriffen werden wollen! — —

Aber die Kehrseite dieses Heroentums technischer Reckentat?!

Auf den Spuren dieser Riesen des industriellen Hochgedankens keuchte eine Millionenschar unwilliger Vollstrecker des genialen Erfinderwillens. Zwar die Hammerschmiede, die unterm Fallhammer die glühenden Stahlblöcke schweißten — nun, das waren

eben Arbeiter, die mit unendlichem Fleiß und mühsam erworbener, verblüffender Geschicklichkeit ihr Tagewerk verrichteten, das schwer, doch nicht unwürdig, nicht unmenschlich war . . .

Aber die tanzenden Teufel am Konverter, diese Männer, die da im jähen Wechsel zwischen fahler Halbnacht und augenzersprengender Überhelle, in unvermitteltem Umschwung von Temperaturdifferenzen, die um vierzig Grad auseinanderlagen... im ohrenbetäubenden Getöse des Riesenteekessels, im Wirbel glühender Mückenschwärme tagaus, tagein hantieren mußten, bis ihre Gebeine ausgedörrt, ihr Auge erloschen, ihr Hirn vertrocknet war, und der Tod ihnen Hebel und Schaufel aus der Hand nahm — der Tod, der keinen über das fünfzigste Jahr hinauskommen ließ, wie Sieper ohne Wimperzucken berichtet hatte...

Waren das denn überhaupt Menschen?! War nicht ihr ganzes Leben ein langsames, qualvolles Sterben? War nicht ihre ganze Existenz ein schreiender Hohn auf das, was Menschensehnsucht vom Leben erhoffte, Menschenliebe den Brüdern schenken mußte, Gottesgnade den Geschöpfen schuldig war, die sie ins Dasein befohlen?!

Was war das bißchen formale Gerechtigkeit, was war das mechanische Schnurren der Paragraphenmühle in dem niederen Gerichtsgebäude droben, wenn so ungeheure Vergewaltigung des Menschentums straflos und ungerochen verübt wurde, so grauen-

hafte Knebelung des Menschendaseins an Berufe, die nichts mehr gemein hatten mit dem Sinn des Daseins . . . der doch kein andrer sein konnte als der: im Schweiße seines Angesichtes, doch im Genusse von Licht, Luft und Sonne sein Brot zu erwerben und es zu verzehren in Freude und Daseinswonne, ein Lied des Lebensüberschwangs und Liebesbegehrens auf den Lippen, wie es die Lerche hinaussang in die durchsonnte Sommerluft, selig, dazusein, selig, mitschmausen zu dürfen beim Festmahl des Lebens . . .

Nur die Menschen standen unter diesem ungeheuren Fluch: Daß die größten, stolzesten Weltbezwingergedanken ihrer kühnsten Geister sich in Quellen unstillbarer Daseinsnot für Millionen verwandelten . . .

Wo ist Rettung . . . wo ist Erlösung für diese fluchgeschlagenen Millionen?!

Ein einsamer Jüngling reckte die Arme gen Himmel, zum Sternenmeer, das aus dem leise sich umdunkelnden Himmel allübermächtig ihm entgegenschwoll . . . reckte die Arme zum Himmel um ein Wort, um ein Zeichen des Trostes . . .

Aber kein Zeichen kam — kein Trosteswort . . .

Nur die Essen qualmten hinter ihm . . . die Hämmer stampften . . . die Walzen knarrten . . . die Herdfeuer glosteten und glühten.

XI.

Am andern Morgen erzählte Werner dem Aufsichtführenden seinen Besuch auf dem Walzwerk und sprach die Absicht aus, solche Studien fortzusetzen, um ein Bild des industriellen Lebens des bergischen Landes und der Existenzbedingungen seiner Bewohner zu gewinnen.

Ratzel schüttelte tadelnd den Kopf:

„Herr Referendar, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie als Jurist im Ausbildungsstadium Ihre Zeit entschieden nützlicher anwenden können. Ihre Rechtskenntnisse sind mehr als lückenhaft. Na, ich bin ja auch Korpsstudent gewesen und weiß, wie's zugeht auf deutschen Hochschulen, mache Ihnen also keinen Vorwurf. Aber ich habe während des Referendariats energisch nachgeholt, und das müssen Sie auch tun."

„Das tu ich auch, Herr Amtsrichter. Ich habe zwei Nachmittage in der Woche für theoretische Studien bestimmt."

„Bestimmen Sie alle sechs dafür und lassen Sie Fabriken Fabriken sein. Was da drinnen geschieht,

das geht Sie gar nichts an. Im Gegenteil, durch soziale Sentiments erschweren Sie sich nur die Gewinnung dessen, auf was es allein ankommt, nämlich des klaren, unbeirrbaren Scharfblicks für die rechtserheblichen Tatsachen. Für den Juristen ist das Leben erst dann und nur dann von Bedeutung, wenn es in den Bereich seines Amtskreises tritt. Sind Sie zum Beispiel Richter, so geht Sie das Phänomen eines Streiks etwa nur insoweit an, als irgendein Rechtsfall, der damit irgendwie zusammenhängt, in Ihrem Dezernat vorkommt."

„Aber ich sollte doch meinen, Herr Amtsrichter, es wäre unsere Pflicht, uns mit dem gesamten öffentlichen Leben in unserem Gerichtsbezirk vertraut zu machen." —

„Aber, lieber Herr Referendar, dafür sind doch die Verwaltungsbeamten da! Öffentliches Leben — was geht denn uns das an?! Unser Beruf ist so anspruchsvoll, daß wir alle Veranlassung haben, unsere Kräfte zusammenzuhalten und auf das zu konzentrieren, was unseres Amtes ist: die gründliche Kenntnis des positiven Rechtes und die absolute Beherrschung der Technik seiner Anwendung!"

„Ich habe immer die Vorstellung gehabt, die Rechtspflege habe die Aufgabe, den Ausgleich der sozialen Interessen herbeizuführen —"

„Mein lieber Freund, diese Aufgabe ist das Ziel der Staatsverwaltung überhaupt! Die Rechts-

pflege ist nur ein Glied in dieser Kette; wir sind und müssen sein Spezialisten auf einem ganz scharf durch die Gesetzgebung umrissenen Gebiet; wir haben zu entscheiden diejenigen Materien, welche zur Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte gehören. Und zwar auf Grund des geltenden Rechts. Das ist ein so ungeheures Gebiet, daß wir sozialen Studien und Bestrebungen schon aus dem Grunde keine Anteilnahme zuwenden dürfen, weil uns bei gewissenhafter Auffassung unseres Berufes dazu keine Zeit bleibt. Aber nun etwas anderes: Herr Referendar, Sie haben ja neulich Fräulein Heydenreich, meine Braut, kennen gelernt, nicht wahr? Sie hat versprochen, mich um zwölf Uhr zum Spaziergang abzuholen. Aber ich werde nicht fertig mit meinen Terminen; möchten Sie freundlichst achtgeben, wenn sie draußen eintrifft, und ihr mitteilen, daß sie auf mich nicht zu warten braucht?“

„Gewiß, gern, Herr Amtsrichter.“

„Ich danke Ihnen. Guten Morgen.“

XII.

Von der Referendarstube aus konnte Werner die Straße, auf der Fräulein Heydenreich kommen mußte, den Eingang des Gerichtshauses, vor dem sie wartend stehen würde, nicht übersehen. Er machte Schluß, klappte das Aktenstück zu, in dem er seit anderthalb Stunden vergebens an einer Verfügung herumwurstelte, warf's auf einen Stoß unerledigter Sachen, nahm Hut und Stock und ging hinaus.

Aus den Gärten der kleinen Fabrikantenvillen und der dicht danebenstehenden Schieferhäuschen der Heimarbeiter dufteten die blauen Fliedertrauben. Aus dem offenen Fenster einer kleinen Villa klangen Fingerübungen auf dem Klavier; nebenan im Erdgeschoß kratzte der Schleifstein, im Oberstock ratterten die Bandstühle. Sonnentrunken schwirrten die Schwalben durch den Kräuselrauch der Schornsteine.

Da kam sie. Unterm seegrünen Dach des Sonnenschirms stand ihr weißes Gesicht, flimmerte das rote Gesträhn ihres Haares. Wie schön das war.

„Gnädiges Fräulein" — Werner schnurrte seinen Auftrag herunter.

„Hm... das ist aber schade... nun muß ich bei diesem wundervollen Wetter meinen Spaziergang allein —"

Werners Herz schwoll. „Wenn ich — meine Begleitung — — zwar ein kümmerlicher Ersatz —“

„Sie wollen mit?“ Ein Augenblick des Kampfes zwischen Wuppertaler Wohlerzogenheit und rheinischer Natürlichkeit . . . Dann siegten Frühling und Sonne . . .

„Schön — also los! Wohin?“

„Schlagen Sie vor, Fräulein Heydenreich.“

„Gehn wir die Chaussee über Wendung herunter nach dem Hasten, dann am Bahnhof vorbei und durch die Anlagen zurück.“

„Ganz zu Ihren Diensten.“

Und der meergrüne Sonnenschirm fuhr herum, daß der weiße Batistrock flog... Jugend und Jugend schritten miteinander zu Tal.

„Lassen Sie mich Ihnen jetzt noch einmal in Ruhe danken für neulich abend . . . für die Pathétique!“

„Waren Sie zufrieden?“

„Ich habe gar nicht gedacht, daß es in Barmen so was gäbe. Sie sind ja eine Künstlerin.“

„Nicht übertreiben, Herr Doktor! Daß ich bei meiner prachtvollen Frau von Alken was gelernt hab, ist ja richtig.“

„Sie haben etwas, das keine Lehrerin geben kann.“

„Das wäre?“

„Wie soll ich das ausdrücken? Sie fühlen, was Sie spielen?"

„Ja, das tu ich."

Die Chaussee senkte sich. Zwischen den Häusern, die sparsamer zur Rechten die Straße säumten, erschloß sich das weite Panorama der Wupperberge und des Morsbachtals . . . Die Höhen maiumgrünt, lustiges Klappern der Wasserhämmer heraufschmetternd aus den Gründen.

„Sie fühlen . . . und das ist so viel. Ich habe manchmal die Empfindung, als ob die wenigsten Menschen fühlten, was sie tun und erleben. Und doch ist's dies Gefühl allein, was uns glücklich macht."

„Glücklich?! Ich finde, es macht uns nur schwermütig und beklommen — — Sehn Sie, Herr Doktor, meine Cousine Nelly Sieper — die fühlt gar nichts von dem Leben um sie herum — die lebt einfach . . . ich beneide sie oft darum."

„Tun Sie das nicht, Fräulein Heydenreich, ‚Gefühl ist alles', heißt's im Faust."

„Der Faust! Herr Doktor, jetzt kommt das Danken an mich. Ich habe ihn jetzt gelesen . . . ich kann wohl sagen zum erstenmal. Ich habe ja noch längst nicht alles verstanden . . . aber, wie sagten Sie? Fühlen . . . fühlen kann ich's jetzt wenigstens . . . das Große da drinnen . . . in dem Werke. Das dank ich Ihnen."

„Das freut mich . . . mehr als ich Ihnen sagen kann.“

„Erzählen Sie mir noch mehr vom Faust.“

„Nein,“ sagte Werner, „etwas anderes möchte ich Ihnen erzählen. Nichts von Beethoven... nichts von Goethe... vom Leben möcht ich Ihnen etwas erzählen. Sehn Sie da drüben die Schlöte, die Riesenhallen der Sieperschen Fabrik? Da drinnen bin ich neulich gewesen.“

„Sie? Was haben Sie denn da zu suchen gehabt?“

„Etwas, das wichtiger ist als alle Sonaten und Tragödien... die Wirklichkeit.“ Und er berichtete.

Fabriken? Was konnte da drinnen zu holen sein? Mathilde war zwischen Fabriken aufgewachsen . . . hineingekommen war sie niemals. Nur als neugieriges Backfischchen einmal in die väterliche Färberei. Aber der Qualm, die ekelhaften Gerüche, die neugierigen Augen der Arbeiter, das neidische Kichern der Fabrikmädchen hatten sie schnell vertrieben.

Aber bald wurde sie aufmerksam und still. Und von der Seite sah sie verstohlen den elegant gekleideten, korrekt gescheitelten Jüngling zu ihrer Linken an, der von der schmutzigen, rauhborstigen Arbeit da drinnen redete, als erzähle er eine Heldenmär . . .

„Sie haben recht,“ sagte sie, als Werner geendet hatte, „Gefühl ist alles. Neulich haben Sie mich die

Dichtung fühlen gelehrt, heut ist die Wirklichkeit an der Reihe. Ich danke Ihnen nochmals. Ich glaube, ich werde von heut an viele Dinge rings um mich her ganz anders ansehen. — Sagen Sie mir nur eins: wie kommt's eigentlich, daß Sie Jurist sind?"

„Warum fragen Sie?"

„Weil... weil die Juristen so ganz anders sind als Sie. Wenigstens die, die ich kenne. Doktor Kriekhaus zum Beispiel . . . und — — mein Bräutigam."

„Und . . . inwiefern bin ich anders als die?"

„Nun . . . Sie . . . Sie sehen mehr als . . . die andern Herren. Viele Dinge, die . . . die mit der Juristerei doch gar nichts zu tun haben."

„Ich meine, es gibt gar nichts, was mit der Juristerei nichts zu tun hat. Wenigstens wie ich sie mir denke."

„Und das wäre?"

„Sehn Sie . . . ich meine, Sie als . . . als Mädchen . . . als Weib müßten Sie mich verstehen. Das Recht . . . das ist doch nicht nur die Summe der Paragraphen, die in den Gesetzbüchern stehen. Das Recht — so meine ich — müßte aus dem Leben, aus der Wirklichkeit geboren werden — und so das ganze Leben durchdringen wie der biblische Sauerteig! . . . Die Paragraphen, die Rechtssysteme, die Prozeßordnungen . . . die sind, meine ich, doch eigentlich nur das Äußerliche . . . das Erlernbare

— die Technik sozusagen — — was mir vorschwebt, das ist etwas anderes . . . etwas, wie soll ich sagen — Totaleres —“

„Ich kann mir ungefähr vorstellen, was Sie meinen. Recht und Leben, Leben und Recht . . . müßten eins sein —“

„Ja — das ist's! Das ist das rechte Wort! Aber — ach, wenn Sie ahnten, Fräulein Heydenreich, wie wenig das der Fall ist . . .“

„Ich glaube schon, daß ich es ahne.“ Ein Schatten zog über das ernste Gesicht, das vom Eifer des Gesprächs, vom raschen Wanderschritt rosig überhaucht war.

„Und sehen Sie — ich habe wenig gelernt, meine Kenntnisse vom positiven Recht sind höchst mangelhaft — aber eine Sehnsucht habe ich in mir, einen Drang, für diese Einheit zu wirken . . . ich möchte fast sagen: ich hab eine Liebe zum Recht und einen ebenso heißen Haß gegen die Paragraphen —“

„Aber die Paragraphen — die Gesetze — die müssen doch sein — ohne die geht's doch nun einmal nicht —“

„Ja, *sein* müssen sie schon . . . aber das Mittel zum Zweck doch nur — *dienen* müßten sie — ich hab aber das Gefühl, als *herrschten* sie . . . als würde ein Götzendienst mit ihnen getrieben . . . von unsern Juristen . . . die Akten — die Protokolle . . . die korrekte Wahrung der Formalitäten — das alles

wird ängstlich beobachtet und uns täglich als hochnotpeinlich Wichtiges eingeprägt. — Aber ob draußen im Leben Gerechtigkeit herrscht — danach fragt niemand — darüber denkt niemand nach.“ —

„Sie haben... eine sehr ideale Auffassung von Ihrem Beruf.“

„Ach, das — das ist eine Phrase — verzeihen Sie! Das bekommt man immer zu hören, wenn man ein bißchen über seine Nasenspitze hinausschaut — damit meinen die Leute einen immer abzutun, wenn man unbequeme Fragen stellt.“

„Ich glaube, Sie stellen sehr viele unbequeme Fragen, Herr Achenbach.“

„Ach, immerfort, immerfort! Das ist mein Fluch! Damit renne ich immerfort vor die Wände! Damit verbittere ich mir immerfort das Leben — mach mir die Menschen zu Feinden! Sie glauben gar nicht, wie fremd ich mich überall fühle! So war's auf der Universität . . . immer war ich unzufrieden mit allem, was ich erlebte, immer mißvergnügt... das ist schrecklich, kann ich Ihnen sagen!“

Mathilde schwieg eine Weile tiefbewegt. Klang das da nicht alles wie ein Echo ihres eigenen Empfindens? War nicht auch in ihr, tiefunbewußt, dieses ewige Nagen und Fragen gewesen? War es nicht das, was sie sich von der Seele klagte, wenn sie mit ihrem Beethoven am Flügel saß?

Einer hatte ihr Antwort geben sollen auf diese

Fragen: er, der soviel von seiner Lebenserfahrung, seiner ernsten Lebensauffassung zu reden wußte; er, der so klar und sicher in seinem Auftreten gewesen war, als gäbe es für ihn keine beklemmenden Fragen und zehrenden Zweifel mehr . . . War's nicht eben das gewesen, was sie zu ihm hingezogen hatte?

„Lassen Sie uns einen Augenblick ausruhen — das Steigen strengt an — Sie haben einen tüchtigen Schritt, Herr Doktor." Es war eine Bangigkeit, ein Druck in ihrer Seele . . . die Jugend, der Glückshunger in ihr bäumten sich auf gegen diesen Druck.

„Oh . . . bin ich zu schnell ausgerissen? Verzeihen Sie meine Unachtsamkeit —"

„Da ist eine Bank — lassen Sie uns ein wenig rasten. Sehen Sie, wie schön ist's hier!"

Sie hatten den Tiefpunkt ihrer Wanderung überschritten, waren von der Chaussee links abgebogen, am winzigen Bahnhofsgebäude der Station Remscheid-Hasten vorüber, zwischen den Villen des Waldabhanges hindurch gewandert und in die Anlagen eingebogen. Wohlgepflegte Wege führten sie nun hinan, durch frühlingprangendes Buchen- und Birkenholz hin. Aus den Berggeländen ringsum klang von nah und fern der Kuckuckruf. Bunte Schmetterlinge tändelten über den Weg und sonnten sich auf den Steinen.

Nun saßen die beiden jungen Menschen auf einer rohgezimmerten Bank aus Birkenknüppeln. Jedes in

eine Ecke gelehnt. Frühsommerstille wob um sie her. Im Grase schwirrten die Zikaden.

Sie schwiegen beide, ließen die Augen ins Weite schweifen. Über die schwellenden Bergketten ringsum, über die Tale, drinnen an blinken Weihern die Hämmer gingen.

„Unser liebes, schönes, bergisches Land.“

Werner sprach's leise, und Heimatglück, Heimatzärtlichkeit war in seinem Herzen. Und scheu, ehrfürchtig glitten seine Blicke über die reifesüße Gestalt des Mädchens neben ihm. Die Rechte lag anmutig um den Schirmgriff geschlossen ... die Linke ruhte im Schoß. Aus dem Halbhandschuh schauten die schlanken Fingerspitzen ... ein blendender Sonnenreflex funkelte auf dem glatten Reif, der den Goldfinger umschloß.

Mathilde hob den Blick. Ihre grauen Augen schauten prüfend in das ernste, geschlossene Gesicht des Jünglings, dem die Korpszucht Beherrschung und Schärfe gegeben.

„Wissen Sie, daß ich noch nie mit einem Herrn so ernste Dinge besprochen habe?“

Ungläubig hob Werner den Blick und konnte ihn nicht wieder senken. Die grauen, prüfenden Augen hielten ihn fest.

„Nein, noch nie! Die Herren halten uns ja nie für würdig, mit uns etwas anderes als Ulk und Kohl zu reden ...“

„Oh ... Fräulein Heydenreich — — das sagen Sie? Eine Braut?!"

Nun senkten sich die grauen Augen in den Schoß. Der junge Busen hob die weiße Batisthülle ... Das feine Profil neigte sich langsam, sank nach vorn, daß das Kinn die Spitzen des Halsausschnittes berührte.

Dann stand das Mädchen hastig auf.

„Es schlägt viertel vor Eins ... ich werde zum Essen zu spät kommen ..."

Hastig schritt sie aus. Und förmlich fortan, korrekt und inhaltlos wie ein Ballgespräch tröpfelte die Unterhaltung ... Bald waren die Anlagen durchschritten, und die Chaussee mit ihren Häusern, ihrem Verkehr war erreicht ...

Kurz vor dem Preißschen Restaurant, wo der Weg zum Amtsgericht rechts abzweigte, machte Mathilde Halt und streckte Werner die Hand hin.

„Vielleicht lassen Sie mich nun allein weitergehen ... bei Preiß sitzen immer die Herren am Fenster ... leben Sie wohl und ... haben Sie Dank für Ihre Begleitung."

„Gnädiges Fräulein — —"

Da schwebte der meergrüne Sonnenschirm hin.. Sie hatten sich nicht angesehen beim Abschied.

XIII.

Am Nachmittag erschien Amtsrichter Ratzel im Sieperschen Hause zum Kaffee, der, wie überall im bergischen Lande, um halb fünf mit der behaglichen Feierlichkeit einer Hauptmahlzeit eingenommen wurde. Natürlich nur von den Damen: die Herren gingen um drei Uhr aufs Kontor und kamen erst gegen acht zum Abendessen: in den Hauptarbeitsmonaten oft noch viel später. Aber der Bräutigam des Hausgastes war ja Jurist, er konnte sich's leisten, fast täglich zum Nachmittagskaffee zu erscheinen und sich über den Appetit zu verwundern, mit dem die Damen eine ganze Menge Butterbrote aus „Korinthenplatz" und Schwarzbrot vertilgten; die Zahl der dabei obligatorischen Tassen Kaffee festzustellen, hatte der Magdeburger längst aufgegeben.

Mathilde erzählte dem Verlobten, daß sie statt mit ihm, nun mit seinem Referendar Achenbach spazieren gegangen sei.

„Hm — mit dem Referendar Achenbach? Wie lange denn?"

„Oh . . . nicht lange . . . anderthalb Stunden vielleicht."

„Das nennst du nicht lange —? Wo wart ihr denn?"

„Nach dem Hasten hinunter und durch die Anlagen zurück.“

„Hm — ganz draußen? Findest du das nicht eigentlich... wenn euch nun jemand begegnet wäre?“

„Nun — was wäre dann gewesen?“ Mathilde richtete sich ein wenig auf.

„Ja, liebes Kind . . . ich kenne ja hier die Landessitten noch immer nicht so recht — bei mir daheim in Magdeburg würde man jedenfalls . . . Tante, würden Sie es nicht auch etwas . . . sonderbar finden, wenn eine junge Dame, die Braut ist, mit einem andern Herrn als ihrem Verlobten —“

„Ne,“ sagte Mutter Sieper und klapperte munter mit den Stricknadeln, „wenn en unverlobt Mädchen mit en Referendar spazieren lief, dat fänd ich auch kurios. Aber ene Braut, dat hat ja nix zu sagen.“

„Nun, das ist Ihre Auffassung. Aber wenn du mir einen Gefallen tun möchtest, Mathilde, so unterläßt du in Zukunft solche —“

„Nun, solche —?“

„— solche Sonderbarkeiten.“

Mathilde schwieg.

Nelly beobachtete stumm die Cousine.

„Erzähl mir mal was von deinen Referendaren, Hermann!“ Sie war die einzige aus der Familie Sieper, die sich mit dem künftigen Vetter duzte. Das hatte sie ohne weiteres getan, als die Cousine und Freundin ihr den Bräutigam zugeführt hatte.

„Aha, Cousinchen, die Referendare! Das ist recht was für dich, nicht wahr? Welcher interessiert dich denn am meisten?"

„Alle gleich sehr!" lachte Nelly. „Unsere Remscheider jungen Herren sind alle so klobig und nüchtern — wissen von nichts als vom Geschäft zu reden — sind in der halben Welt herumgereist und können nichts als von Materialpreisen und Konjunkturschwankungen erzählen."

„Ja, en bisken egal sind se, unsere junge Leut," lächelte Mutter Sieper dazwischen. „Die Referendare, dat sind fixe Kerls mit ihre Schmisse und mit ihr Mundwerk. Aber et steckt nix dahinter . . ." — ihre fleißige Rechte ließ einen Augenblick den Strickstrumpf los und machte die Gebärde des Talerzählens — „un suppen dont se auch."

Nelly fragte weiter . . . obwohl sie sehr diplomatisch zu verfahren meinte, war es nicht zu verkennen, daß sie sich am meisten für den eleganten kleinen Brüninghaus interessierte . . . Der schöne Erkelenz war ihr zu langweilig, Achenbach zu fahrig und unverständlich in seinem Wesen, und Kriekhaus erklärte sie für direkt unausstehlich.

„Er war aber doch neulich abend so nett mit dir," meinte Mama Sieper.

„Das ist mir auch aufgefallen," sagte der Amtsrichter und drohte mit dem Finger. „Und wenn mich nicht alles getäuscht hat, dann war meine niedliche

Cousine an dem Abend sehr gnädig mit dem jungen Herrn, den sie jetzt unausstehlich nennt."

„Ich bin immer gnädig zu meine Tischherren . . . dabei amüsiert mer sich et meiste," sagte Nelly offenherzig.

Mathilde schwieg und häkelte stumm an der unvermeidlichen Handarbeit. Sie war verstimmt und wußte nicht warum. Die Rüge ihres Verlobten wegen des Spaziergangs mit einem fremden jungen Herrn war es nicht — solche Zurechtweisungen war sie in ihrem vierwöchigen Brautstande bereits gewohnt worden.

Der Amtsrichter lachte herzlich über Nellys Freimut. Sie verstand es immer, ihn „aufzudrehen". Und obwohl sie ihn greulich fand . . . er war doch nun einmal ein Mann . . . sie konnte nicht umhin. Aber daneben verfolgte sie ihr Ziel — mehr vom kleinen Brüninghaus zu erfahren . . .

„Er will zur Regierung — nicht?"

„Natürlich . . . dem sieht man doch den künftigen Landrat auf tausend Schritte an."

„Landrat? Au — dat wird er mal? Dat is so'n halber Fürst? Wat?"

„Na, es macht sich. Jedenfalls was viel Vornehmeres als ein simpler Amtsrichter zum Beispiel. Halt dich an den, Cousinchen, vielleicht wird er noch mal Minister des Innern und du Exzellenz!"

„Donnerkiel! Dat woll'n wir uns mal überlegen. Wat meinst du, Mutter?“

„Und der Achenbach, was will der werden?“ fragte Mathilde. — Es gab eine kleine Sensation, als sie ihr Schweigen brach.

„Ich glaube, der weiß noch gar nicht, was er will,“ meinte Ratzel. „Ein unklarer Kopf — ein unfertiger Charakter.“

„Ja — man weiß nicht, was man an ihm hat,“ sagte Nelly. „So is er mir auch vorgekommen.“

„Nu lassen wir mal von wat anderem sprechen als immerzu vom jüngsten Gericht,“ sagte Mama Sieper. „Wenn die jungen Herren dat wüßten, sie bildeten sich noch mehr ein, als sie schon tun.“ — —

Ein unklarer Kopf — ein unfertiger Charakter . . . man weiß nicht, was man an ihm hat — so klang es in Mathilden nach, während sie stumm an ihrer Häkelei weiter nestelte. Sie mochten schon recht haben . . .

— — — — — — — — — — — —

Um sechs Uhr ging der Amtsrichter. Er hatte noch viel gelacht mit Nelly.

„Ich hätte nich gedacht, daß dein Bräutigam so auftauen könnte,“ sagte Nelly zu der Freundin. „Er is eigentlich en ganz netter Kerl . . . man muß ihn nur erst ein bißchen mobil machen.“

Ein bißchen mobil machen . . . würde sie das können?

Sie würde es lernen . . . es war ja ihre Pflicht.

Sie stand droben in ihrem Kämmerchen am Fenster und faßte tausend gute Vorsätze. Sie wollte ja doch glücklich werden. Mit diesem Manne da.

Sie war ja seine Braut . . . sollte mit ihm vor dem Altar stehen, noch ehe die Blätter welkten, die vor ihrem Fenster im Golde der schräger fallenden Sonnenstrahlen schimmerten.

Sie war ja seine Braut.

Aus den Fabriken strömten die Arbeiter heim . . . zur Rast nach der Tagesfron . . .

Die Arbeit war verstummt. Ruhe schwebte heran auf den weichen Duftwellen des Abendwindes.

Still war's geworden. Leise klang aus den fernen Bergwäldern, den schweigenden Tälern der Kuckuckruf herauf.

Der Kuckuckruf. Den hatte sie heut schon einmal belauscht.

Aber da war sie nicht allein gewesen.

Nun war sie allein.

Es fröstelte sie. Und doch war ein Juniabend, warm und schwer von Erfüllungsglück . . .

XIV.

Werner benutzte trotz der Warnung seines Etagenchefs die freien Nachmittage stets zu Streifereien durch die Fabrikbetriebe der Stadt und Umgegend. War es zunächst mehr ein phantastisches Spiel mit ästhetisch-ethischen Stimmungen gewesen, das diese Studien in ihm wachgerufen hatten — allmählich schärfte sich sein Blick. Er begann die Lage der Arbeiter in den verschiedenen Fabrikationszweigen zu vergleichen. Es war ihm darum zu tun, ein möglichst eingehendes und vertieftes Bild dieses eigenartigen Stadtwesens zu gewinnen, das mit seinen noch nicht sechzigtausend Einwohnern einen größeren Flächenraum als London einnahm mit seinen zahlreichen, teilweise nur aus wenigen Häuschen bestehenden Vororten über ein ganzes System von Bergkuppen und Tälern sich ausbreitete.

Während auf den Höhen die mächtigen Fabrikschlöte qualmten, ging tief unten in den Tälern noch, wie seit Jahrhunderten, der wassergetriebene Fallhammer; unter seinen wuchtigen Stößen verwandelte sich, geführt von den geschickten Händen der Kleinschmiede, deren viele vom ständigen Getöse des Hammers fast ertaubt waren, die vorgewärmte Eisenstange wie durch Zauber hier in eine Kohlenschaufel, dort in einen Spaten, anderwärts wieder in Stoch-

eisen und Feuerhaken für Großfeuerung. Und an den Wegabhängen längs der langsam aufwärts sich windenden Bergchaussee lagen die alten „Versprungschmitten", so an die Hänge geklebt, daß die Rückwand mit der Feuerstelle durch die Berglehne gebildet wurde, und das Häuschen gleichsam aus dem Erdreich hervorwuchs . . .

Und wenn in den Großbetrieben die Fabrikarbeiter schon langsam den Typus des modernen Industrieproletariats anzunehmen begannen mit seiner ganzen Heimat- und Friedlosigkeit, so wiesen Meister wie Gesellen der zahllosen Kleinbetriebe noch die unverfälschte Wesensart des mittelalterlichen Handwerks auf: autochthone Seßhaftigkeit, schlichtes, bodenständiges Wesen, ruhige, schwerfällige Kraft und biderbe Gemütlichkeit. Mit ihnen saß und plauderte sich's ganz behaglich nach Feierabend in den Kneipen am Chausseerande oder auch auf der Bank vor der Werkstatt, wenn der Sommerabend langsam verglühte und die Bier- oder Schnapsflasche kreiste, Soldatenlieder ertönten und die alten Veteranen ihre Kriegsgeschichten, die jungen Leute die Erlebnisse ihrer Dienstzeit zum besten gaben.

Werner hatte seine Kenntnis des heimatlichen Platt wieder hervorgesucht. Die stammte aus seiner ersten Kinderzeit, als er noch mit Nachbarskindern Spatzen gefangen hatte und Vogelnester ausgenommen, um die Eier auszublasen und zu schmucken

Sammlungen zu vereinigen. Und wenn man ihm auch fast überall zunächst etwas zurückhaltend begegnete — sein anspruchsloses Wesen, seine aufrichtige Teilnahme an allem, was diese schwerfälligen, struppigen Gesellen bewegte, gewannen ihm schnell Sympathie und Vertrauen. Ohne Scheu erwiderte er den Druck rußiger, schwieliger Fäuste, trank ohne Ziererei aus der kreisenden Schnapsflasche, und wenn er einmal einen Schoppen „Kloren" oder ein paar Flaschen „Wicküler" spendierte, tat er es nicht mit der Herablassung des großmütigen Gebers, sondern mit kameradschaftlicher Selbstverständlichkeit, wie er es auch nie verschmähte, ein „Priemken Schnuvtobak" aus der Schildpattdose zu langen oder eine von der „Mutter" geschmierte „Botteram" anzunehmen.

Und es dauerte nicht lange, so hatte er eine zärtliche Liebe zu diesem schwerblütigen, warmherzigen Menschenschlage gefaßt, der an den Berghängen, in den Talgründen sein hartes Gewerbe betrieb; der Tag für Tag am Amboß und Herdfeuergebläse die formlosen Eisenstäbe, welche die Gießerei lieferte, zu denselben mathematisch gleichen Gebrauchsgegenständen umschuf.

Ein Stück deutsches Mittelalter mitten im Zentrum des gigantisch anwachsenden westdeutschen Industrielebens . . .

Aber oben, in den Fabriken und um sie herum — das war freilich eine ganz andere Welt . . . und

zu ihr die Pforten zu finden versuchte Werner vergebens. Wohl konnte er sich von seinen Bekannten durch die Fabrikräume führen lassen — die Herzen der Tausende, die in diesen endlosen Hallen, in Glut und Brodem tagaus, tagein dieselben eintönigen Teilverrichtungen versahen, ohne jemals das fertige Arbeitsresultat, das vollendete Fabrikat zu Gesichte zu bekommen — ihre Herzen verschlossen sich ihm.

Mit freudiger Liebe, mit freudigem Verstehen kam Werner stets von seinen Wanderungen in die Regionen der Kleinbetriebe zurück; tiefe, hoffnungslose Niedergeschlagenheit brachte er heim, wenn er wieder einmal fruchtlos versucht hatte, menschliche Fühlung mit der Fabrikarbeiterschaft zu gewinnen.

Wohl war es zu begreifen, daß die Angehörigen der Kleinbetriebe mit einem Gefühl der Fremdheit und Verachtung auf alles herabsahen, was „onger de Klocke", unter die Fabrikglocke ging: das waren tatsächlich Menschen einer anderen Rasse, Bürger einer Welt, die wurzellos und unverbunden sich über die heimatliche Scholle und ihr erdgeborenes Menschentum gelagert hatte.

Und fast eine Erholung war es, wenn Werner sich nach solch enttäuschten Bemühungen um das Herz jener fremden Kaste wieder am Stammtisch unter seinesgleichen befand, wo jeder die Lebensbedingungen des andern kannte, wo man die gleiche Sprache redete, wo gleiche Erziehung und gleiches Streben

ein Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit verbreitete, das der erst ganz zu würdigen wußte, der gerade von dem fruchtlosen Versuche zurückkam, das Grenzgebiet der Kasten zu überschreiten.

— — — — — — — — — — — —

Dennoch, trotz aller Mühen und Enttäuschungen, wie reich waren diese Stunden des Forschens und Entdeckens im Vergleich zu der Beschäftigung der Vormittage! Es war, als ob die Menschen in dem Augenblick, wo sie das Gerichtsgebäude betraten, eine Verwandlung durchmachten: als ob sie zwangsweise entpersönlicht, aus Trägern menschlicher Schicksale und Bestrebungen in Rechtssubjekte, in Träger von Rechtspflichten und Inhaber von Ansprüchen verwandelt würden ... Und sie selbst empfanden diese Verwandlung ... sie wurden still, scheu, gedrückt, meinten sich selbst nicht wiederzuerkennen in der unheimlich frostigen, fremdartigen Atmosphäre juristischer Begrifflichkeit, in der sie bei lebendigem Leibe in Objekte juristischen Denkens, in Spirituspräparate juristischer Demonstration, in Versuchskaninchen für vivisektorische Experimente verhext wurden ... Man wurde vorgerufen, bekam Fragen vorgelegt, deren Tragweite man nicht verstand, wurde verurteilt oder freigesprochen nach Paragraphen, die man nicht kannte, und von denen doch auf Grund der närrischsten aller Fiktionen angenommen wurde, daß man sie selbst nebst allen Auslegungsregeln und der

gesamten Judikatur und aller Weisheit der Kommentatoren in- und auswendig beherrsche . . .

Immer war's Werner, als wälze sich mit dem Strom der Rechtsucher auch die ganze Qual in den Gerichtssaal hinein, welche hinter den Händeln und Vergehen wuchtete, die auf der Rolle standen; als bleibe, wenn die Sitzung zu Ende war und das Publikum den Saal geräumt hatte, das Elend, die Schande, die Verzweiflung, der Haß und die Empörung zurück, zu der die vergangenen Stunden die Unheilsaat ausgestreut hatten. — — —

Ja, es war etwas Unlösbares, etwas ewig Problematisches um die menschlichen Versuche, Gerechtigkeit zu schaffen. Es war Gotteswerk in Menschenhände gelegt — es war Schildbürger-Handwerk, den Strom des Lebens im Siebe menschlicher Ordnungen zu schöpfen, das Sonnenlicht der Wahrheit im Sackgewebe menschlicher Pygmäenweisheit zu fangen...

Warum warf man nicht dies ganze Zwinguri des Paragraphengebäudes über den Haufen und setzte eine Kommission ein — nicht aus Juristen alten Schlages, den eingedörrten Heizern der Paragraphenmaschine — nein, aus starken Siegern des Daseins, großen Industriellen, wort- und gedankenreichen Politikern und Parlamentariern, seelsorgekundigen, weitherzigen Priestern, Ärzten, die um Leibesnot und all die dunklen Zusammenhänge zwischen Physis und Psyche wußten, liebevollen Lehrern der Jugend,

freudeschaffenden Künstlern und ahnungsvollen Dichtern, aber auch schlichten Männern des Volkes, den Männern von der Hobelbank und vom Pflug, vom Amboß und von der Maschine — und vor allem: aus mütterlich starken, lebenbewährten, allem Wahren und Guten des Daseins von Natur aus wesensverwandten Frauen —

Warum berief man nicht solch ein ideales Gesetzgebungsparlament und gab ihm fröhliche Muße und volle Freiheit, ein Recht zu schaffen, das einfach wäre und ohne Fallstricke und Klauseln, das klar und verständlich wäre für jedermann, das die Kinder in den Schulen müßten lernen können?

Nicht herrschsüchtig kalt und befehlend müßte solch ein Recht dem Leben gegenüberstehen, sondern demütig in der tiefen Erkenntnis seiner Armut und Unzulänglichkeit angesichts der unfaßbaren Überfülle des Lebens . . . nicht leblos in ein System logischer Begriffe auseinandergezogen, sondern den Erscheinungen des Lebens angeschmiegt, elastisch, entwicklungsfähig, in die Zukunft weisend und des Zukunftsbewußtseins, der Zukunftsideale, der Zukunftshoffnung voll!

Über alles aber getragen von Liebe . . . von heißer, verstehender Liebe für alles Seiende, voran für alles Menschliche — voll von der Mutterliebe der Menschheit zu allen ihren Kindern, und zu den unvollkommenen, krüppelhaften, langsam und sorge-

weckend sich entwickelnden am meisten ... wie das nun einmal der Mutterliebe Wesen ...

Oh, einem solchen Rechte zu dienen... an einem solchen Rechte mitzubauen ... welch eine Wonne müßte das sein ...

Waren das zu kühne Träume? Waren es Utopien, Seifenblasen einer jugendlichen, ungebrochenen Phantasie?

Oh, wenn solche Träume das Vorrecht der Jugend wären ... wenn sie schwinden müßten mit den Jahren ... wer möchte alt werden ... wer würde das Leben ertragen können?

Nein, es mußte ... es sollte anders sein!

Er wollte die Welt glücklicher hinterlassen, als er sie betreten ...

Er, der flaumbärtige Jüngling, der kleine Referendar mit seinen lückenhaften Rechtskenntnissen und seinem „ungefestigten Charakter" — der werdende Mann, der durch die Wälder seiner Heimat schritt, durchschauert und erschüttert von solchen Träumen in eine bessere Welt, Träumen, an deren künftige Wirklichkeit er glaubte — Träumen, deren Dienst er seine Seele gelobte, sein junges, heißes Leben verschrieb.

XV.

Aber wenn Werner aus der Region seiner Träume von jener künftigen, schöneren Wirklichkeit in den wachen Tag herniederstieg: was blieb dann übrig von dem bunten Seifenblasengaukelspiel, das er seiner Phantasie vorgezaubert? Ein träumerischer Jüngling, der zwar einen leidlich wohlklingenden Titel, aber sonst nichts, gar nichts sein eigen nannte, das ihn hätte berechtigen können zu dem Versuch, auch nur den Schatten seiner Visionen in die Wirklichkeit fallen zu lassen. Vier Jahre lagen schier unübersehbar vor seinem Blicke, vier Jahre, deren vom Staate, vom Gesetz bemessene Frist keine noch so stürmische Sehnsucht, kein noch so rastloser Fleiß auch nur um eine Stunde kürzen konnte. So lange war er Referendar, das heißt ein Nichts . . . ein Lehrling, ein Mensch, dessen ganze Existenz den untilgbaren Stempel der Unfertigkeit und des Schülertums trug. Und dann? Ein junger Assessor, der noch weitere Jahre hindurch auf gelegentliche Kommissorien angewiesen sein würde, oder vielleicht ein Rechtsanwalt ohne Praxis, durch löbliche Standessitte und strenge Standessatzung verpflichtet, die Gelegenheit zum Wirken nicht aufzusuchen, sondern sie vornehm und ruhig abwartend auf sich zukommen zu lassen . . .

Bis dahin war er verdammt zu einem Halb-
dasein, zu einer Schattenexistenz, ohne auch nur durch
den Hauch einer Möglichkeit, irgend etwas wirklich
Lebenskräftiges zu leisten.

Seine Altersgenossen durften inzwischen wirken
und schaffen . . . und wenn sie auch vielleicht nur ir-
gendwo als kleine Leutnants Rekruten ausbildeten,
als Assistenten in medizinischen Kliniken operierten
und Krankenjournale führten, als Vikare neben bei-
standsbedürftigen Pfarrern Seelsorge trieben, oder
als Lehramtskandidaten ihren Schülern die Anfangs-
gründe des Lateinischen und Griechischen beibrachten
. . . sie wirkten doch, sie hatten einen eigenen
Pflichtenkreis, innerhalb dessen sie frei und verant-
wortlich nach eigener Art sich betätigen konnten...

Oftmals besprach Werner diese seine Empfin-
dungen mit den Kollegen. Dann schmunzelte Kriek-
haus boshaft in sich hinein und berichtete, daß er
jeden Nachmittag fünf Stunden auf dem kaufmän-
nischen Bureau der Firma Sieper & Sohn, G. m.
b. H. arbeite: das mache ihm Vergnügen, und er
sehe von Tag zu Tag mehr ein, daß der Industrie die
Welt gehöre, und daß es närrisch sei, sein Leben
an einen Platz zu stellen, der die Aussicht biete, nach
vier Jahren Universitätsstudium und fünf Jahren
praktischen Vorbereitungsdienstes die Anwartschaft auf
ein Schreibergehalt zu erlangen. „Geh zur Industrie,
Achenbach, ich kann's dir nur immer wieder sagen!"

Brüninghaus aber lächelte vornehm-ironisch: „Mir is wurscht! In zwei Jahren sitz ich als Regierungsreferendar in Arnsberg, und die ganze Juristerei kann mich gerne haben!“

Und der schöne Erkelenz sah mit mildem Vorwurf in seinen hübschen, schläfrigen Augen Achenbach an und sprach:

„Ich weiß nich, Achenbach, warum Sie sich immer so über alles aufregen?! Das is doch immer so gewesen und is ja so weit auch ganz gut gegangen! Ich finde den Betrieb hier in Remscheid ganz gemütlich! Drei Stunden Arbeit — na, Protokolle schreiben is ja grade nich schön, aber man braucht wenigstens seinen geehrten Deetz dabei nich sonderlich anzustrengen . . . un im übrigen Tennis, Flirt und grüne Bäumchens — was woll'n Sie denn eigentlich mehr? Sozusagen verlängerte Studentenzeit!“ — —

Eines Tages geriet Werner zufällig zu Amtsgerichtsrat Tönnies in die Schöffensitzung . . . er hatte mit Brüninghaus, der jetzt bei Tönnies arbeitete, das heißt in seinen Sitzungen zuhörte und ein ums andre Mal als Gerichtsschreiber fungierte, irgendeine Verabredung treffen wollen und geriet gerade in eine lebhafte Szene hinein, die ihn fesselte. Geräuschlos setzte er sich auf einen leeren Stuhl an der Wand hinter dem Richtertisch und hörte zu.

Bald war es ihm klar, um was es sich handelte.

Und das war etwas Ungeheuerliches.

Der Angeklagte, ein junger, stattlicher Bursch von zweiundzwanzig Jahren, hatte seinen Vater ins Gesicht geschlagen.

Werner fühlte, wie ein Schauder ihn überlief, als er das Unfaßbare begriff.

Mit Ruhe und Freundlichkeit vernahm Tönnies die Zeugen des Vorfalls. Bald war das Tatsächliche des Ereignisses festgestellt: der junge Franz Hönneknövel hatte seinen Vater, den Schüppenschmied Hermann Hönneknövel, ins Gesicht geschlagen im Verlauf einer Auseinandersetzung über die Frage, ob der Sohn eine gewisse Maria Schmittsiefer heiraten solle. Der Vater war gegen die Heirat und hatte schließlich einen Ausdruck gebraucht, welcher die Ehre des jungen Mädchens beschimpfte. Da hatte der Sohn den verhängnisvollen Schlag getan, der nun nach dem Willen des Vaters den Sohn vor den Richter und ihn, den Vater selbst, auf die Zeugenbank geführt hatte.

Tönnies ging auf die Ursache des Streites zunächst gar nicht weiter ein, sondern erklärte den Zeugen ausdrücklich, er wolle fürs erste nur wissen, wie eigentlich der Hergang selbst verlaufen sei.

„So," sagte er, „nu weiß ich Bescheid, wat passiert is, un nu hören Se mal zu, Vatter Hönneknövel. Hann Se schon mal gehört, wat Famillie is?"

„Oh, datt sall ech wall wieten, Herr Amtsrechter," sagte der sehnige Graubart.

„Ich glaub et aber nitt, dat Se et wissen!“ sagte Tönnies. „Famillie, das is en Art von Gotteshaus — un was im Gotteshaus passiert, das trägt me nitt auf de Straße! Was wollen Sie aber tun, Hönneknövel? Sie wollen vor aller Welt Ihrem Jung den Prozeß machen: Sie wollen en int Gefängnis bringen: un dann, das müssen Sie doch begreifen, dann is es für ewig aus zwischen euch!“

„Herr Amtsrechter,“ sagte der Alte starren Antlitzes, „ech well nix, als watt recht es. Em Gesetz stieht geschriewen, datt, wer sienen Vater vorsätzlech körperlech meshangelt, datt der mindestens en Monat en't Gefänknes kuemen sall, on watt em Gesetz stieht, mott doch reiht sinn.“

„Un in de Schrift steht, Vatter Hönneknövel, daß die Liebe größer is als das Gesetz!!“

„Vihr sind hie em Gerechtssaal on nitt in der Kerken, Herr Amtsrechter, hie geilen de Paragraphen on nitt de Schreft.“

„Die Schrift gilt überall, Hönneknövel!! Aber es Gesetz weiß auch von väterlicher Gnade un Vergebung. Es Strafgesetzbuch sagt: daß leichte vorsätzliche Körperverletzungen überhaupt nur auf Antrag verfolgt werden: na, den Antrag, den haben Sie ja gestellt in Ihrer ersten Wut und Empörung. Aber nu sind sechs Wochen drüber ins Land gegangen! Un weil es Gesetz die Menschen kennt un weiß, daß sie rasch sind zum Zorn und daß sie

später klüger und stiller werden, deswegen sagt es Gesetz, Paragraph 232, Absatz 2: Ist das Vergehen gegen einen Angehörigen verübt, so ist die Zurücknahme des Antrages zulässig. Vatter Hönneknövel, wollen Sie den Antrag gegen Ihren Jung nit zurücknehmen?!"

„Neh, Herr Amtsrechter, datt well ech nitt. Sien Reiht sall em wehren."

„Hönneknövel!! — Ihr Sohn ist nicht vorbestraft, er hat sich beim Militär tadellos geführt, hat gute Schulzeugnisse, und da steht der Herr Verteidiger, der wird ein Dutzend Zeugen bringen, daß er ein braver, gutmütiger Junge ist, der keinem Menschen was zuleide tut, wenn man ihn nicht bis aufs Blut reizt: und den wollen Sie ins Gefängnis bringen — Sie, sein Vater?!"

„Ech? ech breng en nitt en't Gefänknes. Sien Messetat, die brengt en en't Gefänknes! he hätt sech an en Fabriksḥur gehangen —"

„Hönneknövel!! Das Mädchen, an was Ihr Jung sein Herz gehangen hat, das is als Zeugin hier un steht unterm Schutz des Gerichts!! Un wenn Sie se hier beleidigen, dann sperr ich S i e vom Platz weg drei Tag ein — wegen Ungebühr!"

„Entschuldegen Se märr, Herr Amtsrechter — et sall nitt mieh führkuemen! Aewer, datt dat Weiht su es, wie ech geseit hann, datt well ech bewiesen, do hann ech Tühgen führ."

„Datt es gelogen!“ kreischte die blonde, verwegen und schnippisch dreinschauende, doch sehr schmucke und anmutige Geliebte des Jungen. Und:

„Vatter, sag datt noch es, dann schlonn ech dech hie förr den Hehren noch es en de Fresse!“ knirschte der Junge. Seine geballten Fäuste bebten.

„Ruhe! Zum Donnerwetter, wat fällt euch ein? Bande!!“ Das feiste, blasse Gesicht des Amtsrichters lief plötzlich blutrot an. Die Stirn schwoll, ins Weiß der vortretenden Augen traten hundert Äderchen...

Aber gleich darauf hatte er sich wieder gefaßt.

„Ich will nit, daß ihr hier im Gerichtssaal vor fünfzig Menschen euren ganzen Familiendreck auswascht! Ich will, daß ihr euch benehmt wie Christenmenschen und nit wie blutgierige Hunde, die nit eher Ruhe haben, als bis sie sich an die Kehlen haben und sich gegenseitig zu Tod beißen. Vatter Hönneknövel — nehmen Se Ihren Antrag zurück! Es is ja eigentlich em Gericht seine Sach nit, wir könnten Ihnen ja einfach den Willen tun und Ihren Jung verknacken, un wenn er dann zwischen der ganzen Lumpenbagage sitzt un lernt stehlen un betrügen un kommt dann nächstens als en ausgelernten Halunken heraus — wat geht et uns an?! — Wir haben ja nur das Gesetz erfüllt! — Aber Sie, Hönneknövel, Sie werden emal Rede stehen müssen! Un weil Se en verstockter un verbohrter Mensch sind un wir ruhig un mit en klaren Kopp hier oben sitzen, deshalb sag ich Ihnen:

Sie werden es mir noch emal auf den Knien danken, wenn Sie tun, wat ich Ihne sag!!"

In dem mächtigen Schädel des grauen Riesen arbeitete es schwer. Zu tief hatte der Haß gefressen.

„Ihre Frau is tot, nit wahr?" fragte Tönnies.

„Zehn Jahr, Herr Amtsrechter."

„Was glauben Se wohl, was die sagte, wenn sie hier neben Ihnen stände?!"

„En Jongen, die de Unehr en et Hus brengen well, on sienen Vader en et Geseihte schlieht, weil e de Dehlen propper haulen well?!"

„Un wenn er noch viel was Schlimmeres vorhätt als wie das Mädchen ehrlich heiraten, was er gern hat, ich glaub, Ihre Frau tät sagen: Vatter, mach unser Kind nit unglücklich!"

Der Schmied fuhr sich mit dem haarigen Handrücken über die Stirn, auf der dicke Schweißtropfen standen. Sein ganzer Körper zuckte. Endlich sprach er:

„Et is guet, Herr Amtsrechter! Ech well minen Strafandrag teröcktrekken, wenn der Jong mer versprefen well, datt he van dem Weihten de Fenger afflohten well."

Franz lachte zornig auf.

„Möchten Sie so'nen Lump zum Sohn haben, der sein Mädchen im Stich läßt, um sich von seinem leiblichen Vatter aus dem Gefängnis loszukaufen?! Hönneknövel, morgen werden Sie sich schämen, daß Sie Ihrem Jung so en hundgemeinen Schacher vorge-

schlagen haben. — Hönneknövel, denken Sie an Ihre tote Frau . . . ich weiß ja nit, ob Sie an en ewige Seligkeit un an en Wiedersehen im Himmel glauben —"

„Joh, Herr Amtsrechter, do glüew ich dran, ech sinn kienen Rueden, äs wie der doh!" Er wies auf seinen Sohn.

„Wir haben es hier nicht mit der Politik zu tun, sondern mit — mit em Gefühl! Wenn Sie das nit im Gefühl haben, daß en Vatter seinen Sohn nit in't Gefängnis bringen darf, weil er sich einmal vergessen hat, — dann is Ihnen nit zu helfen! Aber ich seh ja, Sie wollen ja auch gar nit mehr. Es is bloß noch die bergische Dickköppigkeit, daß Sie sich noch e bißche nötigen lassen. Also, Gerichtsschreiber, nehmen Sie ins Protokoll auf: Der Verletzte erklärte, den Strafantrag zurückzunehmen. Beschlossen und verkündet: Das Verfahren wird eingestellt. Die Kosten fallen in Gemäßheit des Paragraphen fünfhundertundzwei der Strafprozeßordnung dem Antragsteller zur Last. Is recht so, Vatter Hönneknövel?"

„Watt? Kosten sall ech uech noch dragen? Neh, datt donn ech nitt, datt donn ech nitt — Gottverdeck nitt!"

Tönnies lachte übers ganze Gesicht.

„Hönneknövel, die Kosten ziehen Sie dem Jung im Testament an der Erbschaft ab! Gebt euch die Hände, Leut, un bedankt euch beim Amtsrichter

Tönnies, daß er euch vor der größten Dummheit un dem größten Unglück eures Lebens bewahrt hat!"

„Vatter," bat Franz nassen Auges und streckte dem Alten die rissige Rechte hin, „ech well et nitt wier donn."

Haß und Starrsinn sprühten wieder auf im Auge des Alten.

„Gank märr!" knurrte er erstickt. „Gank bi dien Weiht."

Und er drückte die schwarzseidene Kappe auf das graue Haargesträhn und stolperte hinaus, den Kopf tief in die Schultern gezogen.

„Ech dank och schön, Herr Amtsrechter," stotterte Franz mit einem Kratzfuß. Und auch die stramme, blonde Marie wollte sich bedanken.

„Bedankt euch beim Vatter!" schnauzte der Richter sie an. „Un sorgt, daß de alte Mann widder Freud in't Herz kritt!! — Gerichtsdiener — rufen Sie die folgende Sache auf!"

Leise schritt Werner zur Tür.

Brüninghaus zog ihn am Ärmel und flüsterte ihm zu:

„Siehst du, Achenbach, so macht er's, wo es nur irgend geht, das alte Faultier, der Tönnies — da hat er sich schon wieder mal ein Urteil erspart!" — — —

XVI.

Werner hatte eine furchtbare Wut auf den zierlichen, eleganten Kollegen.

Aber dieser bittere Nachgeschmack des schönen Erlebnisses war bald verweht.

Eine Menschenstimme war erklungen . . .

Oh, wie das wohltat. Wie das die Hoffnung, den Glauben belebte.

Könnte das nicht öfter, nicht immer geschehen?

Das aufgedunsene, zerstörte Säufergesicht des alten Amtsrichters hatte plötzlich einen Glanz bekommen . . . einen Glanz von innen . . .

Eine Menschenstimme war erklungen . . .

Bei dem Klange hatte die schnurrende Paragraphenmühle stillgestanden . . . und es war etwas Besseres geworden als Recht . . . es war Friede geworden . . .

War das derselbe Mann gewesen, der mit ewigem Durst und banalem Biergeschwätz, mit rauhem Kommersgesang und konventioneller Zecherjovialität dem Dauerfrühschoppen bei Preiß präsidierte?

Nun wußte Werner, wo er Klarheit zu suchen hätte.

Und er schlug bei Tisch dem Amtsgerichtsrat Tönnies einen Spaziergang zur Talsperre vor.

Als die beiden Wanderer die Stadt hinter sich hatten und auf wohlgepflegten Serpentinenwegen munter talwärts schritten, unterbrach Werner das Allerweltsgespräch, das bislang hin und her geschwirrt, und erzählte dem Richter, daß er am Morgen der Verhandlung gegen Franz Hönneknövel beigewohnt.

Der Amtsgerichtsrat fühlte eine Erregung im Tone des Referendars, die er nicht verstand, und fragte:

„Is Ihnen dabei was aufgefallen, Kolleg'?"

„Herr Rat . . . ich habe aus dieser Verhandlung wieder neuen Glauben an meinen Beruf geschöpft!"

„Nanu!"

„Ja! Das hab ich! Zum Richter, glaub ich, hab ich wenig Talent. Aber was Sie da heut morgen gemacht haben, das würde mir auch Freude machen. Und ich werd's auch lernen, hoff ich."

Der Richter sah den Referendar, den er bisher nur als wackern Zechgenossen kennen gelernt hatte, überrascht von der Seite an.

„Sie scheinen mir Ihr Herz ausschütten zu wollen, Kolleg'. Legen Se los."

Und Werner erzählte. Seine ganze Seelennot. Seine Zweifel. Seine Sehnsucht. Seine Träume.

Als er geendet schwieg Tönnies lange im Schreiten und schaute gradaus in die Ferne. Endlich sagte er leise:

„Sie armer Kerl.“

„Herr Rat?!“

„Sie werden en sehr schwer Leben kriegen. Sie werden alsfort mit em Kopp wider die Wänd rennen un sich Beulen holen, bis Sie's am End leid werden.“

„Oh, ich bin ein bergischer Jung, Herr Rat. Sie haben ja heut morgen selbst von der bergischen Dickschädelei gesprochen.“

„Na, soviel is gewiß, Richter werden Sie nit werden un auch nicht Staatsanwalt. Sie un Beamter? Ne — dat gibt et nit. Entweder Sie springen schon vor em Assessor ab, oder Sie nehmen nach em Staatsexamen Hals über Kopp den Abschied un werden Anwalt.“

„Das glaub ich nicht, Herr Rat. So direkt vom Unglück, vom Zank und vom Verbrechen der Menschen zu leben — das denk ich mir furchtbar.“

„Schön kann ich et mir auch nit denken. Aber dann haben Se wenigstens keine Vorgesetzte — dat is schon kolossal viel wert... Vorgesetzte! Hehe! Ich bin auch emal so e Kerl wie Sie gewesen . . . aber dann hann se mich doch eingefangen . . . un so bin ich dat geworden, wat ich bin.“

„Herr Rat — ich mein', es ist ein Segen, daß es solche Menschen wie Sie gibt in der Juristerei.“

„Meine Se?! Die Königliche Justizverwaltung is scheint's anderer Meinung. Ich könnt längst Landgerichtsdirektor sein . . . meinen Jahren nach

— und seit langem meld ich mich jedesmal, wenn en Direktorstell frei wird, sogar nach Bromberg un Tilsit . . . bloß dat ich de Bagatellstumpfsinn hier endlich los werd — aber befördert mich die Verwaltung? En Deuwel dhut se.“ —

„Aber warum denn nicht, Herr Rat?“

„Oh, dat hat schon sein Gründ. Ich kann nit katzbuckeln und antichambrieren in Köln un in Berlin wie die annern Herrn Kollegen. Ich spreche in meinen Urteilen deutsch statt dem steifbeinigen Juristenjargon, wo die Herren allein noch verstehen. Und dann: jetzt kommt mein' Hauptsünd'. Wenn ich en Bericht zu machen hab an de Landgerichtspräsident, dann schreib ich einfach: An den Herrn Landgerichtspräsidenten in Elberfeld. Sie haben zu wissen gewünscht und so weiter. Statt: An den Präsidenten des Königlichen Landgerichts Hochwohlgeboren in Elberfeld: Euer Hochwohlgeboren haben mir durch Dero hochgeneigte Verfügung und so weiter. Unterschrift: Mit Hochachtung, statt: gehorsamst . . .“

„Ja . . . ist das denn nicht Vorschrift?“

„Ne, Vorschrift is es nit... es is nur üblich ...en alter, eingefilzter Zopf... Hochwohlgeboren... gehorsamst — ja — blost mer jett! — Sie sehen, Kolleg'... ich bin nu mal es notorische Karnickel... Ne, wisse Se, Kolleg', um Karriere zu machen, muß mer en Kerl nach Schema F sein... Köpp — vor dene hann se Angst, die Herre da obe... mit dene

wisse se nix anzufange... un Sie sinn en Kopp, dat merk ich... Mann Gottes, wie sinn Sie nur auf die Kateridee gekommen un sinn Jurist geworden? Sie haben die höchsten Ideale, aber Sie haben dabei zu scharfe Augen, als daß Sie es nit merken sollten, was für ein himmelweiter Unterschied is zwischen Ihren Idealen — und dem, was die Mensche draus gemacht habe... und wenn Sie das merken, dann läßt es Ihne keine Ruh, dann macht es Sie kaputt, das prophezei' ich Ihnen, wenn Sie nit noch rechtzeitig den Anschluß erreichen, den ich erreicht hab... de Anschluß an de alkoholische Stumpfsinn!"

„Herr Rat, Sie dürfen so nicht sprechen. Die Gerichtseingesessenen lieben Sie... haben Vertrauen zu Ihnen. — Sie wirken Gutes... das ist doch Lebensinhalt, das ist doch ein Daseinszweck..."

„Kann sinn, es is so, weil ich mal gelegentlich en bißche Frieden stift. Aber is das en Entschädigung dafür, daß ich in neunundneunzig Prozent aller Fälle muß em Gesetz de Lauf lasse? Un muß nach seinem Buchstabe die arme Kerl', wo irgend en Lappalie pekziert hann, in es Gefängnis schicken? Es Gefängnis — wisse Se, was das is, Kolleg'? Das is die große stinkende Pesthöhl, aus der keiner anners zurückkommt als verdorben un vergiftet fürs ganze Lebe! Ach, Kolleg', un wenn man das so weiß, dann is es einem, als tät me mit die Händ bis an die Elleboge manschen in Blut und Kot, wenn man seine Ur-

teile schmiert! Un grad der Bagatellrichter! Ich muß die Leut wege Lumperei für acht Tag, drei Wochen ins Gefängnis schicke... un in dene acht Tag, drei Woche, was lerne se da? Die große Schurkereie, wege dene se dann später unne in Elberfeld von der Strafkammer un vom Schwurgericht ins Zuchthaus geschickt werde!!"

In diesem Augenblick öffnete sich der Wald vor den Schreitenden, und leuchtend lag der Spiegel der Talsperre vor ihren Augen. Mitten im Waldesgrün ein windhauchgekräuselter See, von Menschenhand geschaffen, durch eine riesige Sperrmauer aufgestaut...

„Sehe Se, Kolleg'," sagte der Richter, und seine Augen blinkten feucht, „den Mann, der das da unne gebaut hat — den beneid ich um seine Beruf! — En See hat er gemacht, en See, wo die Fisch drin springe, un dem sei Wasser da unne tut die Hämmer treibe un die Mühle un obe in Remscheid tut die Mensche tränke un es Feuer lösche! Sehe Se, Kolleg', das nenn ich Sege spende, das nenn ich Lebe, das nenn ich en Beruf! — — Aber wir — was tun wir? Elend verbreite wir un Haß! Pfui Deuwel! In spätere Jahrhunnerte, da werde die Mensche von unsrer heutige Rechtspfleg spreche, wie wir von dene Hexerichter un Folterknechte und von der Inquisition! — Ah — Schluß mit dem Weltschmerz... da unne in der Kneip an der Talsperre gibt's e hochanständiges Pilsner —!!" — —

XVII.

„Der Kriekhaus, datt is en Deuwelskähl!“

Mehr als einmal mußte Vater Sieper seinem Sohn dies halb schmerzliche, halb hoffnungsvolle Geständnis tun.

Mit einer kaum faßbaren Geschwindigkeit hatte sich der junge Referendar in den kaufmännischen Teil des großen Fabrikbetriebes eingearbeitet. Seit er als Geschäftsführer der neuen Gesellschaft mit beschränkter Haftung in das Handelsregister eingetragen war, fühlte er sich durchaus als Kaufmann und hatte mit eiserner Zähigkeit nachzuholen begonnen, was ihm zu einer kaufmännischen Laufbahn fehlte. Er nahm niemals mehr an dem verlängerten Frühschoppen bei Preiß teil, sondern erschien pünktlich um halb drei Uhr im Kontor. Während er privatim in heißem Bemühen die Theorie der Buchführung studierte, hatte er das Praktische der Buchhaltung, wie diese im Betriebe der Firma Carl Sieper & Sohn gehandhabt wurde, nach wenigen Tagen erfaßt.

Dabei war er klug genug, von seiner Eigenschaft als Geschäftsführer niemals Gebrauch zu machen, so lange er sich noch als Lehrling zu betrachten haben würde.

Und kaum hatte er sich einen Überblick über den kaufmännischen Teil des Betriebes verschafft, da begann er auch schon die Fabrikation zu studieren. Und das geschah nicht mit der naiven Empirie, mit welcher sich die jungen Remscheider Fabrikantensöhne in den väterlichen Wirkungskreis einzuschieben pflegten; sein wissenschaftlich geschulter Geist ließ ihn auch das rein Technische methodisch und von höheren Gesichtspunkten aus erfassen. Und mit der Beobachtung des tatsächlichen Herganges verband er auch hier das theoretische Studium.

Vater und Sohn Sieper sahen mit einer täglich wachsenden Beklemmung, die gleichwohl keiner dem andern eingestehen wollte, die lautlose Betriebsamkeit des neuen Teilhabers.

„Jong," sagte Vater Sieper dann wohl zu seinem blonden Reserve-Ulanen, „datt es en Kähl, dä paßt en de Welt! Wenn wir dem erst Überwasser geben, dann tanzt er uns auf der Nas!" —

Eine Hoffnung nur tröstete die beiden Siepers, eine Hoffnung, die sie heimlich hegten und mit Mama Sieper teilten: daß Wilhelm Kriekhaus mit dem Hause Sieper auch durch Familienbande verknüpft werden würde...

Denn es war kein Zweifel: der junge Jurist und noch jüngere Kaufmann interessierte sich aufs lebhafteste für die muntere Nelly.

Ob auch Nelly für ihn?

„Aus dem Weiht is nit klug zu werden!“ klagte Mama Sieper oft. „Sie is den einen Tag fregel wie en Lerche, und den andern hat se ’t arm’ Dier . . . den einen Tag spricht sie nur vom Kriekhaus und den andern nur vom Brüninghaus . . .“

Selbst Cousine Mathilde, die noch immer als Gast des Hauses das Jungfernstübchen der Base teilte, wußte nichts Gewisses zu melden, wenn Onkel, Tante und Vetter sie gelegentlich ausholten. Sie verriet nichts, aber sie hatte auch nichts zu verraten. Obwohl die Mädchen, die lebenslänglich eng miteinander befreundet gewesen waren und nie ein Geheimnis voreinander gehabt hatten, in diesen schönen Sommerwochen zusammen schlafen gingen und zusammen aufstanden, verschloß doch jede ihr Herz vor der andern... nur daß nach durchplauderten, durchwanderten, durchlachten Tagen gar häufig die eine des Nachts das erstickte Schluchzen der andern vernahm, um dann bald selbst heiß und verstohlen in ihre Kissen, hineinzuweinen. Diese verwöhnten Kinder des Glückes, die niemals Erdensorge und Erdenleid gekannt, deren ganzes Jugendleben gehütet und umhegt gewesen war von Elternliebe und blühendem Wohlstand, bebten fassungslos unter dem ersten Ansturm innerer Kämpfe, für die sie keine Worte, keine Aussprache, keinen Trost fanden.

Und dabei lief ihr Leben so friedlich und gleichmäßig dahin . . .

Alle Vormittage um halb eins holte Mathilde ihren Verlobten zum Spaziergange ab. Der Amtsrichter schien es sich geradezu zum Grundsatz gemacht zu haben, draußen in der freien Natur, wo niemand das Beisammensein des Brautpaares störte, sich niemals irgendwelche Zärtlichkeiten gegen seine Braut zu erlauben, als sei diese ein fremdes, ihm zur Obhut anvertrautes Gut.

Und doch überfiel's das schöne Mädchen draußen im Grünen oftmals wie eine wilde, stürmische Sehnsucht nach seiner Zärtlichkeit . . . Wenn er sie nur in seine Arme genommen, sie an sich gerissen hätte und mit wilden Küssen ihr Mund und Augen bedeckt . . . dann würde sie geschaudert haben, wie sie jedesmal bei der Begrüßung und beim Abschied schauderte, wenn er seinen Arm um ihren Nacken legte, wenn sein starrer Bart sich ihrem Gesichte näherte, der ständige Zigarrengeruch, der um seine Lippen war, sie anwehte . . . sie würde geschaudert haben, aber sie hätte sich nicht gewehrt, in dem schlaffen, doch ruhevollen Wissen, daß sie sein wäre, daß sie zu ihm gehörte, daß ihr Schicksal entschieden sei, ihre Zukunft sonnenlos, doch klar und umfriedet vor ihr läge . . .

Er tat es nicht, er zeigte ihr niemals, wonach sie lechzte, den Mann, den Herrn, den Woller seines Willens.

Er war immer tadellos liebenswürdig und ritterlich zu ihr, erfüllte alle Vorschriften der Galanterie

mit Beflissenheit. Sein Gespräch atmete vollkommenste Achtung und unbedingtes Vertrauen in sie; die Bilder, die er von der gemeinsamen Zukunft ausmalte, ließen erkennen, daß er eine völlig klare Vorstellung ihres künftigen Zusammenlebens habe, als von einem getreulichen Ineinanderarbeiten zweier Bundesgenossen, die sich nach bestem Wissen und Gewissen bestreben würden, einander das Dasein harmonisch und angenehm zu gestalten und wechselseitig die Persönlichkeit und den Geschmack des anderen vollkommen zu respektieren.

Nein, Mathilde hatte nicht den leisesten Grund, sich über ihren Bräutigam zu beklagen . . .

XVIII.

Werner hatte das Bild des alten, starrschädeligen Hammerschmieds aus dem Morsbachtal nicht mehr vergessen können. Es war ein Gefühl in ihm, als solle der Zufall, der ihn in jene Sitzung der Schöffenabteilung geführt, noch eine weitere Bedeutung haben, denn jene, die sich bereits erfüllt hatte, als er Tönnies näher getreten war.

Er hatte sich das Aktenstück geben lassen, hatte ermittelt, daß der Alte Eigentümer des Diepmannshammers im Morsbachtale war, und an einem Sommernachmittage, der so köstlich war wie fast alle Tage dieses gesegneten Sommers, stieg er munter talab, die leise schwingende Lust am Erleben menschlichen Eigenwesens im Herzen.

Der wohlgepflegte Weg, der in die Tiefe führte, war rechts und links mit verschnittenen Weißbuchenhecken eingefaßt, hinter denen bisweilen das Gebrüll weidender Kühe tönte. Ab und zu trat ein sauberes Fachwerkhäuschen an den Pfad heran: die Lehmwände waren bläulich-weiß, die stützenden Balken tiefschwarz getüncht; die Wetterseite trug den landesüblichen Schieferbelag, und im schmucken Hellgrün prangten die Fensterläden. Vor der Türe ragten ein paar knorrige Lindenstämme, deren Kronen inein-

andergezogen und zu einer breiten, flachen, aufrechtstehenden Schirmwand verschnitten waren. Freundliche Kinder spielten vor den Türen; aus den offenen Fenstern klang das ewige Klappern des Bandstuhls, das Schnurren der Spindeln und der lustige Gesang der Spulmädchen oder das Pink, Pink der Feilenhauer.

Spärlicher wurden die Häuschen; zur Linken reckte sich ein ernster, hochstämmiger Buchenwald auf den Weg hinaus, und nun schlossen sich die Wipfel an beiden Seiten zu einem schimmernden Schattendach zusammen über des Schreitenden Haupt. Aus dem braunen Moderlaub des Grundes klang das helle Wispern eines versteckten Wässerchens, in den Wipfeln frohlockte die Amsel.

Werner war glücklich. Er warf die grübelnden Gedanken um Beruf und Weltlauf hinter sich — hinter sich die tausend Sehnsüchte seiner ewig rastlosen Seele — tauchte tief hinein in Waldesruh und Heimatseligkeit. Wald und Berg — — sie hatten des Talgeborenen Wähnen von Kindheit an umhegt und immer seines Blutes Drang, seines Herzens Stürmen zum Frieden gebracht.

Seines Blutes Drang! Der hatte seit Monden geschwiegen, seit die Überfülle der großen geistigen Erlebnisse, der Eintritt ins Berufsleben, der Einblick in die ungeheure Welt des schaffenden, raffenden Wirklichkeitstreibens ihn zu ernster Einkehr und

zielstrebiger Sammlung gezwungen. Wie ein wirres Traumphantom lag seine letzte tolle Zeit hinter ihm: die Verzweiflung nach Elfriedens Abschiedsbrief, das Tosen des Bonner Karnevals, sein wahnsinniges Taumeln von Mund zu Mund, von Busen zu Busen.

Und Elfriedens Bild, das ihn nach Remscheid hinaufgezogen, verschwamm auch bereits im Wirrwarr des neuen Erlebens. Eine Flut unerschauter Bilder war in seine Phantasie hineingeströmt, ein Chaos von Gedanken und Stimmungen hatte sein Herz durchbrandet; er fühlte sich gereift, und die knabenhafte Qual um ewig Verlorenes, ewig unerreichbar Gewordenes bebte nur noch wie ein leiser Äolsharfenklang über der machtvollen Lebenssinfonie dahin, die in seinem Herzen erdröhnte. Und wenn er Elfriedens Züge in seiner Seele suchte, dann fand er immer eine andere ... jene grauäugige Mathilde ... die Braut seines Stagenchefs ...

Das war Narretei. Er mußte sich nun endlich einmal richtig verlieben ... es gab ja so viel schmucke, schlanke Mädchen im bergischen Lande, Kriekhaus hatte recht: Geld war auch genug da: und er, Werner, konnte wohl den Mut fassen, an jede Tür im Lande ringsum zu pochen — also vorwärts, hinein in das Abenteuer! —

Nächstens ist Remscheider Schützenfest: drei Tage lang ein Sommer-Karneval, nicht eine winterliche, nächtliche Orgie wie drunten im Rheinlande, sondern

ein munterer, ehrbarer Scherz unter freiem Himmel, in Luft und Sonne . . . dann sollte es werden . . . dann wollte er sich einmal allen Ernstes umsehen unter den Töchtern des Landes . . .

Und munter singend schritt er bergab:

„Von allen den Mädchen so blink und so blank
Gefällt mir am besten die Lore —“

Da war das Tal . . . und dieses schwarze Dreieck, das über einem blanken Stauweiher aus Schierlingsdolden und Weißdornhecken tauchte, das mußte nach der Karte der Diepmannshammer sein: das dumpfe, taktmäßige Stampfen seines Werkes hatte schon lange Werners Talwanderung begrüßt.

An der Ausflußmündung des Weihers war das „Schütt“ aufgezogen: gurgelnd rauschte die grüne Flut in eine Leitung aus moderschwarzen Brettern und schoß dann zischend auf das emsig wirbelnde Triebrad: vier stahlblaue Libellen tummelten sich selig in der sprühenden Feuchte dicht über der Ausflußmündung.

Einen schmalen, schlüpfrigen Pfad, der vom Wege zu dem Hammeranwesen hinunterführte, sprang Werner hinab und stand nun unten im feuchten Grunde. Baumumstanden lag ein kleiner Hof. Da rosteten Haufen Eisenabfälle; im rechten Winkel stießen hier das niedrige Schmiedehaus, dort das schlichte Wohnhäuschen aneinander. Aus der Finsternis der Schmiede drang das rote Glosten des

Werkfeuers, die grelle Weißglut funkenumsprühten Eisens.

Werner trat ein. Zwei riesige Männerschatten, rot umsäumt von der Feuersglut, hantierten in der Dunkelheit. Sofort hatte Werner erkannt, daß er am rechten Orte war.

Vater Hönneknövel saß auf einem niederen Schemel vor dem rastlos auf und nieder stampfenden Hammer. Seine wuchtigen Tatzen hielten eine lange Zange, zwischen deren Kiefern ein Eisenstab eingepreßt war. Dieser Stab mochte rotglühend aus dem Vorwärmer gekommen sein, einem glimmenden Kohlenfeuerbecken, das zur Linken stand, und in dessen Glut noch eine ganze Menge Eisenstäbe schmorten. An diesem Becken stand ein anderer Recke, ein junger: der stiernackige Franz, der noch vor einer Woche als Angeklagter vor Gericht gestanden, weil er die Faust gegen den Vater gehoben ... Nun arbeiteten die beiden blutverbundenen Männer einander wieder in die Hand, wie sie es getan hatten, so lange der Sohn denken konnte ... wortlos ... Stunde für Stunde, stumm und mechanisch. Außer ihnen hantierte noch ein junges Bürschchen in der Dunkelheit; es bediente das „Schütt", den Zufluß des Wassers zum Schaufelrade, das den Gang des Hammers regulierte, und fachte bisweilen mit dem Blasebalg die Glut im Vorwärmer an.

Der Sohn griff mit einer zweiten gewaltigen

Zange nach den Eisen im Vorwärmer und wählte aus, welches genügend angeglüht sei; der Vater schmiedete indes . . .

Und das war nun eine Sehenswürdigkeit. Der Hammer schoß mit Windesschnelle auf und nieder, so daß Stoß um Stoß auf die Eisenstange niederkrachte, die bald in heller Weißglut aufflammte... Sie wurde weich und ging in die Breite auseinander. Und nun drehte und wendete der Alte das Eisenstück, das immerfort seine Form veränderte, unter den Schlägen des Hammers so geschickt hin und her, daß es immer deutlicher die Form einer Zimmer-Kohlenschaufel annahm. Nach wenig mehr als einer halben Minute war der Schmiedeprozeß beendet: nachlässig warf der Alte das fertige Stück in einen Wasserbottich, die Glut erlosch, zischend stieg eine Dampfsäule zu der rußigen Decke empor. Gelassen reichte der Schmied dem Sohne die leere Zange, nahm aus seinen Händen die andere Zange mit einem frischglühenden Eisenstab entgegen, und das Spiel begann von neuem.

Schweigend, emsig arbeiteten die Männer. Ob sie den Eindringling bemerkt hatten, war nicht zu erkennen; sie waren wohl solche neugierigen Besucher gewöhnt.

Und Werner mochte nicht unterbrechen.

Aber er hatte Glück. Nach einiger Zeit schien der Vorrat der angeglühten Eisenstangen zur Neige

gegangen und wurde nicht ergänzt. Der Junge hatte dem Vater die letzte Stange gereicht und alsdann stumm seine „Mutzpiepe“, die kurze, braungerauchte Tonpfeife, aus dem Bausch seines Arbeitsschurzes geholt und gestopft. Er klopfte nun mit der Pfeife unter die verglühenden Kohlen des Vorwärmers, so daß ein Schwall von glimmenden Brocken durch das Gitter stob. Ein Teil davon mußte in die Pfeife geraten, und nun schmauchte Franz stumm und gelassen. Inzwischen hatte der Vater die letzte Schaufel vollendet und folgte dem Beispiel seines Sohnes. Mit einem Griff nach einem langen, aus der Wand ragenden Hebelarm hatte der junge Knecht das „Schütt“ des Stauweihers draußen geschlossen; das Klappern des Hammers, das Rauschen des Wasserrades schwieg. Schwerfällig wandte der Alte den wuchtigen Körper herum und tappte dem Ausgang zu.

Werner griff an den Hut und tat die bewährte Frage, mit der er fast regelmäßig seine Beziehungen zu den Männern der Arbeit anknüpfte:

„'n Owend, Vatter, hannt Se en Dronk Water för meck?“

Von einem jungen Herrn, der die Tracht der oberen Stände trug, im Platt des benachbarten Wuppertales angesprochen zu werden, konnte dem Alten keine Überraschung sein; sprachen doch die Fabrikantensöhne droben in Remscheid alle platt im Umgange mit den Arbeitern.

„De Poumpe stieht omm Hoff!“ erwiderte er lakonisch und wollte an Werner vorbei zu der engen Tür.

„Wellen Se meck ut de Häng drenken loten?“ lachte Werner.

Da zog auch über das rußige, rissige Gesicht des Alten ein Schmunzeln.

„Neh, datt söllen Se nitt, jonger Hehr!“ Die klobige Faust griff in das Dunkel des Raumes und langte von irgendwoher einen rostigen Becher, dann trat der Schmied gebückten Hauptes durch die niedere Tür ins Freie, mit einem einzigen Hub warf er den Schwengel der Pumpe hoch in die Höhe, drückte nieder, daß ein Schwall klarsten Quellwassers dem Rohr entströmte, spülte den Becher aus und reichte dem Gaste das erfrischende Labsal.

Den Trinkenden betrachtete er mit den blinzelnden, geröteten und rußigen Augen.

„Jonger Hehr, Oech hann ech alt mieh gesenn.“

„Gewiß, Vatter Hönneknövel — eck si van da bowen — vom Amtsgericht.“

„Vamm Amtsgerecht?!“ Des Riesen harte Züge wurden starr. Franz, der hinzugetreten war und die Kappe gelüftet hatte, wandte sich mit einem Ruck ab und schob langsam dem Wohnhäuschen zu.

„Jo, Vatter, eck heff Oenken Prozeß met angehöart.“

Der Alte warf einen scharfen Blick in das Antlitz des eleganten Jünglings, der sich auf die rohe, verwitterte Holzbank neben der Pumpe gesetzt hatte und mit ruhiger Freundlichkeit zu ihm aufschaute. In diesem Gesicht stand nicht zudringliche Neugierde, sondern herzliche Anteilnahme zu lesen. Da paffte der Schmied ein paar mächtige Rauchwolken aus seinem Nasenwärmer, ließ den schweren Körper auf die Bank fallen und begann, langsam, stockend, dem Gaste sein Herz auszuschütten.

Feierabendstille wob über dem Tal. Leise nur rauschte und rieselte das Bächlein, das nun den Überfluß des Stauweihers aufnahm; sehnsüchtiger und schmelzender klang das Amsellied vom Buchenhang. Die ersten Abendnebel kamen aus den Wiesen, und über den Bergsäumen droben verglomm der Sonnenglast.

Und der Alte erzählte. Wie vor zehn Jahren seine Frau gestorben. Wie die Kinder eines nach dem andern von dannen gezogen; ein Sohn bei den Soldaten, einer in Amerika auf der Suche nach Glück; ein Mädel droben in Remscheid im Dienst, eines talabwärts an einen jungen Schmiedssohn verheiratet.

Nur der Franz war noch übriggeblieben, seit seinem vierzehnten Lebensjahre des Vaters Arbeitsgenoß . . . bis er eines Tages auf einem Gesang-

vereinsfest „dat Fabriksweiht“ da droben kennen gelernt . . .

Eben kam Franz, gewaschen und umgekleidet, aus dem Wohnhäuschen:

„Gonn Nowend, Vatter, gonn Nowend, Hehr!“

Und schlich sich an der Bank vorüber, stieg das Fußpfädchen zur Straße hinauf . . .

„Nu gieht he wier bi datt Mensch . . . Dag förr Dag . . .“

Ja, die blonde, mundfertige Dirne droben hatte den Franz ganz und gar umgekrempelt. Monatelang hatte er dem Vater in den Ohren gelegen, er möge gestatten, daß der Sohn die Fabrikmeisterstochter als Hausfrau in die Rechte der verstorbenen Mutter einsetze; als der Vater sich hartnäckig geweigert, war es schließlich zu der Schreckensszene gekommen, welche die beiden Männer, die seit zehn Jahren Tag um Tag miteinander am Schmiedefeuer gestanden, als Angeklagten und Belastungszeugen vor die Schöffen „bowen em Dorp“ geführt hatte...

Seitdem Amtsrichter Tönnies den Friedensengel gespielt, war zwischen Vater und Sohn von dem Fabrikmädel nicht mehr die Rede gewesen . . . aber Abend für Abend stieg der Sohn zum Berg empor, statt wie früher mit dem Vater auf einen Schoppen Bier zur Schenke an der nahen Station der Kleinbahn zu gehen, die das Morsbachtal durchzog; er

kam erst spät in der Nacht wieder und war morgens oft zu schlapp, das Schütt aufzuziehen . . .

„Ech wiet nitt, jonger Hehr, watt datt met dämm noch wehren sall.“

Werner hatte schweigend zugehört. Nun griff er ein und fragte, warum denn der Alte so energisch gegen die Heirat sei.

„Hehr, en Weiht, watt onger de Klocke gegangen es, datt paßt nit förr en Kleinschmetsjongen. Datt Fabrikspack do bohwen es en angeren Schlag äß vihr hie ongen.“

„Aewer, Vatter, wenn dä Jong seck dat eemol em Kopp gesatt hät . . .“

„Dann sag ech em: do es de Dühr! En mien Hüsken loht ech ken Fabrikshuhr heren.“

„Vatter, es dat dann geweß, datt dat Weiht schleit eß?“ —

„All' Fabriksweihter sind schleiht!!“

Davon war der Alte nicht abzubringen. Irgend etwas Positives gegen Maria Schmittsiefer wußte er nicht. Aber man brauchte ja nur die Umgebung zu sehen, in der sie herangewachsen war:

„Do hückt jo alles opp ienem Huepen: Vatter, Jongen on Weihter, alles opp ienem Huepen Strüe!“

Aber was noch schlimmer war:

„Ehr Vatter es en hatten Rueden!“

Daß Werkmeister Schmittsiefer ein Hauptführer

der Sozialdemokraten sei, hatten ihm Freunde aus dem Kriegerverein zugetragen.

Das sei doch klar, daß er, Vater Hönneknövel, nicht dulden könne, daß eine Sozitochter da schaltete und waltete, wo seine Hausfrau einst regiert:

„Die gong Sonndag förr Sonndag owen em Dorpe en de Kerke!"

Und er selber war Sechsundsechzig und Siebzig mit dabei gewesen, hatte das Eiserne Kreuz und war Vorstandsmitglied im Landwehrverein . . .

„On der Franz es äß Unteroffezier bie den souften Ulanen affgegangen!"

Wie so einer sich mit so einer Fabrikschlonze, so einem Drecksbalg abgeben konnte . . .

„Sie hätt et em doll gemackt, datt Deuwelsweiht! Lott he märr met dem Balg ankuemen, dann hiß ech em den Honk an!"

Die grimmen Worte des alten Riesen klangen schrill und hart in Werners Seele nach, als er durch den tiefen Abendfrieden gegenüber dem Hange, den er hinabgekommen, bergwärts stieg, um diesmal zu Fuß über Hahnerberg Vaterstadt und Elternhaus zu erreichen.

Was würde das Los der beiden jungen Menschen sein, die sich gut waren und nicht voneinander lassen wollten? Was blieb dem ungeschlachten Schmiedejungen, in dessen braunen Augen der Abglanz des Talfriedens wob, der seine Kindheit, seine

Jugend, sein Leben umrauscht — was blieb ihm anderes übrig, als sich droben der Fabrik zu verdingen . . . wenn der unerbittliche Vater ihm den Stuhl vor die Tür setzte?

Und konnte der Sohn des Hammertals jemals heimisch werden im seelenlosen Riesenbetrieb da droben? Im Menschenbrodem der Proletariermietkasernen?!

Durch Werners Seele klang ein lateinisches Wort, er wußte selbst nicht, woher es stammte:

Nulla unda
tam profunda
quam vis amoris furibunda . . .

Und immerfort im Schreiten summte dieser Schicksalsvers durch sein Hirn:

Keine Quelle
So tief und schnelle
Als der Liebe reißende Welle . . .

Kennst denn auch du die Liebe schon, Werner?!

Du hast manchen Mund geküßt . . . du hast dich gesehnt und gehärmt, hast genossen und hast entsagen lernen müssen . . . aber die lebenumwälzende, die zukunftallmächtige, die daseinerschütternde Liebe, die kennst du noch nicht . . .

Wer künftiger Tage Schickung erahnen könnte...

Drunten tauchten die tausend Lichter der Vaterstadt aus den Dünsten, die sie überlagerten, aus dem Flimmerweben der Mondnacht . . .

Da unten lag sein sturmgefeites, ruhumfriedetes Elternhaus . . . noch war's seine Heimat . . .

Doch kommen würde der Tag, wo auch sein Schritt nicht mehr dem Vaterhause zulenken würde...

Wo würde dann seine Ruhstatt sein?

Und welcher Mund ihm dann den Willkomm der neuen, der Lebensheimat bieten?!

XIX.

„Soh — datt is die viehrde!"

Mit einem Bums setzte Franz Hönneknövel einen Korb mit zwölf Flaschen Bier, den er aus Hasselbachs Schankwirtschaft im Erdgeschoß geholt hatte, auf die oberste Stufe des Treppenabsatzes — droben im dritten Stock der Mietkaserne Nordstraße 39. Und Micken Schmittsiefer, sein blonder Schatz, nahm den Korb in Empfang und trug ihn schweratmend hinein in die tabakdurchwölkte Stube, wo unterm Vorsitz des fremden Doktors aus Berlin die Sitzung des Lohnbewegungskomitees tagte . . . dann huschte sie wieder heraus und setzte sich auf die Treppe, „muckelte" sich dicht an ihren stattlichen Liebsten heran, der wie allabendlich aus dem Frieden seines Hammertales emporgestiegen war, um auf den Treppenstufen eines menschenwimmelnden Proletarierhauses sein schmutziges, abgetriebenes, doch unverwüstlich zähes und unersättlich liebedurstiges Fabrikmädel zu küssen . . .

Marie war die einzige unter Schmittsiefers acht Kindern, welche Zutritt zu den Sitzungen des Ausschusses hatte. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter hatte sie deren Stelle eingenommen, den Haushalt ihres Vaters und sieben jüngere Geschwister, fünf

trotzige, schnell verwildernde Buben und zwei früh gewitzigte und verdorbene Mädel in leidlicher Ordnung und äußerer Zucht gehalten. Sowie eins der Kinder dem Schul- und Konfirmandenunterricht entwachsen war, war's in die Fabrik gekommen, die Mädel als Spulerinnen in benachbarte hausindustrielle Betriebe, die Jungens „beim Sieper". Nur die gemeinsame Mahlzeit vereinigte die Familie um den armseligen Tannentisch, die Nachtruhe in dem mit einem halben Dutzend Strohsäcke und einem Bett für Vater möblierten Schlafzimmer.

Dort schlummerten auch jetzt die Geschwister... nur Marie war noch auf, um die nächtlich Beratenden mit Bier zu versorgen . . . und Franz war selig, seinem abgehetzten Mädchen wenigstens die schweren Bierkörbe aus der Kneipe zum dritten Stock hinaufschleppen zu dürfen . . .

Marie lohnte ihm dafür mit ihren rasenden Küssen und wildbegehrlichen Zärtlichkeiten . . . Wie gern hätte sie ihrem Franz noch mehr gegeben . . . doch wenn auch ringsum aus allen Türen schon vielstimmiges Schnarchen drang . . . man mußte sich zusammennehmen . . . aber toll machte sie ihn, toll, den guten, starken Franz . . .

„Mikken, Mikken, wanniehr gonnt ver es wier tesahmen en den Bosch?!"

„Am Sonndag, Franz, am Sonndag . . . dann gieht der Aul no der Konferenz ongen en Ebbefeihl!"

Drinnen qualmten die Pfeifen.

Doktor Markus, der Spezialabgeordnete der Parteizentralleitung, präsidierte der Streikausschußsitzung. Neben ihm der Hausherr, Genosse Schmittsiefer . . . er hatte wieder einmal seinen Quartalssaufkoller . . . stier glänzten seine Augen, er konnte nicht mehr reden, er lallte nur . . . und ringsum die Ausschußmitglieder, meist jüngere Leute, doch auch der eine und andere ältere Mann darunter; diese älteren meist ehemalige Kleinschmiedegesellen, die durch den Rückgang des Kleingewerbes gezwungen, wie Schmittsiefer selbst, erst in älteren Jahren aus befriedeteren Verhältnissen in die Fabrik hatten übersiedeln müssen und nun, durch lange, bittere Kämpfe zermürbt und unfähig, sich noch in die neuen Verhältnisse zu finden, widerstandslos der Agitation in die Hände gefallen waren.

„Wir sind uns also einig, Genossen," resumierte Markus, „daß wir genau an dem Tage in den Ausstand treten, an dem das neue elektrische Stahlgewinnungsverfahren in Betrieb gesetzt werden soll — nicht wahr?"

Die Genossen stimmten aufgeregt zu.

„Joh, dat es de rechtege Tihd — dann hannt de Hehren den Kopp voll, dann kömmt et en am mierschten en de Quer!"

Aber auch die Bedenklichen regten sich.

„Heh' Dokter," sagte ein älterer graubärtiger

Mann mit tiefgefurchtem Antlitz, „wöhr et nitt müeglech, datt us de Zentralkasse en betschen hüehere Ongerstützenk bewellegen dätt? — Datt es doch en betschen all te wenneg — wie söllen wer datt fouf Wehken uthaulen?“

„Ja, liebe Genossen, Opfer werdet ihr natürlich bringen müssen — ohne Opfer kein Erfolg, ohne Wunden kein Sieg!“

Und er rechnete ihnen vor, daß ein Verlust von fünfzig Prozent Lohn für fünf Wochen — so lange könne der Ausstand schlimmstenfalls dauern — durch die zehnprozentige Lohnerhöhung in fünfundzwanzig Wochen wieder ausgeglichen sei, und dann fange der dauernde Mehrverdienst an . . .

Da schüttelte doch mancher den Kopf . . .

„Ja, wenn viehr et dorchsetten? Ewer wenn de Sake nuh schief gieht on viehr hengenoh om Drügen setten?“

„Tweihonnertfofteg Prozent secheren Verlost en fouf Wehken on hengenoh tweihonnertziewenzeg Prozent müeglegen Gewenn em ganzen Johr, datt es en Ressekoh!“ —

„Rechnen können Se ganz guet, Herr Dokter, ewer viehr, viehr mött et Hongeren donn met Frau on Kengern.“

Aber Markus ließ sich nicht aus dem Text bringen. Er setzte den Genossen auseinander, daß es

ja aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt gar nicht zum Ausstande kommen würde.

„Die Herren haben dreiviertel Million in das neue Patent hineingesteckt . . . und wenn ihr in dem Augenblick, wo die Verwertung anfangen soll, mit eurer Forderung auf zehn Prozent Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden hervortretet, dann müssen euch die Arbeitgeber ja entgegenkommen . . . sie können euch ja gar nicht entbehren! Ihr seid fast alle gelernte Arbeiter, habt keinen Zuzug von Streikbrechern zu befürchten, seid unersetzlich, sie können gar nicht ohne euch fertig werden!“

„Neeh, datt können se nitt . . . och nitt en enzigen Dag!“ So lachten die Jungen selbstbewußt und hoffnungsvoll.

Und als es draußen Mitternacht schlug, war der Ausstand beschlossen . . .

„Hannt ver noch gett en der Fläschen? Lohten ver noch en Dropen opp de Lampe schödden!“

„Us Streikdokter sall lewen!“

Und schwere Hände klopften dem Doktor auf die schmale Schulter.

„Schriewen Se den Hehren en Berlin, Hehr Dokter, viehr wöhren guet tefrieden, datt se us den Dokter Markus geschekt hädden — useriener kritt datt doch nitt fehdeg, met dämm Rechnen on met dämm

Muhlwerk — dotue mott iesch en Studierden kuehmen on us datt all so'n betschen utriensetten!"

„Joh . . . on us en betschen Füer onger'n Hengerschten maken, datt ver us nitt mieh alles gefallen lohten van den Hehren!"

„Na, und nun wollen wir nach Hause gehen, Genossen — ihr müßt morgen früh an die Arbeit!"

„Gonn Neiht, Herr Dokter, schlohpen't Se guet! Gonn Neiht, Vatter Schmittsiefer — die schlöppt all faste!" —

Der Klang des Aufbruchs scheuchte das Paar aus seinen lechzenden Umarmungen.

Sinnverworren taumelte der stiernackige Bursch die Treppe hinunter und trollte durch die mondüberflimmerten Bergwälder dem väterlichen Kotten zu.

Marie aber strich das wirre Blondhaar aus dem brennenden Gesicht... erwiderte die Händedrücke der Männer . . . schlich sich in die Stube, schleppte den sinnlos betrunkenen Vater ins Bett und kroch dann zu den Schwestern auf den Strohsack . . .

Der Vater stöhnte wüst gröhlend im Rausch auf ... die großen Brüder schnarchten... die Schwestern warfen sich unruhig im Schlummer hin und her... das jüngste Brüderchen wimmerte leise auf . . .

Schwül und vergiftet stand die Luft in dem dumpfen Gelaß, über den schweratmenden Leibern der acht Schläfer . . . über den jungen, sehnsucht-

bebenden Gliedern des erregten Mädchens . . . und Micken Schmittsiefer träumte mit weit geöffneten Augen in die Finsternis . . . träumte von ihrem starken Franz . . .

XX.

Werner hatte den Namen des alten Schmittsiefer im Adreßbuch aufgesucht: „Nordstraße 39“.

Aber wie sollte er es fertig bringen, in dies muffige Reich einzudringen, um Fühlung mit der blonden Marie zu gewinnen?

Hier tat’s nicht die schlichte Bitte um einen „Dronk Water“, wie da drunten im gastlichen Frieden des Hammertales ... hier würde der unberufene Eindringling schroff und mit Hohn, vielleicht gar gewalttätig von dannen gescheucht werden ...

Als er so unschlüssig die Proletarierstraße auf und ab patrouillierte, war es ihm gar nicht bemerkbar geworden, daß die ungewöhnliche Erscheinung eines lichten Panamahuts und eines hellen Saccoanzuges die wimmelnde Straßenjugend in Aufruhr gebracht hatte. In normalen Zeiten war diese Jugend harmlos und gutherzig, anders als drunten in Elberfeld, wo die Instinkte des Klassenhasses schon der Jugend im Blut lagen und durch Wort und Beispiel der Erwachsenen beständig geschürt wurden. Aber die allgemeine Unruhe und Unzufriedenheit, die den Bezirk des Sieperschen Betriebes unheilgrollend umlagerte, hatte auch die Jüngsten angesteckt. Sie hörten seit kurzem zu Hause täglich und stündlich bedroh-

liche Reden voll Haß und Zorn auf die „Hehren“ und auf die „Rieken“ — was Wunder, daß auch sie fortan in jedem herrschaftlich gekleideten Menschen einen Feind witterten?

Plötzlich klangen schrille Pfiffe hinter Werner. Er fuhr herum. Ein ganzer Schwarm blaßwangiger, wirrköpfiger Kinder und halbwüchsiger Mädel war auf seinen Fersen.

„Ha, wa 'n Fienen!“

„Süeh es, wat en Fennekiekers-Geseihte!“

„Kiek es, watt der Fent sech batzeg mackt!“

„Schmiet em en Stien en de Täng! Datt es en Kapp'talist!“

Werner zwang sich zum Lächeln. „Wat wellen jött van meck, jött Blagen?“ fragte er freundlich. „Hannt jött keen Schoal?“

Ein wildes Gejohle und Gekreisch war die Antwort.

„Au, watt he fien Platt kallt!“

„Datt es en Schpijuen!“

„Witzknösel! Fent! Kappitalistenhonk!“

Zwei, drei freche Bubenmäuler spuckten nach ihm, ein armseliges Bürschchen von vier, sechs Großen gestoßen, flog gegen seine Hüfte.

„Gonnt bie de Motter, Kenger, on lottent meck en Rau! Eck hann oenk nix gedonn!“

„Ausbeuter! Bluetsuger! Lüttschender!“

Wieder sausten Steine dicht an Werners Kopf

vorbei. An der langen Häuserfront flogen die Fenster auf. Weiberköpfe mit wirren Haaren erschienen in dem Rahmen, lachende, keifende Stimmen feuerten die Rangenschar an.

„Datt es reiht, Kenger, gehwen et em otleg!"

„Watt hätt därr Brunkopp hie te süeken?"

„Sag du, hie gött et kien Menschenfliesch te geihlen!"

Die Situation wurde unbehaglich.

Da sprang ein Fenster einer armseligen Kneipe im Erdgeschoß des Hauses auf, in dem die blonde Marie wohnen mußte. Über einem abgetragenen schwarzen Rock und zweifelhaftem Umlegekragen schaute ein gelbes Antlitz hervor mit struppigem Schwarzgelock, dünnem, ungepflegtem Bart und düster flammenden Schwarzaugen.

„Wollt ihr den Herrn wohl schnell in Frieden lassen, ihr Kinder? Macht, daß ihr nach Hause kommt!"

Wie die Erscheinung eines höheren Wesens wirkte dies häßliche, leidenschaftdurchfurchte Antlitz auf den Kinderschwarm. Die Mützen der Buben flogen von den Köpfen. Die Mädchen knicksten befangen: still wollte sich alles drücken.

Da flog von hinten her noch ein Stein an Werners Kopfe vorbei, und gleich darauf tönte ein fürchterlicher Schrei. Der Wurf hatte in eine Gruppe spielender Kleinster getroffen, die unbekümmert um

den Auflauf der Großen aus dem Schlamm der Straßenrinne Dämme bauten, um „Talsperre“ zu spielen . . . Ein fünfjähriges Flachsköpfchen lag zuckend am Boden . . . ein breiter Riß klaffte auf seiner Stirn, und helles Blut schoß in Strömen hervor.

Im Nu war Werner bei dem Kleinen. Er kniete neben ihm nieder. Hob das Köpfchen des wimmernden Bürschchens in seinen Schoß und untersuchte die Wunde. Ein Blutstrahl spritzte aus der Schläfe und übergoß ihm Gesicht und Anzug. Da packte Werner instinktiv zu, wo das blaue Adergeflecht deutlich durch das fahle Weiß der wächsernen Stirn schimmerte, und drückte die Pulse zusammen. Die Blutung stand.

„Wo wonnt hie en Dokter, Jonges? Gonnt fix un holent em es hiehenn!“

„Überlassen Sie mir den Knaben! Ich bin Arzt!“ klang es da neben ihm. Er schaute auf und sah in das Gesicht des Mannes, dessen Anblick soeben seine jugendlichen Verfolger zur Ordnung gerufen.

„Wenn Sie Arzt sind, selbstverständlich gern!“ sagte Werner. „Sie werden mir aber gestatten müssen, Ihnen behilflich zu sein.“

„Ich werde allein mit dem Knirps fertig. Geben Sie ihn mir nur her. Das mit der Arterie haben Sie übrigens gut gemacht.“

„Ich will Ihnen helfen, den Jungen zu seinen Eltern zu bringen!“

„Überlassen Sie das nur mir und gehen Sie dahin, wohin Sie gehören — zu Ihresgleichen!“

„Ein verwundeter Knabe und sein Arzt sind meinesgleichen, Herr Doktor!“

Die Augen der Männer trafen sich eine Sekunde lang und ruhten ineinander.

„Sie haben recht,“ sagte der Arzt. „Fassen Sie den Jungen unter Knie und Kreuz . . . ich halte den Oberkörper und komprimiere die Arterie.“

„Wemm höat dat Jöngken?“ fragte Werner die Kinder, die nun beschämt, niedergeschlagenen Auges, in einiger Entfernung standen und in schuldbewußter, angstvoller Spannung den Lauf der Dinge verfolgten . . .

„Datt es dem Werkmiester Schmittsiefer der sien!“

„Nommer nünondotteg!“

Eine helle Freude durchzuckte Werner. Er hatte Schicksal spielen wollen, und das wirkliche Schicksal bot ihm Bundesgenossenschaft . . . Schulter an Schulter schritten der elegante Referendar und der schäbige Unbekannte mit ihrer winselnden Last der schmalen Tür der Mietkaserne zu, tauchten hinein, klommen die ausgetretenen knarrenden Holzstiegen hinauf, über niedere, schmutzige Korridore, an denen Tür um Tür nun aufflog und den Blick auf mitleidig

und neugierig dreinstarrende Weibergesichter öffnete, hinter denen als armseliger Hintergrund das Elend freudloser Heimstätten sich breitmachte . . .

Nun war der oberste Korridor erreicht . . . auch hier flogen Türen auf: gradaus stand eine volle Mädchengestalt im Rahmen, in schmutziger Bluse, das hübsche Gesicht von hellblondem Geflirr umwirrt... Das war die Marie, des braunen Hammerschmiedgesellen Schicksal . . .

„Kadelschen! Watt es met dir, mien Jöngelschen?"

Wie ein Mutterschrei hatte das geklungen . . . und galt doch nur einem von den fünf Brüdern . . .

Die Männer betteten das Jungchen auf den Tisch, das Mädchen riß seine Schürze ab und stopfte sie zusammengeknäuelt unter des Brüderchens Kopf.

„Wasser!" befahl der Arzt. Er zog ein Besteck aus der Tasche und begann seine Arbeit... Nach wenigen Minuten, während Werner mit dem Fabrikmädchen im Verein des zappelnden und schreienden Bübchens magere Glieder festgehalten, war alles in Ordnung, und ein weißer Turban umschloß des Knirpses Stirn, der nun matt im Arme der Schwester lehnte. Dicke Tränen rannen über Mariens rosiges Gesicht.

Werner war zurückgetreten, hatte unbemerkt sein Portemonnaie gezogen und ein Fünfmarkstück auf den Herd gelegt.

„So. Nun ins Bett mit dem Jungen. Ich seh heut abend noch mal nach," sagte der Arzt.

„Auch mir müssen Sie erlauben, Fräulein, mich mal nach dem Befinden Ihres Brüderchens zu erkundigen," sagte Werner und trat wieder näher. „Ich bin . . . nicht ganz unbeteiligt an seinem Unfall. Der Stein, der das Jüngsken getroffen hat, war für mich bestimmt gewesen."

Und zu dem Arzt gewendet, fuhr er fort: „Herr Doktor . . . lassen Sie mich Ihnen danken für . . . für Ihre gütige Intervention gegenüber den Jungens da unten. Ich heiße Achenbach, Referendar am hiesigen Amtsgericht."

Der Doktor hatte feindselig gesenkten Blickes und mit gerunzelter Stirn den Dank abgelehnt.

„Ich denke, wir bleiben einander besser fern, Sie und ich," sagte er. „Ich glaube kaum, daß wir uns verstehen würden. Und wozu? Unsere Wege liegen zu weit voneinander ab."

„Herr Doktor, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich möchte Ihnen wenigstens das eine beweisen, daß ich diesen Dank auch wirklich innerlich empfinde? Wollen Sie mir dazu Gelegenheit geben?"

Markus maß den Referendar mit einem scharf prüfenden Blick. Aber ruhig hielten die blauen Augen den Strahl der schwarzen aus.

„Wenn Sie unten in der Kneipe mit mir ein Glas Bier trinken wollen — ich heiße Markus —"

„Kommen Sie! — Adieu, Fräulein — also, ich kuck noch mal wieder vor!“

„Atjüß, die Herren!“

Mit neugieriger Verwunderung hatte die Marie der Begrüßungsszene zwischen den beiden studierten Herren zugeschaut.

Nun bettete sie das Brüderchen auf seinen Strohsack.

XXI.

Die beiden jungen Männer saßen einander gegenüber im Schankraum der niederen, schlecht gelüfteten Wirtschaft im Erdgeschoß. Ein paar Arbeiter, die beim Eintritt des Referendars überrascht und feindselig aufgeschaut, hatten sich sofort wieder über ihren „Klaren“ geduckt, als Markus nachgefolgt war, und tuschelten nun leise über das seltsame Paar am Fenstertisch.

An den Wänden gekreuzte rote Fähnchen; Porträts von Lassalle, Liebknecht, Bebel; über der Tür ein großer, schlecht gerahmter Spruchfries:

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Der Wirt, ein mürrischer, verbissener Sechziger, schob stumm zwei Gläser Bier vor die beiden Akademiker.

„Daß ich Referendar hier am Amtsgericht bin, habe ich Ihnen wohl schon gesagt. Vermutlich sind Sie Kassenarzt hier?“

Markus warf einen lauernden Blick auf den jungen Beamten ihm gegenüber. Aber der schaute mit ruhiger Freundlichkeit ohne Arg und Falsch dem mißtrauischen Skeptiker ins Gesicht.

„Nein . . . ich habe nur promoviert, kein Staatsexamen gemacht . . . lebe als Schriftsteller in Berlin

und befinde mich hier nur vorübergehend, um — um soziale Studien zu machen."

„Ach? Das ist interessant und beneidenswert."

„Beneidenswert? Das ist doch wohl nur ein Spott von Ihnen. Sie gehören ja dem beneidenswertesten Stande des lieben Deutschen Reiches an."

„Hahaha! Sie ahnen es nicht!! — Hat der ärztliche Beruf Sie nicht befriedigt?"

„O — das hätte er am Ende schon . . . aber das Geld war alle . . . da nahm ich denn an, was sich mir gerade bot . . . eine Lokalreporterstelle am ‚Vorwärts' —"

„Am ‚Vorwärts'?"

„Jawohl. Ich bin Sozialdemokrat."

Das begriff Werner sehr wohl.

„Ich für meine Person bin ein unpolitisches Wesen und käme in Verlegenheit, wenn Sie ein Parteibekenntnis von mir verlangen wollten."

„Das glaub' ich. Sie haben's auch nicht nötig. Politiker sein, heißt kämpfen, und kämpfen tut der Mensch nur, wenn er muß. Sie als Jurist, alter Korpsstudent, vermutlich auch Reserve-Offizier . . . Sie haben alles, was Sie brauchen . . . wozu sollten Sie politisieren? Ihnen steht ganz Preußen offen . . . und das bedeutet ja doch für Sie die Welt."

„Kennen Sie mich so genau?" lächelte Werner.

„Sie nicht . . . aber Ihre Sorte. Es gibt nur

einen Feind in der Welt: das seid Ihr — die sogenannte gute Gesellschaft, die nichts ist als ein geiler Pilzrasen über den geknechteten Leibern der wahren Menschheit, des Volkes, dessen Elend euch die Mittel schafft zu eurem üppigen Schmarotzerdasein . . . und weil ihr das wißt, darum allein schafft ihr euch aus den Fetzen und Trümmern früherer eigenstarker Kulturen eure Kavaliermoral, eure Separatehre, der hin und wieder einmal ein Opfer aus euren eigenen Reihen bluten muß, damit doch ja eure Sonderstellung, euer Affenadel unangetastet bleibt und respektiert in der Welt! Leider wart ihr so verbohrt, uns Juden nicht hinein zu lassen in eure Kaste . . . und damit habt ihr euch die Totengräber selbst erzogen! Denn wir, wir lassen uns nicht blenden und betrügen durch eure künstlich konservierte Ritterherrlichkeit, wie der dammelige Pöbel eurer eigenen Rasse, der niemals die Bauerndemut und den krummen Leibeigenenbuckel verliert . . . wir decken den Schwindel auf, wir reißen euch die Kavaliermaske vom Gesicht und zeigen dem Volk, was darunter steckt: die Satansfratze des Blutsaugertums!"

„Herr Markus," begann Werner nach einer Pause, in der er seine Gedanken zu ordnen versuchte: „ich meine: man soll dem Gegner nicht so ohne weiteres und ganz allgemein die bona fides, den guten Glauben absprechen. Der Bau unserer heutigen Gesellschaftsordnung scheint mir etwas ge-

nau so Naturnotwendiges und gesetzmäßig Gewordenes, wie alles Wirkliche. Es ist Ihr gutes Recht, ihn zu bekämpfen: es ist — ich will nicht sagen, unser gutes Recht — denn ich rechne mich gar nicht so bedingungslos zur alten Welt, wie Sie zu glauben scheinen — es ist das gute Recht der Vertreter der bestehenden Ordnung der Dinge, das Vorhandene mit allen Mitteln gegen den Ansturm der Neuerer zu verteidigen. Kämpfen Sie für Ihre Träume, setzen Sie Ihr Leben an diesen Kampf, das ist Ihr gutes Recht. Aber, wenn Ihnen ein Mensch begegnet, der die Livree der herrschenden Kaste trägt, so betrachten und behandeln Sie ihn nicht ohne weiteres als einen schurkischen, fanatischen Widersacher. Es gibt im Innern eines jeden Menschen — oder sollte und könnte es doch geben — eine stille Welt, in der abseits und jenseits aller Stürme des Entwicklungskampfes, in dem wir alle stehen — etwas Heiteres und Friedvolles wohnt, ein gläubiges Vertrauen in den Weltgang, eine große, teilnehmende Liebe zu allem, was da lebt . . . und wenn zwei Menschen sich begegnen, ob auch ihr Leben den tiefstentfremdeten Daseinskreisen angehört . . . so sollten sie einmal den Kampf und das Trennende ruhen lassen, wie die Homerischen Helden am Abend nach dem Männerstreit, und sollten miteinander aus dem Reichtum dieser stillen Innenwelt Geschenke tauschen . . . ich meine, diese alte Sitte der homerischen Völker ins Geistige übersetzt,

das wäre ein Stück modernes Rittertum . . . Leben Sie wohl, Herr Markus!"

Er streckte dem Sozialdemokraten die Hand hin . . . der legte die schmale, feuchte, nervöse Rechte hinein . . . und als die blauen Augen abschiednehmend noch einmal in die schwarzen tauchten, da glomm von Herz zu Herzen ein Leuchten jener Jugend, aus deren zeugungsfrohem Liebesdrange die Welt noch immer aufs neue und zu immer tieferer Menschlichkeit geboren wurde.

Und Werner schritt zwischen der braunroten Wand der Fabrikmauer und der grauen der Mietkasernen entlang. Hart hinter dem Arbeiterviertel öffnete sich die freie Bergeshöhe. Und Werner streifte durch die Wiesen, auf denen die zweite Sommermahd in langen Schwaden scharf duftend trocknete, durch die Äcker, auf denen schon gelber das Korn dem Sichelschnitt entgegenreifte.

XXII.

Er hatte sie schon von weitem erkannt.

So mochte die alte Germanengöttin Hertha durch die Fruchtgefilde geschritten sein. So ruhig in sich geschlossen, Segen ausströmend in ihrem bloßen Erscheinen. Sie war allein.

Sie ging ihm entgegen und streckte ihm die Hand hin, als sei dies das Selbstverständlichste von der Welt.

„Guten Tag, Herr Referendar.“

„Allein, gnädiges Fräulein?“

„Mein Verlobter hat auswärtigen Termin. Ich aber mochte mir diesen zauberhaften Abend nicht entgehen lassen.“

„Sie sind schon auf dem Heimweg?“

„Im Gegenteil . . . ich fange jetzt erst recht an. Aber das Pfädchen da hinten hörte an einem Steinbruch plötzlich auf. Ich möchte in die Gerstau hinunter . . . dann mit der elektrischen Bahn wieder den Berg hinauf.“

„So haben wir den gleichen Weg. Ich möchte zu Fuß nach Elberfeld hinunter. Darf ich —?“

„Aber prachtvoll, Herr Referendar!“ Ihre Freude war ehrlich und unbefangen.

„Wie schön Sie das sagen. Man müßte stolz darauf werden.“

„Werden Sie's ruhig. Unser Morgenspaziergang vor einem Monat . . . ich hab' ihn nicht vergessen.“

„Ein Monat bereits . . . Ist's möglich? So lang hab' ich's aushalten können, Ihnen immer nur von weitem zu begegnen?“

„Eine Braut darf solche Liebenswürdigkeiten akzeptieren.“

„Erinnern Sie doch jetzt nicht daran, daß Sie... immer nur mit halbem Herzen bei der Sache sind, wenn Sie einem armen Sterblichen das Glück Ihrer Gegenwart schenken.“

„Glauben Sie das nicht. Würde ich sonst noch jedes Wort wissen, das Sie mir gesagt haben?“

„Sie machen mir Mut, Ihnen all das Wunderbare zu erzählen, was ich seitdem erlebt.“

„Erzählen Sie. Es scheint, Sie haben das Talent, immerfort Wunderbares zu erleben . . . die andern wissen nie von solchen Wunderdingen zu melden.“

„Weil die andern meistens auf der Chaussee bleiben. Nur einen Schritt vom Wege, und man ist mitten im Zauberwald.

Und Werner erzählte . . . von der Sitzung unten bei Amtsrichter Tönnies... von dem Streite zwischen Vater und Sohn . . . von seinem Spaziergang mit dem Vorgesetzten, der sich als „notorisches Karnickel“

bezeichnete . . . von dem Besuch in der Hammerschmiede und seinen Erlebnissen auf der Suche nach Mariens Behausung . . . von dem Gespräch mit dem jungen Sozialisten.

„Ja, wahrhaftig," sagte Mathilde, als er geendet: „Sie haben das Talent, zu erleben — es ist ja förmlich, als dränge das Leben sich Ihnen auf . ."

„Gerade das Umgekehrte ist richtig: ich dränge mich dem Leben auf. Und das ist auch das ganze Geheimnis. Wer die Dinge an sich vorübergehen läßt, bleibt ihnen ewig fremd. Man muß sie ansprechen und zwingen, einem Rede zu stehen. Dann kramen sie willig ihre Geheimnisse und ihre Schätze aus."

„Das ist eine Weisheit für Männer. Uns Frauen möchte dieser Vorwitz schlecht bekommen."

„Das glaub' ich nicht. Das Leben bleibt das gleiche, ob ein Mann, ob ein Weib ihm entgegentritt. Es kommt nur darauf an, daß wir den Mut haben, ihm die Zunge zu lösen."

„Aber ihr seid doch nun einmal das mutige Geschlecht. Uns hat man nur zum stillen Warten und sittsamen Antworten erzogen."

„So erzieht euch selber zum Fragen und Vordringen — sonst möchte das Glück an euch vorübergehen, ohne daß ihr's erkennt und festhaltet . . ."

„Das Glück — —" Des Mädchens klare Stimme zitterte leise . . . groß und träumerisch wurden seine

Augen und schauten in eine Ferne, die jenseits des bergwaldumsäumten Horizonts zu liegen schien ... weit jenseits ...

„Das Glück —" sagte sie dann ruhiger ... „ich glaube, das ist eins von den Worten, deren Gebrauch verboten werden sollte. Glück, Friede, Hoffnung... Liebe ... das sind Begriffe, die uns immer nur traurig machen, wenn wir sie mit dem vergleichen, was um uns ist."

Das sagt eine Braut?! dachte Werner.

„Fräulein Heydenreich, Sie sind noch ein paar Jahre jünger als ich. Und alle beide sind wir jung, blutjung. Wenn wir so sprechen dürften — was sollten dann die Alten sagen —?"

„Ach ... wenn man älter ist, meine ich, ist man nicht mehr so schlimm dran als grade wir Jungen ... dann hat man sich eingerichtet, hat sich mit der Welt vertragen ... man hofft nichts mehr, aber man ist auch nicht mehr täglich enttäuscht ..."

„Das gilt doch nur für ... für gewöhnliche Naturen ... für das Dutzendpack ... Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo ich aufhören würde, die Wirklichkeit an meinen Träumen zu messen und zu klein, zu armselig, zu unvollkommen zu finden."

„Dann werden Sie also niemals Frieden finden."

„Frieden?! Ich will auch keinen. Ja, ich bin noch jung, aber soviel habe ich schon begriffen:

Friede, das ist ein Ding, das auf Erden nicht zu finden ist. Das man aber auch nicht suchen soll. Kampf ist das einzige Glück, das wir erstreben sollen."

„Ach ja. Und dennoch —"

„Dennoch —?!"

„Sehen Sie, wir Frauen empfinden darin wohl anders als die Männer. Ich wenigstens, ich träume von Stunden, in denen das Wünschen aufhören müßte und eine große, tiefe Stille in uns und um uns sein ... eine Stille, wie dieser Abendfriede ... oder wie ich das Meer in Hochsommertagen in Blankenberghe gesehen habe ... und diese Meeresstille, dieser süße Sommerabendfriede ... das ist, was ich mir unter Glück vorstelle ..."

„Aber diesem Glück gehen Sie ja doch entgegen ... wenn es irgendwo zu finden ist — dann blüht es am eigenen Herd, im eigenen Heim ..."

„Vielleicht ... hoffen wir also das Beste." —

Ein harter Klang war in diesen Worten. Ein Klang, den Werner nicht überhören durfte. Ein Klang, so schrill und weh, aus solcher Tiefe von Schmerzen, Kämpfen, Qualen empor ... Oh, noch ist's Zeit ... noch ist's nicht zu spät ...

„Fräulein Heydenreich," sagte er tief erregt, „in zwei Monaten soll Ihre Hochzeit sein. Wenn Sie an diesen Tag denken, und es klingt und singt nicht in Ihrem Herzen wie eitel Jubel- und Erlösungspsalmen ... wenn in Ihrem Herzen irgendein

Glückstraum lebt, und Sie sind nicht des seligen, unerschütterlichen Glaubens, daß dieser Tag und was ihm folgt, Ihren Traum erfüllen wird . . . dann wär's Wahnsinn und Verbrechen, diesen Tag über sich ergehen zu lassen. Bitte, lassen Sie mich ausreden. Ich kenne Sie kaum, ich weiß nicht, was Sie bewogen hat, Herrn Ratzel Ihr Jawort zu geben. Sie sind jung, Sie sind schön, die Verhältnisse, aus denen Sie stammen, sind glänzend, so viel ich weiß . . . also kann es gar nicht anders sein, Sie müssen in dem Augenblicke, als Sie sich banden, des Glaubens gewesen sein, daß der Rechte gekommen sei. Aber wenn dem damals so war, dann, Fräulein Heydenreich, muß ich glauben: Sie sind inzwischen anderen Sinnes geworden. Bitte, sprechen Sie!"

Aber Mathilde schwieg . . . ihre Augen hafteten am Boden, fliegende Röte kam und ging auf ihren Wangen.

Wer war dieser junge Mensch, daß er's wagen durfte, so keck und mitleidlos in ihr Inneres zu greifen?!

Und konnte sie sich selbst so tief demütigen, ihm die Wahrheit zu gestehen? Diese alberne, banale Wahrheit: daß sie sich überhaupt nicht geprüft, daß sie sich kaum was dabei gedacht, als sie Ratzels Bewerbung angenommen? Daß sie vor fünf Monaten noch ein dummes, triviales Kind gewesen, das sich fürs Leben gebunden hatte, nur in dem kindisch-

eitlen Bewußtsein, nun versorgt zu sein, der Gefahr des Altjungferntums entrückt!?

Erst als es zu spät war, hatte sie in sich eine zitternde, verlangende Seele entdeckt ... erst in dem tiefen Ungenügen dieses Brautstandes war sie Weib, war sie Mensch geworden ...

Stand ihr denn das alles auf dem Gesichte geschrieben?! Wußte die Welt, wie es in ihr aussah? Hatte sie so wenig Haltung besessen, dies alles aus dem verborgensten Herzensinnern an die Oberfläche treten zu lassen? Sie schämte sich unsagbar ... ihr war's, als habe der fremde, junge Mensch sich erfrecht, den Schleier von ihrer Seele zu ziehen und ihre Nacktheit zu begaffen — von ihrer Seele, die einem andern sich angelobt hatte ...

Sie schwieg, und so hart und unnahbar war plötzlich der Ausdruck ihrer Züge geworden, daß Werner jäh empfand, was er getan ... wie er mit kecker Hand an Dinge gerührt, die jede Seele mit sich selber auszumachen hatte ...

Und vor diesem Stolz, diesem scheuen, trotzigen Rückzuge eines verletzten Empfindens überkam ihn so tiefe Achtung, daß er die Stille nicht durch eine Bitte um Vergebung zu stören wagte ...

Noch war das geplante Ziel, die Gerstau tief im Talgrunde, bei weitem nicht erreicht ... Längs des Chausseerandes zog sich das Geleise der elektrischen Bahn talauf, talab; nun klirrten leise die Drähte

droben zwischen den eisernen Trägern, und das Stampfen des bergwärts keuchenden Wagens wurde vernehmbar.

„Da kommt die Bahn . . . und wir sind eben an einer Haltestelle. Ich fahre heim. Adieu.“

Das war der Härte zuviel. Nun war es unmöglich, Vergebung zu erbitten.

Der Wagen hielt. Wie — nicht einmal die Hand bot sie ihm?!

Wortlos, mit steif eingewinkeltem Arme, griff er zum Hut.

Und der Wagenführer warf die Kurbel herum.

XXIII.

Warum?! Warum?!

Voll dieser Fragen waren die nächsten wirren Stunden, die bange Nacht, die kam.

Ja, es war unkorrekt gewesen, so zu reden, es war zudringlich, unverschämt... aber war das Grund genug, ihn plötzlich stehen zu lassen, wie einen rohen Beleidiger, vor dem eine Dame sich stumm zurückzieht, weil es ihres Geschlechtes nicht ist, den schamlosen Frechling handgreiflich abzustrafen?

Denn so war's doch gewesen . . .

Eines war erschreckend klar: er hatte recht gehabt . . .

Dieses Mädchen schauderte bei dem Gedanken, daß sie in zwei Monaten dem Manne ausgeliefert werden sollte, dessen Ring sie an der Linken trug...

Ihre furchtbare Erregung, ihre schroffe Härte bewies das eine mit untrüglicher Sicherheit: sie war elend, sie litt . . .

Und weil er ihr gesagt hatte, was die Wahrheit war — darum zürnte sie ihm — — —

Also, wenn ich sehe, daß eine andere Seele sich abflattert und abwürgt in fruchtlosem Kampfe gegen einen verhängnisvollen, leidensträchtigen, glücksmörderischen Wahn . . . und diese Erkenntnis drängt sich mir auf die Lippen — — dann ist das eine Be-

leidigung, eine Roheit, für die es nur eine Strafe gibt: eisige Nichtachtung?

Aber — war es nur das allgemeine Gefühl menschlicher Solidarität gewesen, das ihn aufgerufen hatte, in Mathildens Schicksal einzugreifen?

War es nur dies dunkle, unpersönliche Gemeinschaftsgefühl . . . o d e r — — —?!

Vor dieser Frage verstummte Werner . . . wie wir Menschen immer verstummen, wenn aus den Schleiern der Zukunft plötzlich das steinerne Sphinxantlitz auftaucht . . . wenn wir uns Aug in Auge mit dem unabwendbaren Schicksal unseres eigenen Daseins wissen . . .

Dem Schicksal, von dem wir nicht ahnen, ob es lebenslange Ruhe bedeutet . . . und die unversiegbare Quelle segenwirkender Kraft . . . oder ob es uns langsam und erbarmungslos entwurzeln und zerreiben und zerbröckeln wird . . . von dem wir nur das eine fühlen: daß es unentrinnbar ist . . . der Macht unseres Willens entrückt... ja, unentrinnbar — unentrinnbar...

— — — — — — — — — — — —.

Welche Wollust, mit solch stürmenden Gefühlen, solch wühlenden Gedanken in Hirn und Herzen endlosen Sitzungen beizuwohnen, in denen um ein paar lumpige Groschen gestritten wurde — —

Hundertachtundzwanzigmal hintereinander das Formular für Versäumnisurteile auszufüllen! —

Und doch . . . es war Arbeit . . . und je stumpfsinniger und inhaltloser sie war, desto mehr lullte sie ein . . . tötete sie ab . . .

— — — — — — — — — — — —

Und dazwischen munteres Geplauder mit den Kollegen und Frühschoppengenossen, Spaziergänge zu dritt und zu viert, Heimkehr ins Elternhaus und auch dort Geplauder, Scherz, Alltagssorgen und Alltagsfreuden, während drinnen das Herz aufschrie und aufzuckte vor Qual und Bangen, sich todeswund und todmüde rang mit Plänen und Entschlüssen . . .

Und schlimmer als alles: ab und zu eine Begegnung mit dem Mädchen, um das jeder Gedanke, das Gefühl jeder Sekunde bei Tage, jedes wachen Augenblicks, jedes verworrenen Traumes bei Nacht kreiste . . .

Eine Begegnung, eisig korrekt und frostig wie jener jähe Abschied . . . ein kaum merkliches Neigen des Hauptes drüben, tief gezogener Hut, gemessen gesenkte Stirn hüben, und dennoch im sekundenlangen Begegnen der Augen ein stummes, wildes Fragen:

Was bin ich dir? Was denkst du von mir? Was hast du über dein Geschick beschlossen?! Über dein Geschick, das auch meines ist?!

Ach ja . . . das auch meines ist —!!!

— — — — — — — — — — — —

Als Mathilde in der Straßenbahn saß, und der

Wagen langsam die Bergchaussee hinanstampfte, wirbelte in ihr alles einen Augenblick lang so schmerzhaft und sinnbetäubend durcheinander, daß sie die Muskeln krampfig anspannen mußte, um die Herrschaft über ihre Glieder nicht zu verlieren.

Dann saß sie regungslos, sah blöden Auges die Baumreihe am Straßenrande vorüberziehen und dahinter die friedvollen Buchenhänge des jenseitigen Gebirges.

Was war geschehen?

Was sie sich selber nicht hatte gestehen wollen, nie geglaubt hatte, gestehen zu dürfen, das hatte ein Fremder ihr ins Gesicht gesagt: „Ich muß glauben, daß Sie jetzt andern Sinnes geworden sind . . .“

Andern Sinnes! Das sollte heißen: daß Sie sich jetzt bewußt geworden sind, daß dieses Bündnis eine Unmöglichkeit ist . . .

Eine Unmöglichkeit... die doch Wahrheit werden würde...

Wahrheit: denn unabweisbar deutlich fühlte Mathilde, daß sie niemals den Mut finden würde, dies Unmögliche zu verhindern . . .

Sie stellte sich vor, was werden würde, wenn sie nun heimführe und den Eltern erklärte: ich muß meine Verlobung aufheben . . . ich fühle, daß es mir unmöglich ist, mich dem Manne zu vermählen, dem ich aus freien Stücken vor zwei Monaten das Jawort gegeben habe —!

Man würde nach Gründen verlangen — und sie würde keine wissen. Ihr Bräutigam war der Gleiche, der er gewesen, als er ihr entgegengetreten ... sie konnte sich über nichts beklagen, konnte nicht einmal erklären, daß er sie bei näherer Bekanntschaft enttäuscht habe, denn das wäre eine Lüge gewesen ... er war genau das, was er geschienen hatte, als er sich ihr näherte: in seiner Seele, seinem Wesen war kein Falsch, Sein und Scheinen waren eins bei ihm ... er blendete nicht, suchte nicht etwas vorzustellen, das er nicht war, hatte niemals irgendwelche Eigenschaften geheuchelt, die er nicht besaß, selbst nicht eine leidenschaftliche Liebe, deren er nicht fähig war, die er aber auch niemals vorzutäuschen versucht hatte ...

Man würde also vermuten, daß irgendeine andere, neue, tiefere Neigung der Grund ihrer Sinnesänderung sei ... würde forschen, raten, am Ende gar auf ... jenen jungen, unfertigen Menschen, der in seinem naiven Draufgängertum das Unfaßbare gewagt und ihr ins Gesicht gesagt hatte, für was sie selber bisher keine Worte, kaum Ahnungen gehabt ...

Und es wäre denn doch das Falscheste vom Falschen, vom Beschämenden das Beschämendste gewesen ...

Sie stellte sich ihn vor, wie er dagestanden hatte, als sie ihn plötzlich hatte stehen lassen und von ihm

hinweggeschwunden war, wie eine Vision ... völlig verblüfft war er gewesen, hatte sich dann gewaltsam einen Ruck in die anerzogene, marionettenhaft steife, tragikomische Korrektheit gegeben ... hatte sie wegfahren lassen nach solchem Affront, statt Aufklärung zu erzwingen ...

Und wieder kam's ihr in den Sinn, was die andern von ihm sprachen: Ein unklarer Kopf, ein unfertiger Charakter... er weiß nicht, was er will...

Nein ... das war nicht möglich ... auf die Idee würde niemand verfallen, daß sie ihre Verlobung aufheben wolle, weil ... weil sie sich in das Referendärchen da vergafft hätte ... das war zu abgeschmackt ... und wenn er auch drei Jahre älter war als sie selbst ... gegen ihn war sie doch ein reifes Weib ...

Aber noch eine andere dunkle Macht war in ihr ... eine Macht, für die sie keinen Namen wußte ... die sehnte sich mit einer Sehnsucht, die in ihr wühlte wie ein verzehrender körperlicher Schmerz... sehnte sich nach der quellenden Fülle, die aus der Seele des jungen Menschen über sie hingeströmt war ...

War denn nicht auch sie, ach, so unreif, so unfertig, so unklar?!

Und all dies Unfertige und Unklare in ihr, das sehnte sich zurück nach dem Strudel und der Wirrnis in dem Jünglingsherzen, aus dem so ungestüm und

kindisch offen die Schicksalsfrage an das ihre geklungen war:

„Sind Sie andern Sinnes geworden? Sprechen Sie!“

Sie hatte nicht gesprochen . . . hatte den armen, verblüfften Freund stehen lassen — — mit seiner Schicksalsfrage auf den Lippen . . .

Es war entschieden . . . sie hatte ihn zurückgestoßen in dem Augenblick, als er ihr Heilsames tun wollte, so gut er's verstand . . . unbekümmert um Sitte und gesellschaftliche Form . . .

Da hatte sie ihn zurückgestoßen . . .

Er würde nicht wiederkommen . . .

Es war entschieden — — —

Bei Onkel und Tante Sieper fand sie den Verlobten, der sich zu Abend angesagt.

Es drängte sie, mit ihm zu sprechen . . . ihm durch tausend kleine Liebeszeichen zu beweisen, daß sie sich sein eigen fühle, daß sie lernen wolle, ihn zu verstehen, sich ihm anzupassen . . . Er sah sie erstaunt und unbehaglich berührt an . . . es erschien ihm unpassend, daß sie seine Zärtlichkeit nicht abwartete, ihn mit einer Sehnsucht suchte, deren bangen, fragenden Sinn er nicht verstand . . .

Beim Abschied küßte sie ihn wild, verlangend . . . er sollte ihr zeigen, daß er nach ihr bangte, ihre Zärtlichkeit sollte ihn beschämen, daß er ihr end-

lich seine Seele zeigte und den Manneswillen in ihm . . .

„Was hast du eigentlich heut abend, mein Liebling? Fühlst du dich nicht wohl?"

— — „Gute Nacht!" —

Sie flog die Stufen der Treppe zum Obergeschoß hinauf... sie warf sich vor ihrem Bett auf die Knie und schluchzte fiebergepeinigt in die Kissen.

XXIV.

Akten und Protokolle konnten Werner die Ruhe nicht geben, die er suchte ... So trachtete er denn, Vergessen zu finden im Anschauen, im Ergründen fremden Herzenslebens.

Er hatte im Kampf der letzten Tage sein Versprechen noch nicht erfüllt, sich nach dem Befinden des Bübchens zu erkundigen, das hatte bluten müssen, weil er sich in eine fremde Welt hineingewagt.

Also abermals hinein in diese Welt ...

Heut gab es keinen Auflauf der Kinder auf der Straße zwischen Fabrikmauer und Mietkasernenreihe. Tuschelnd rottete sich das ungekämmte Völkchen zusammen.

„Datt es der Frönk vam Streikdokter!"

„Dänn mötten ver gohn lohten!"

Er stieg die ausgetretene Treppe empor. Es war zwölf Uhr ... er würde die ganze Familie beim Mittagessen finden ... im ganzen Hause roch es nach der dürftigen Mahlzeit der armen Leute.

Er klopfte an Meister Schmittsiefers Tür.

„Herenn!"

Essens- und Menschendunst quoll ihm erstickend entgegen. Eine Menge fremder Gesichter starrte ihn an, feindselig, verständnislos ...

Am oberen Ende des Tisches erhob sich schwerfällig des Meisters Gestalt ... ein pockennarbiges Antlitz mit rotumränderten Augen und mächtiger, zergrübelter Stirn.

„Watt es dem Hehr'n gefälleg?"

„Meister Schmittsiefer, eck wöhl meck noh Denken Kahlschen erkundigen."

„Ah su, Sie sind der Hehr, weswegen et Kadelschen ..."

„Joa ... dat si eck."

„— — Ech dank och schön —"

„Do es nix tu danken. Es et weder gott im Schick — dat Jöngken —?"

„Do sett et."

Das schmächtige Bübchen war vom Stuhl heruntergerutscht, streckte dem feinen Herrn sein fettiges Händchen hin und tippte mit dem Zeigefinger der Linken auf eine tiefe rote Narbe, die sich an seiner linken Stirnseite zeigte und sich unter dem wirren Stroh des Flachshaares verlor.

„No, Kaalschen, denn böße jo noch ens ewes am Dod langes gekoamen! Machs de ok soa gett?"

Eine Tafel Schokolade ist ein Freipaß zu jedem Kinderherzen. Kadelschens blöder Mund lachte plötzlich von einem Ohr zum andern, und aus jedem Nasenloch lief ein langes Tröpfchen heraus.

Wortlos und regungslos hatten die älteren Geschwister der Begrüßung des kleinen Blessierten mit

dem feinen Herrn zugeschaut. In den Blicken der Älteren schwelte der unversöhnliche Pariahaß.

„On, Meester, dat Fräulein Mariechen . . . heet dä seck ok van ähren Schrecken bekregen?“

Schmittsiefers verkniffene Züge verzerrten sich plötzlich zu einer Grimasse der Wut.

„Datt Weiht es futt.“

„Fott? Denke Dauter es fott?“

„Jo — futt. Et hätt sech an en Kähl gehangen, en Schmettsjongen ut dem Morschbekdahl. Met dämm es et futt.“

„Meester . . . kann eck en paar Wöt met Denk onger vier Oogen spreken?“

„— — Gonnt gett nehwenahn, Blagen!“

Verblüfft rafften die Burschen und Mädels ihre Teller und Löffel auf und schoben sich stumm ins Nebenzimmer. Drinnen begann ein erregtes Geflüster.

Nur Karlchen mochte nicht fort. Es stahl sich an den fremden Ohm heran, der sich durch seine Schokoladentafel als vertrauenswürdig legitimiert hatte. Und Werner zog das Bübchen an sich und behielt es zwischen seinen Knien, als er auf dem Schemel Platz genommen, den der Alte ihm angeboten.

Werner erzählte in Kürze, wie er durch die Gerichtsverhandlung in das Schicksal der beiden wesensfremden Familien, die nun das Verhängnis in so nahe und schmerzliche Berührung gebracht, eingeweiht worden sei. Wie er die persönliche Bekanntschaft des alten

Hönneknövel und seines Jungen gemacht — wie dann der Zufall ihn auch in die Wohnung seines Zuhörers und mit dessen Tochter zusammengeführt.

Wie wunderbar, dachte er überm Erzählen, diese einfachen Menschen finden nichts selbstverständlicher, als daß man an ihrem Schicksal Anteil nimmt. Sie verschanzen und vermauern sich nicht, wenn man sich in ihr Leben eindrängt . . . in ihnen scheint ein unbewußtes Gemeinschaftsgefühl zu leben . . . stärker als in den etiketteumpanzerten Herzen der Menschen droben an der Oberfläche des Daseins . . .

Ja, Meister Schmittsiefer, der „hatte Ruede“, wunderte sich nicht im geringsten, daß der elegante junge Herr da Anteil an dem Kummer nahm, der über die Armen, die Niederen hereingebrochen war . . . Und freimütig erzählte er, was inzwischen geschehen.

Franz hatte an seinen Vater noch einmal und kategorisch das Ansinnen gerichtet, die Fabrikarbeiterin als Schwiegertochter in sein Haus aufzunehmen. Mit gutem Grund . . . denn Mariens Zustand zwang ihren Trauten, nun Ernst zu machen . . . da hatte der Alte seinem Jungen die Tür gewiesen . . . der war gegangen, hatte sich bei Vater Schmittsiefer um Arbeit in der Sieperschen Fabrik beworben, und der Meister hatte den jungen Leuten nicht wehren dürfen, schon jetzt eine gemeinsame Wohnung zu beziehen, wenn auch die Frist für das standesamtliche Aufgebot noch nicht abgelaufen war . . . In einem

Dachkämmerchen, vier Häuser weiter, zwischen Möbeln aus dem Abzahlungsgeschäft, deren Anzahlung sein kleines Sparkassenguthaben, die Erbschaft seiner Mutter, verschlungen hatte, hauste nun der Sohn des Hammertales als Fabrikarbeiter mit seinem blonden Schatz. Und an Mariens Stelle führte die fünfzehnjährige Schwester das Hauswesen des Vaters...

„Ja, Vatter, dat es molß nitt angersch, wenn de Kenger groat weren!"

„Es jo reiht ... ewer wenn mer bedenkt, datt do ongen em Morschbekdahl en ganz Hüsken stieht ... su, wie ech on dem Weiht sinn Motter gehatt hant, es ver jong wohren —"

Ach ... die Marie würde schon zufrieden sein mit dem Dachkämmerchen und der Fabrikarbeit, dachte Werner... die kannte seit Jahren nichts Besseres...

Armer Franz aus dem Morsbachtal — —

„Nulla unda
Tam profunda" —

Ach ja — keine Quelle so tief und so schnelle als der Liebe reißende Welle ...

Und als Werner nach manchem fruchtlosen Trostwort die dumpfige Wohnung des alten Sozialdemokratenhäuptlings verließ, da war er mit einer Bergeslast fremden Leides beschwert, und seines eigenen Grames Stimme redete lauter und wirrer in ihm, denn je...

— — — — — — — — — — — —

Und nun war auch Nelly Sieper Braut ...

Wilhelm Kriekhaus hatte bei ihrem Vater angefragt, und Sieper hatte nicht nein gesagt.

Und Nelly?

Sie hatte das alles ja von weitem kommen gesehen. Sie war nicht überrumpelt worden.

Glück — Liebe —?

Sie war eine Kaufmannstochter und hatte um sich herum so manche Ehe schließen gesehen, bei der die Rücksicht auf die äußeren Dinge, auf Firma und Vermögenslage den Ausschlag gegeben hatte ... und alles waren musterhafte Ehen geworden ... Die Menschen waren nun einmal verschieden ... an dem einen Manne gefiel einem dies und stieß das einen ab, am andern war jenes zu rühmen und dies unausstehlich.

Wohl war das Brüninghäuschen schmuck und lustig und hatte so kecke, lebensmuntere Augen und so einen feinen, freien Gang und — ach, mancherlei, man wußte selbst nicht recht, was es war ... aber war er nicht eigentlich doch ein junger Windhund? Und Ernst würde er wohl niemals machen, denn er wollte ja zur Regierung und würde bald nur noch eine Göttin haben: seine Karriere.

Und der andere ... der Mann, zu dem ein wunderlich Muttergefühl sie, das um die Hälfte jüngere Mädchen, hinzog ... ein Gefühl, als müsse sie etwas an ihm gutmachen, was das Leben an ihm verschuldet, ihm etwas geben, das er niemals kennen gelernt ... der war unerreichbar ...

Und Kriekhaus war eben der, welcher anfragte; das entschied — wie es fast immer, fast immer entschied — sie wußte es ja von ihren Freundinnen, die ihr vorangegangen waren ... schließlich klappte ja auch alles ganz ausgezeichnet: Vater, Mutter und Bruder waren ohne weiteres einverstanden: keine unangenehme Auseinandersetzung, kein Kampf zu befürchten ... alle Bekannten, die ganze Stadt, die Verwandtschaft draußen empfand diesen Bund als das Selbstverständliche ... Na gut, man tat ihnen also den Gefallen ...

Nelly Sieper war Braut ...

Zwei Bräute unter einem Dach ...

Die beiden Cousinen, die unzertrennlichen Freundinnen einer ganzen Kindheit, einer ganzen Mädchenjugend — —

Und seit sie beide den Myrtenkranz trugen, sie beide, die schon seit Wochen Tag und Nacht beisammen waren ... seitdem war der letzte Rest der alten Vertraulichkeit, des alten Ineinanderlebens verschwunden ...

„Komisch,“ sagte Nelly, „seit wir verlobt sind, erzählen wir uns gar nichts mehr — — —“

„Was sollten wir uns auch erzählen?“

„Ja — was sollten wir uns auch erzählen —?“

Aber sie küßten sich auch nicht mehr ... nicht mehr wie früher kroch vor dem Einschlummern die eine zur andern ins Bett zu einem endlosen Kichern und Schwatzen.

— — — — — — — — — — — —

„Mathilde," sagte Ratzel zu seiner Braut, „es ist etwas mit dir geschehen. Wie du mich verwöhnst seit ein paar Tagen ... ich komme mir ganz verklärt vor!"

„Verwöhnst? Das alles ist doch nicht mehr als dein gutes Recht. Nur daß du's dir früher nie hast gefallen lassen ... mich immer abgewehrt vor den Leuten ... damit sie nur ja nicht merken, daß wir einander gut sind ... Ich will aber, daß sie's merken ... alle sollen's wissen und sehen, daß ich dich lieb hab und daß du glücklich bist ... alle! Keiner soll sich einbilden dürfen, die kalte, ruhige Mathilde sei auch zu dir kalt und ruhig ..."

„Liebste Mathilde! Ist's denn wahr, freust du dich, daß du die Meine bist?"

„Ob ich mich freue!! Ich bin doch deine Braut, ich will in zwei Monaten dein Weib sein — und du fragst, ob ich mich freue! Aber es ist wahr, ich hab's dir noch viel, viel zu wenig gezeigt in den ganzen Wochen ... gib acht, ich will dich so toll gut behandeln, daß alle Welt dich beneiden soll um mich ... Nur laß dir's auch gefallen."

Und sie schmiegte sich an ihn auf dem alten, breiten Familiensofa in der Sieperschen Wohnstube.

Alle sollten's sehen und wissen, daß sie ihm gut war ...

Mindestens so gut wie Nelly ihrem Wilhelm

Kriekhaus ... Das Kichern und Kosen der beiden klang aus dem halbdunklen Nebenzimmer herüber ...

Ja, die beiden Bräute wetteiferten miteinander, es ihren Auserkorenen recht zu machen ...

„Wer hätt' dat gedacht?" sagte Vater Sieper zu seiner runden Frau, „dat Mathilde dreht ihren alten Amtsrichter auf, dat is en Liebhaberei anzusehen! Soll's sehen, die zwei werden wie zwei Täubkes miteinander!"

„Gott soll't geben!" schmunzelte Mutter Sieper und klapperte behaglich mit den Stricknadeln. „Nu sind die zwei Weihter glücklich unterm Dach, Vatter."

„Ja," sagte Vater Sieper, „die sind glücklich unterm Dach." —

— — — — — — — — — — — —

Und schließlich waren es doch die Akten, bei denen Werner Ruhe suchte, Ruhe fand — —

Wälder und Berge redeten von ihr ... die plätschernden Bäche der Buchentäler flüsterten ihren Namen ... die rollenden Räder des Eisenbahnzuges, der ihn morgens aus dem Heimattale zur Stätte seines Dienstes emportrug und ihn abends dem Heimattale wieder zuführte — aus ihrem Rattern rang sich das tragische Thema der Pathétique empor, wie sie es gespielt . . .

Wenn er mit seinen Freunden, den Männern und Frauen des bergischen Volkes, den Abendfrieden plaudernd genoß, dann war's ihm plötzlich, als säße

sie neben ihm und lauschte großäugig, mit liebeschwerem Blick dem muntern Gespräch, suchte mit ihm den Geist der Arbeit . . .

Nur wenn er in der kühlen Referendarstube über Urteilen und Verfügungen grübelte, wenn er aus den formelhaften Wendungen der Protokolle das Bild irgendeines menschlichen Zwistes zu konstruieren sich abmühte, wenn in der Sitzung Streitfall um Streitfall an ihm vorüberzog . . . dann schwand ihr Bild, verscheucht vom schwirrenden Fledermausschwarm der Paragraphen.

Und Ratzel, der Bändiger des Paragraphenschwarms, thronte hinterm grünen Tische, mit dem schwarzen, starren Schnurrbart und den schwarzen, frostigen Augen, gehüllt in die schwarze Robe mit dem schwarzen Sammetkragen. Ein Magier, dessen Zaubermacht alles warme Leben in ein totes, abstraktes Gewirr von Begriffsfäden zu wandeln trachtete . . . war ihm das in peinvoller Beschwörung gelungen, dann erst fühlte er sich Meister und knüpfte aus den entwirrten Begriffsfäden das engmaschige Netz, in dem er die Wirklichkeit einfing, daß sie sich elend zu Tode zappelte.

Ratzel, der aufsichtführende Amtsrichter, der Bräutigam der schönen Mathilde.

Zweites Buch



I.

„Herr Rat, heut hilft Ihnen kein Gott — Sie müssen mit aufs Schützenfest!“

„Kolleg?! Ich brumm' Ihne 'ne Bierjung auf! Et letzte Mal, dat ich mitgemacht hann, war vor fünf Jahr!“

Kriekhaus ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich hab meiner Braut so viel von Ihnen vorgeschwärmt — sie hat kategorisch befohlen, Sie heut nachmittag auf den Festplatz mitzuschleifen, tot oder lebendig —!“

„Wer is denn sons noch mit von der Partie?“

„Aha! Ja, wenn man Sie bei der Ritterlichkeit packt! Sie behaupten zwar immer, Sie machten sich nichts aus Damen, aber die Damen brauchen nur zu befehlen, und Herr Rat Tönnies ist zur Stelle! Also unsere vergnügte Blase setzt sich folgendermaßen zusammen:

Erstens: Herr Amtsgerichtsrat Tönnies —“

„'ne Namensvetter von mir?“

„So ähnlich — zweitens: Herr Amtsrichter Doktor Ratzel nebst Braut —“

Tönnies zog ein Gesicht, als habe er in dem Schaum des frischen Schoppens Wicküler, den Ewald

Preiß eben schmunzelnd vor ihn hingestellt, eine zappelnde Kröte entdeckt.

„Spare Se sich die Müh, Kolleg! Wenn die Aufsicht mit von der Partie is — denn paß' ich!"

„Aber, Herr Rat! Tilla is doch en Schwarm von Ihnen! Der Bräutigam muß als notwendiges Übel mit in den Kauf genommen werden — was meinst du, Achenbach?"

„Prost, Herr Rat!" sagte Werner.

„Drittens, fuhr Kriekhaus fort, „Fräulein Nelly Sieper mit dem dazugehörigen Referendar."

„Aus Mädcher, wo en so schlechte Geschmack hann, mach ich mir schon nix."

„Warten Sie, es kommt noch besser. Viertens: Herr Hugo Sieper, Stahlfabrikant und Leutnant der Reserve des fünften Ulanenregiments — tadellos standesgemäße Gesellschaft für Sie, Herr Hauptmann."

„Genehmigt."

„Fünftens: Fräulein Bertha Kriekhaus, blond, vergnügt, schwatzhaft und so dumm, wie es eine Frau sein muß, um auf den Einfall zu kommen, einen etwas veralkoholisierten Amtsrichter in höheren Semestern zu heiraten, der noch dazu „von der anderen Farb" (katholisch) ist!"

„Dat is mir zu gefährlich!"

„Sechstens: Fräulein Sophie Kriekhaus, wäre dumm genug, sogar einen Referendar zu heiraten,

und könnte sich's eventuell auch leisten, denn sie hat ebenfalls fünfzehntausend Mark Zinsen — dies zu deiner Orientierung, lieber Achenbach."

„Danke," sagte Werner. „Prost Schwager!"

„In diesem Sinne!" — Es war nicht nur Spott, es lag ein verhaltener brüderlicher Wunsch in dem Blick, mit dem Kriekhaus dem Kollegen zunickte. „Siebentens: Herr Doctor juris Achenbach, jüngstes Gericht, steuerloses Schiff auf dem Meere des Lebens, freiwilliger Gewerbeinspektor, Schmollisbruder sämtlicher Männer mit der schwieligen Faust in Groß-Remscheid, von Gott in seinem Zorn zum Juristen geschaffen —"

„Dat stimmt," sagte Tönnies. „Prost, Kollege Achenbach."

„Achtens und neuntens: Zwei Schwestern Heydenreich, Importen aus Barmen, kommen eigens nach Remscheid, um sich hier oben zu verloben, nachdem ihre älteste Schwester ihnen das vorgemacht hat."

„Mädcher genug," sagte der Rat. „Hann Se denn auch für Tänzer gesorgt, Kolleg'? Auf meine vierzigjährige Knoche is in dem Punkt nit zu rechne."

„Hast du den Herrn Rat schon mal Walzer tanzen gesehen, Achenbach? Ich sage dir, der tanzt uns alle in die Ecke!"

„Ja, auf en rheinische Kirmeß mit stramme Bauernmädcher allenfalls — aber mit die zerbrechliche Salonpüppcher —"

„Du — unsere bergische Weihter und Salonpüppkes! Na, warten Sie, Herr Rat, Sie sollen heut nachmittag den Arm schon vollkriegen! — Nummer zehn: Fräulein Elisabeth Halbach, genannt die Sonnenblume von Remscheid — genügt Ihnen die, Herr Rat?“

„Is ja en halbe Kopp größer als ich!“

„Macht nix — hätt ok gett an de Föt! Zum Schluß die bisher noch nicht genannten Vertreter des jüngsten Gerichts, die Herren Doctores juris Brüninghäuschen und Erkelenz, genannt der feine Mann und der schöne Mann — macht Summa Summarum, wenn ich nicht unterm Einfluß des Kirmesfrühschoppens irgendwas doppelt gezählt habe: sieben Männlein und sieben Weiblein — — also kurz und gut, Herr Rat, Sie kommen!“

„Ja, wat will mer maache? Es is nur einmal Kirmeß im Dorp — gelobt sei mein Schutzpatron, der heilige Aloysius!‘

— — — — — — — — — — — — —

Remscheider Schützenfest — — — überall rüstete man sich zu muntrer Sommerfeier . . .

Auf den Bergen krachten die Böller, am Schützenstande knatterten die Flinten, drüben hüpften die Scheiben auf und nieder, und emportauchend wiesen die langen Anzeigerstäbe den getroffenen Punkt — — — saß er inmitten der Scheibe, dann

warf der Schütze sich in die Brust: „Gehüet sech och su."

Saß er aber am Rande, oder wedelte gar der Anzeigerstab höhnisch hin und her, dann knurrte er zwischen zusammengepreßten Zähnen höhnisch hervor: „Verdeckde Donnerkiel!"

Und die Frauen und Mädchen putzten sich zum Tanz und zum lustigen Umherschwärmen auf dem Budenplatze ...

Franz Hönneknövel aber kam aus dem Pfandhause ... er hatte soeben das letzte Stück, das ihm gehörte, seine silberne Taschenuhr, versetzt ... mit dem Lohn der letzten Woche besaß er nun vierundzwanzig Mark ... dafür konnte man sich schon amüsieren, ehe man den dunklen Weg antrat ... Den dunklen Weg ... den letzten Ausweg, den der starke Franz noch vor sich sah.

Fünf Wochen hatten genügt, seinen angeborenen bergischen Lebenstrotz zu brechen — den entwurzelten Sohn des Hammertals zum letzten Verzweiflungsschritt zu drängen. Fünf Wochen „onger der Klocke".

Wohl waren es ein paar wildselige Tage und Nächte gewesen, die ersten droben in dem muffigen Dachkämmerchen, inmitten der funkelnagelneu lackierten Möbel aus dem Abzahlungsgeschäft.

An einem Dienstag hatte der Franz seine alte Heimat da drunten verlassen: am Mittwoch war er mit seiner Braut in das Dachkämmerchen übergesie-

delt; von Donnerstag bis Sonntag dauerte der Flitterwochenrausch des jungen Paares; am Montag war er dann zum ersten Male „beim Sieper“ in die Fabrik gegangen.

Er hatte Stellung im Hammerwerk gefunden; eine Arbeit, die ihm leicht von der Hand ging, eine Arbeit, die nicht wesentlich von derjenigen abwich, die er seit frühester Knabenzeit gewohnt war.

Aber, aber — — —

Der schrille Ton der Fabrikglocke, die Pfeife des Werkmeisters regelten befehlshaberisch die Arbeitsstunden ... nicht mehr des Vaters Blick und kameradschaftlich munteres Mahnwort ... und die an seiner Seite standen, das waren andere Menschen, als sein Vater; ein zusammengelaufenes Volk, sogar ein paar Polacken und Galizier darunter; manch einer hatte bereits „gesessen“ und prahlte damit ohne Scham und Scheu. Und allesamt waren sie „harte Rote“ ... Schon am ersten Tage wurde er gefragt, ob er „der Partei“ angehöre; er hatte mürrisch verneint. Man hatte ihn freundschaftlich zu belehren gesucht — das hatte er schroff abgelehnt. Nun ging das Schikanieren an.

Wenn es galt, eine Arbeit zu tun, bei der mit heißem Eisen hantiert wurde, reichte ein Nebenarbeiter ihm das Stück so ungeschickt zu, daß er sich die Finger verbrennen mußte; bei der Frühstückspause stieß ein anderer ihm aus Versehen den Kaffeetopf

um; ging's mittags nach Hause, dann war sein Straßenrock und seine Kappe verschwunden. Kein Mitarbeiter sprach mit ihm, aber fortwährend umschwirrten ihn höhnische Stichelreden. Der Werkmeister, ein Freund Schmittsiefers, war selbst nicht Sozialdemokrat und stand der sich anbahnenden Lohnbewegung fern: aber er traute sich angesichts der wachsenden Mißstimmung der Arbeiter gegen die Herren nicht mehr, für den alleinstehenden jungen Arbeiter Partei zu nehmen oder gar seine Widersacher den Herren zu denunzieren — er hörte und sah nichts.

Das kochte und schwelte lange Zeit in des freiheitgewohnten Burschen mächtiger Brust, aber er würgte alles tapfer nieder, würgte nieder die Sehnsucht nach dem Frieden seines Tales, nach dem abendlichen Plauderstündchen mit dem Vater am rauschenden Wehr; nach seinem Gärtchen, das er selbst bestellt — nach seinen Amseln und Meisen, die er singen und pfeifen gelehrt . . . dachte an sein junges, blondes Weib daheim, für das er all diese Anfechtungen hinunterfressen mußte. Und wenn er abends heimkam, lohnte sie sein Opfer mit einer so wilden Zärtlichkeit, daß er aus dem Taumel gar nicht herauskam... Aber andern Morgens ging's dann wieder von vorne an . . . Er hatte gehofft, man würde sich an ihn gewöhnen . . . aber seine hartnäckige Passivität reizte die Arbeitsgenossen nur noch mehr . . .

„Wollen wir schon kle—in kriegen, Luder hochmittiges!"

„Niech čie szlak trafi!!"

Und immer boshafter wurden die Reden, immer perfider und empfindlicher die Bubenstreiche ...

Da hatte eines Tages der arme Bursch seinen Prinzipal, den jungen Herrn Sieper, aus dem Kontor über den Fabrikhof gehen sehen ... in der Uniform seines Regiments, der fünften Ulanen ... der junge Herr mußte nach Lennep hinüber aufs Bezirkskommando zu einer Offizierversammlung. Da war dem gequälten Jungen ein Gedanke gekommen.

Er hatte das Werkstück, mit dem er hantierte, hingelegt, war aus dem halbdunklen Schuppen auf den Hof gestürzt, hatte in militärischer Haltung vor dem jungen Reserveoffizier Stellung genommen und stramm heruntergeschnurrt:

„Unteroffizier der Reserve Hönneknövel bittet den Herrn Leutnant um die Erlaubnis, eine Bitte vortragen zu dürfen."

Hugo Sieper war ein wenig verblüfft gewesen, hatte dann den rußigen Gesellen mit in sein Privatkontor genommen und seinen Herzensergießungen Gehör geschenkt. Was Teufel ... das war ja eine schöne Überraschung! Eine ganze Gruppe seiner Arbeiterschaft war bereits im roten Lager —? Ja — was war da zu machen? Ihnen allen das Arbeitsbuch zustellen? Aber dann erklärten sich vielleicht noch viele

andere Arbeiter mit den Ausgesperrten solidarisch ... es gab am Ende gar einen Ausstand ... nein dazu durfte es nicht kommen ... um eines einzelnen zuverlässigen Arbeiters willen — und wenn er auch Unteroffizier der Reserve seines Regiments war ... Ein Ausstand ... oder auch nur Schwierigkeiten mit den Arbeitern ... jetzt, wo man den Kopf so voll hatte mit den Vorarbeiten für das neue Verfahren? Unter keinen Umständen ... die Augen zudrücken, fünf gerade sein lassen, bis die neue Sache klappte ... dann konnte man Musterung halten ... dann ... vorher unmöglich ... Also einstweilen... ein Kompromiß ... Er ließ sich Franzens Werkmeister kommen und schnauzte ihn in Gegenwart des jungen Arbeiters an, daß ihm Hören und Sehen verging. — Auf hochdeutsch sogar ... „So, und nun bitt' ich mir aus, Meister, daß der Hönneknövel sich nitt noch mal zu beklagen hat! Und Ihre Arbeiter werden Sie mir auch entsprechend instruieren, verstonnt Se mech?! Und wenn noch einmal Klagen kommen, dann fliegt ihr alle zusammen, verstonnt Se mech, Miester?! —“

Als Franz in den Schuppen zurückgekehrt war, da hatte ihn ein unheimliches Schweigen empfangen. Kein Witzwort, kein Spott war mehr laut geworden: kein Gesicht hatte sich verzogen, als er kam; und im Getriebe der Arbeit hatte ihm von Stund an keiner mehr Schwierigkeiten gemacht ... Auch kein

Schabernack war mehr an ihn herangetreten . . . Aber als er dann ein paar Abende später mit seinem jungen Weibe — die standesamtliche Formalität war inzwischen auch erledigt — einen Abendspaziergang durch die Anlagen gemacht und sich im Dunkeln auf eine Bank mit ihr gesetzt — — da hatte es plötzlich im Gebüsch geknackt . . . fünf, sechs dunkle Gestalten waren herausgesprungen, zwei hatten die kreischende Marie gepackt, niedergeworfen und ihr den Mund gestopft, die andern hatten dem jungen Riesen ein Bein gestellt, und dann war's auf ihn niedergeregnet, Fußtritte mit nägelbeschlagenen Sohlen und Absatzeisen, Knüppelhiebe, als sei er ein Stück Holz . . . und während ihm unter der erbarmungslosen Folterung die Sinne schwinden wollten, hatte er brechenden Auges noch durch das Abenddunkel erkennen müssen, daß Bubenfäuste nach seinem wehrlosen Weibe griffen . . . Dann waren beide plötzlich frei gewesen, ehe das Ärgste geschehen war. Eine Reitergruppe war des Weges gekommen, junge Herren und Damen der Gesellschaft, und die Mordbuben waren ausgerissen; wacker hatten sich die vornehmen jungen Leute des zerschundenen und zerschlagenen Paares angenommen und die beiden bis zu ihrer Wohnung heimgeleitet . . .

Und in Schmerzen und hilfloser Verzweiflung hatten sich die weinenden jungen Menschenkinder auf ihrem Liebeslager gewälzt, bis Doktor Markus ge-

kommen war und Linderung gebracht hatte. Ach, und am andern Morgen, diese grausame Demütigung: verbundenen Kopfes, mit dickverschwollenen Armen und Händen und humpelnden Beinen unter den Mitarbeitern stehen zu müssen und jämmerlich sich abrackern . . . all die Blicke des Hohns und des Triumphs auf sich fühlen zu müssen . . . zu wissen: Ihr Hunde, ihr seid's gewesen . . . und doch keinem an die Kehle springen dürfen . . .

Nur einer, ein junger Lümmel mit pockennarbigem Gesicht und schiefem Blick, hatte ihn frech gefragt:

„No, Hönneknövel, bößte jetz mühr? Woßte jetz der Organesazejon bietrehden?"

„Jetz?!!" hatte Franz drohend gefragt. „Wat sall dat hedden — jetz?"

„Miester!" hatte da der Frager gezetert, „heh wöll Strihd anfangen!"

Ein Dutzend Fäuste ballte sich, einen Angriff des halb wehrlosen Franz auf den Beleidiger abzuwehren.

„Hault Rauh, Hönneknövel, söß schmieht ech dech eruht!"

Aber Franz war der Organisation nicht beigetreten . . . Auch die freche Nichtachtung, mit der die Familie seiner Frau ihn behandelte, hatte ihn nicht bestimmen können . . . und als Marie es einmal gewagt hatte, ihm eine schüchtern bittende An-

deutung zu machen, ob er nicht um des lieben Friedens willen . . . da hatte er sie mit einem Blick voll dräuender Warnung angesehen:

„Micken! Dat sag nitt noch es! Ech sien für dech onger de Klocke gegangen, ehwer tum Rueden sall's de mech nitt maken, dat sag ech der doch!"

Und immer tiefer, immer schauriger hatte sich das Netz um das junge Paar zusammengezogen.

Alle Vorräte mußte Marie aus der Stadt holen, wo es viel teurer war als in den Läden des Arbeiterviertels . . . denn in denen verkaufte man ihr nichts . . . geächtet waren sie beide, wo sie auch gingen und standen . . .

Der Wald, der Franzens Jugend umrauscht, war für ihn versunken, seit aus den Büschen die Unholde gesprungen waren . . . die nach seinem Leben und nach der Ehre seiner Frau getrachtet hatten...

Und ihre winzige Dachkammer, ihr einziges Ruheplätzchen?!

Eines Abends, als sie aus der Fabrik nach Hause gekommen waren, hatten sie die Tür erbrochen, die Möbel zerkratzt und zerschnitten, das Bett mit menschlichem Unrat besudelt gefunden . . .

Da hatten sie beide wild und verzweifelt geweint . . . und andern Morgens hatte Franz sich aufgemacht und anderswo um Arbeit angefragt . . . aber umsonst . . . aller Orten schien man ihn schon zu kennen, und die Werkmeister hatten ihm achselzuckend

erklärt, es sei nichts frei ... Er hatte Herrn Sieper nochmals aufgesucht und ihm sein Leid geklagt. Der war empört gewesen, hatte lange nachgedacht und dann achselzuckend erklärt:

„Lehwer Hönneknövel, en der Fabrik, do sall Oech nix passieren, do stonn ech föhr, ehwer tebuten — do hann ech nix te sagen, do kann ech nix maken!"

Da hatte Franz sein schweres Haupt tief auf die breite Brust sinken lassen und seinen Vater aufgesucht.

Der hatte den Hund auf ihn gehetzt ...

Erst hatte das alte, treue Tier nicht begriffen und war, vor Freude heulend, an ihm emporgesprungen ...

„Faß, Filax, faß den rueden Honk!"

Phylax hatte zwei-, dreimal ungläubig, verständnislos den greisen Herrn angeschaut ... dann aber hatte er doch begriffen: Der da war ein Feind geworden ...

Mit einem Druck der riesigen Faust hatte Franz die wildanspringende Bestie von sich abgeschüttelt.

„Vatter —!!"

Da hatte der Alte mit der Zange eine glühende Eisenstange aus dem Vorwärmer gerissen und nach dem Sohne geschleudert ...

In diesem Augenblicke war es Franz klar geworden, daß er auf Erden keine Heimat mehr hatte.

Noch eine Woche war bis zum Schützenfest.

Die eine Woche hatte Franz stumm und mit zu-

sammengebissenen Zähnen gearbeitet. Am ersten Nachmittag des Schützenfestes blieben die Fabriken geschlossen, und der Lohn wurde schon zu Mittag ausbezahlt: den hatte Franz eingesteckt und war ins Pfandhaus gegangen, um seine Uhr zu Gelde zu machen ... Einen Augenblick hatte er daran gedacht, auch ein paar Stücke von den auf Abzahlung gekauften Möbeln zu versetzen ... Aber nein, die waren ja erst zum kleinsten Teile bezahlt ... Die gehörten ihm nicht ... die sollten sie morgen unberührt vorfinden, wenn — — Der Waffenhändler verlangte sechs Mark für einen neuen Revolver ... das dünkte den Franz eine unnötige Ausgabe. Er wußte einen Althändler, da würde er einen gebrauchten billig bekommen ...

Und richtig, es fand sich eine zierliche Waffe, ein halbes Spielzeug ... doch es würde ja genügen auf so nahe Entfernung ... und war für zwei Mark fünfzig nebst Munition feil ... Drei Mark fünfzig gespart — dafür konnte man eine ganze Menge Pläsier kaufen.

Und pläsierlich sollten sie werden, diese letzten Stunden ...

Er kletterte zu seiner Dachkammer hinauf, wo Marie saß, aufgelöst in Tränen.

Hart legte er den Revolver auf den Tisch ...

„Böß stell, Weiht, dönn Nowend es alles am Eng!“

„Oh, Franz, ech hann sonn Angst. Ech gann luopen, wenn et an't Schieten giet."

„Dann luop märr — ech sall wall alleng domett fehdeg wehren!"

„Neh, loht mech nitt alleng — du hes jo reiht, et es jo su am besten!"

„Loht märr jetz dat Hühlen, Micken, dönn Dag wellen ver noch reiht loestig sinn — dönn Nowend gonnt ver en den Bosch — on alles es am Eng."

Da hörte die Marie zu weinen auf und putzte sich für ihren Schatz. Die seidene Bluse zog sie an, die sie vor zwei Jahren von ihrem ersparten Lohn gekauft — sie war nicht mehr sehr sauber, aber es kam ja nicht mehr darauf an. Und ein Federhütchen setzte sie sich auf . . . und als sie dann vor dem Spiegel stand, da gefiel sie sich gar gut und konnte sich's nicht vorstellen, daß man sie morgen früh mit dem Franz im Busch finden würde . . . kalt und stumm . . .

Sie sah an ihrem Leibe herunter . . . er war ein wenig stark bereits, aber wer nichts wußte, brauchte noch nichts zu merken . . . „Franz, onn dat Kenk — dat mot jo dann met sterwen —"

„Wann sin Vatter on sin Motter nix mieh op der Welt te süeken hannt, dann kann datt Kenk och met gonn! Komm, Weiht — hie sind siewen Dahler, domet maken ver uß en lostegen Dag — on dönn Nowend es alles am Eng!" —

II.

Mama Siepers mollige Speisestube war der Rendezvousplatz der Herren vom hohen Amtsgericht und ihrer Damen für den Besuch des Remscheider Schützenfestes.

Hei, war das ein Gekicher und Geschnatter, ein Durcheinander schnarrender und girrender Stimmen, ein Hin- und Herflattern von weißen, hellblauen, hellgrünen, rosa Batistfähnchen und karrierten und gestreiften Flanellanzügen, blendenden Piquéwesten!

Sieben junge Mädchen zwischen siebzehn und einundzwanzig, alles blühendes, bergisches Blut, alle strotzend vor Gesundheit und Kraft, gestriegelt wie junge Pferdchen, gepflegt und genährt wie junge Kälberchen, schwatzhaft wie ein Volk Spatzen und übermütig wie eine Schar Zickchen . . .

Allen voran Nelly, die Tochter des Hauses, die strahlende Braut, in duftigem Weiß. Aus dem spitzenumflockten Ausschnitt stieg schlank ihr bewegliches Hälschen; wo der Nacken sich im Kantengezack verlor, da schimmerten unter bräunlichem Flaum ein paar neckische Muttermale . . . die hätte der Bräutigam gar zu gern einmal geküßt; er sah sie heut zum erstenmal, und sie machten ihn toll.

Eine großmächtige Kaffeekanne altbergischen

Stils stand vor Nelly: eine fußhohe Birne aus blinkendem Zinn mit drei kurzen, runden Holzfüßen und einem krummen Kränchen, das ewig tröpfelte ... drum nannte man dies ehrwürdige Inventarstück jedes „däftigen“ bergischen Bürgerhauses auch mit dem wohlklingenden Namen „Dröppelmina“ ...

Wer Kaffee wollte, mußte seine Tasse unter die „Schnute“ der Dröppelmina schieben oder schieben lassen: dann drehte Nelly das Kränchen auf.

Und sie wollten alle Kaffee — viel Kaffee —

Und unermeßliche Berge von Korinthenplatz, Schwarzbrot und „Leckers“ wurden vertilgt ...

Auch die Herren beteiligten sich wacker. Nur Ratzel sah, wie stets, mit dem nimmer endenden Staunen des Norddeutschen auf diese rheinische Gefräßigkeit, verstummte wie immer zu norddeutschem Ernst inmitten dieser überlauten rheinischen Fröhlichkeit ... und mit getröstetem Aufatmen sah er dann immer, daß auch seine Braut still und teilnahmlos im Schwarm der lärmenden Freundinnen stand ... sie allein inmitten der munteren Gesellschaft ernst, unnahbar, verschlossen ...

Die ist die Meine — das durchrann den gereiften Mann mit ruhiger, stiller Zärtlichkeit. Er suchte durch den Schwarm der Mädchen zu seiner Braut zu gelangen. Aber als er sich durchgekämpft und leise die kalte Hand um den Arm seines Mädchens legte, da fuhr ihr Gesicht, das nach einer anderen Richtung

gespäht hatte, plötzlich zu ihm herum mit einem Ausdruck des Erschreckens, wie vor der Berührung eines feuchten, widerlichen Tieres . . . doch gleich hatte sie sich gefaßt und lehnte sich still an des Verlobten Schulter.

Und Werner Achenbach, dessen Augen über den ganzen Kaffeeduft- und zigarettenqualmdurchbrodelten Raum des Zimmers hinweg Mathildens Augen gesucht und zu seltsam langem Ineinanderrasten gefunden hatten, Werner Achenbach sah, wie die ersehnte schlanke Huldgestalt sich anschmiegte an die knochige Figur seines Chefs, die um das helle Jackett herumhing wie um einen Kleiderbügel . . . und es fröstelte ihn in der Glut des Augustnachmittages. Er warf sich herum . . . sah die unschuldigen Vergißmeinnichtaugen der kleinen blonden Sophie Kriekhaus auf sich gerichtet . . . zu deren Bruder er heut morgen „Prost Schwager“ gesagt hatte . . .

Also fünfzehntausend Mark Zinsen . . .

Machen wir . . .

Und ein liebenswürdiges Allerweltsgeplauder weckte ein seliges Lächeln auf dem feinen Gesichtchen vor ihm . . . aber indessen meinte er immerfort Mathildens graue Augen auf sich gerichtet zu fühlen . . . Er warf einen scheuen Blick zu ihr hin . . . ja, wirklich, sie hatte noch immer herübergeschaut . . .

Ei, so mochte sie doch . . . was ging's ihn an?!

Tönnies' Vollmondgesicht mit den schwermütig

lächelnden Augen stand zwischen den rosig erregten Gesichtern zweier jungen, stattlichen Kinder: Bertha Kriekhaus und Elisabeth Halbach, genannt die Sonnenblume, wegen des gelben, flimmernden Haarkranzes, der ihr immerfort glühendes Gesicht umzog; beide machten dem alten Junggesellen recht nennenswerte Avancen.

Brüninghaus fühlte sich heute unbeteiligt. Sein Kollege Kriekhaus hatte ihm das Mädchen entführt, das unter seinem halben Dutzend gleichzeitiger und streng paritätischer Flirts doch die heimliche Favoritin gewesen war — — seitdem machte ihm Remscheid keinen rechten Spaß mehr ... Er war ernstlich traurig und stand immer ein bißchen gekränkt und grämlich in den Ecken herum. Schließlich verfiel er aus lauter Verzweiflung auf die Idee, Mama Sieper die Cour zu schneiden; sie ließ sich seine extravaganten Komplimente schmunzelnd gefallen ... ach, es war doch jammerschade, daß es nichts geworden war mit ihm und Nellychen ...

Aber da war noch eine Gruppe: rank und frank standen da zwei siebzehnjährige Kernmädel, die Zwillinge Anna und Helene Heydenreich. Sie hatten in ihrer heiteren Gesundheit nur wenig Ähnlichkeit mit der vornehmen stillen Schwester ... Als Nichten der Hausfrau waren sie in diesen Räumen längst heimisch ... dennoch waren sie im ersten Augenblick ein wenig befangen gewesen angesichts so vieler frem-

der Männlichkeit: aber Vetter Hugo hatte sich ihrer ritterlich angenommen und wich nicht von ihrer Seite: Referendarius Erkelenz war der vierte im Bunde geworden. Hier riß Lachen und munteres Schwatzen gar nicht ab.

Immer und immer wieder hatte die „Dröppelmina" um frische Füllung in die Küche wandern müssen, und noch dachte niemand an Aufbruch zum Festplatz, so lockend auch von ferne das Gequiek der Orgeln und das Getute der Orchestrions, das Bumbum der Pauken und das schrille Läuten der Karussellglocken herübertönte . . .

Nur zwei Gesichter blieben in all dem Trubel und Trara tiefernst, zwei Augenpaare senkten sich feindlich, wenn sie einander begegneten . . . um sich doch immer und immer wieder zu suchen . . .

Endlich erklärte Nelly: „So, meine Herrschaften, jetzt gibt et nix mehr, jetzt gehn wer auf en Schützenplatz!"

„Hurra! Bravo! Juchhu!" — — —

Allen voran, ein verwegenes Strohhütchen mit rotweiß gestreiftem Bande schief aufs Haupt gestülpt, zwischen der stattlichen Elisabeth Halbach und der zierlichen Bertha Kriekhaus, schritt Rat Tönnies . . . er, der Vollblutrheinländer, der Katholik fühlte Karnevalslaune und Karnevalsleichtsinn im Blut: alle prätorische Würde ließ er in die Winde flattern

und den Ernst seiner zweiundvierzig Jahre, die Verbitterung des „notorischen Karnickels“ dazu . . .

„Mädcher — heut wolle mer fidel sein, dat janz Remscheid auf em Kopp steht!“ —

Schräger flimmerte schon, gelblicher die Nachmittagsonne. Weit auf standen rings an Häusern und Villen die Fenster. Das Geräusch der Arbeit war verstummt. Von nah und fern wälzten sich ganze Gruppen feierfroher Menschen dem Festplatze zu. Ein Freudentaumel schien die ganze arbeitsfreudige Stadt erfaßt zu haben. Und der demokratische Geist des Rheinlandes wischte heut alle Unterschiede der Stände hinweg. Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Millionärstöchterlein und Haspelmädchen, Amtsrichter und Gerichtsdiener, Fabrikarbeiter und Kleinschmied, alles trollte in buntem Gemisch durcheinanderwirbelnd dem Schützenplatze zu.

Nun erreichte die Gesellschaft das Ziel. Eine lustige Leinwandstadt war aufgebaut auf dem hochgelegenen Platze um das Kriegerdenkmal herum. Es duftete nach Lebkuchen und frisch gebackenen Waffeln, nach schmorenden Bratwürsten und ausgegossenen Bierneigen. Es flimmerten die Messingstangen der herumsausenden Karussells, die bunten Flitter auf den Kostümen der Ausrufer und Akrobaten vor den Schauzelten . . . es krachten die Hämmer der Kraftmesser, quiekten Drehorgeln und Musikwerke, dröhnten Becken und Pauken, gellten anpreisende Stimmen.

„Immer herein, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen die zweihundertfünfzig Pfund schwere sechzehnjährige Riesenjungfrau Eulalia!“

„Immer ’rein, meine Herrschaften! Das größte Rindvieh der Welt, preisgekrönt auf allen Ausstellungen der Erde!“

„Immer ’rein, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen der schwedische Taucherkönig Niels Niklassen in seinem undurchdringlichen Taucheranzug, wie er auf den Grund des Meeres steigt und dort alle Arten von Arbeiten unter Wasser verrichtet!“

„Immer ’rein, meine Herrschaften!“ — —

Ja, was sollte man zuerst genießen? Natürlich das amerikanische Riesenzauberkarussell . . .

Das war nicht mehr die jahrhundertealte primitive Drehscheibe mit ihren primitiven Holzpferdchen: das war ein kompliziertes Wunder moderner Maschinen- und Elektrotechnik, mit barbarischem Goldprunk beladen, in vier Stockwerken ineinander kreiselnd, wildschaukelnde Riesenrosse, separat sich drehende Wäglein, schwankende Schiffe inmitten . . . da gab’s Platz genug für die ganze muntere Gesellschaft . . . und kaum hielt der Riesenmechanismus, da erstürmte der ganze Chor, Tönnies voran, das Karussell und siedelte sich an, wo jeder gerade ein Plätzchen fand . .

Und sieh: da saß Werner mit seiner zierlichen Dame auf einmal dem Brautpaar Ratzel gegenüber

in einer schaukelnden Miniaturgondel: fast berührten seine Knie Mathildens — —

Er wollte ihr nicht ins Auge sehen und nahm Umschau: überall bekannte, übermütig lachende Gesichter ringsum auf den Pferden, dem hölzernen Vogel Strauß, in Gondeln und Miniaturkarussells.

„Ach, Herr Doktor, halten Sie mich bloß fest, wenn's losgeht, ich fall ja!"

Das war Anna Heydenreich, der Zwilling mit den braunen Augen . . .

„Mit Wonne, gnädiges Fräulein!" schnarrte Erkelenz und legte die gepflegten Hände fest um die Taille des jungen Mädchens . . .

„Tilla, wo steckst du denn?" rief Nelly, die mit ihrem Verlobten eng umschlungen auf einem stürmisch hin und her wogenden Pferde saß.

„Hier, Liebling!"

„Und Er ist auch da?"

„Allemal, Cousinchen!"

Ratzels Gesicht war zum Malen . . . ob er schon jemals vorher Karussell gefahren war? Mit Bangen schaute der Herr Aufsichtführende umher, ob auch ja nicht etwa einer der Subalternen den Chef in so respektwidriger Situation erblicken möchte . . . und — Entsetzen! — da unten stand der Obersekretär Bohn mit Frau und Kindern und zog mit plump vertraulichem Lächeln den Hut . . . und ein paar Schritte weiter der Gerichtsvollzieher Nolte . . . mit

plump vertraulichem Lächeln zog er den Hut — Oh, das war ja gar nicht wieder gut zu machen, der Respekt war zum Teufel . . .

Und zum ohrenbetäubenden Lärm der Musik wirbelte die Höllenmaschine herum, daß die Augen flimmerten und ringsum alle Bilder der Umgebung wie wahnsinnig durcheinandertorkelten . . .

Gelächter, Gekreisch, Gequiek . . .

Auf und ab wogte die Gondel, in der die vier Menschen saßen, Ratzel und seine Braut, Werner und Sophie Kriekhaus — da fühlte Werner, wie von drüben Mathildens Knie die seinen im jähen Schaukeln einen Augenblick lang berührten . . . und jetzt . . . lehnte der weiche Arm der anderen, der zierlichen Bankgenossin, sich ganz zag und zart an den seinen . . .

Diese kleine, süße Sophie . . . das Mädchen mit den fünfzehntausend Mark Rente . . . noch heut . . . wenn er nur wollte . . .

Und drüben die andere, die Unerreichbare?!

Wenn er den Blick zu ihr hob, dann begegneten ihm die grauen Augen drüben mehr als einmal . . . mit einem rätselhaften, unbegreiflichen Blick . . . mit einem Blick, der ihn zwang, immer wieder aufzuschauen zu ihr, der Unerreichbaren . . .

Und ab und an im wilden Schaukeln der Gondel begegneten sich wieder die Knie . . .

Die zage Berührung des schlanken Armes war

ihm wie das linde Fächeln eines Frühlingslüftchens . . . das flüchtige Begegnen von Knie zu Knie brachte Sturm und Flammen — Sehnsuchtsflammen, Sehnsuchtsstürme.

Und neben der Unerreichbaren saß Er, dem sie in drei Wochen angehören sollte . . . der Herr Aufsichtführende . . . er fühlte nicht die süße Nähe des Weibes, das er die Seine nennen sollte . . . er spähte nur ängstlich in die Menschenmenge hinein, besorgt um den Respekt der Untergebenen und der Gerichtseingesessenen vor dem Stellvertreter des Königs...

Werner ließ die Augen über die wogende Menge drunten schweifen. Das Volk war in der Überzahl. Die seidenen Kappen der Fabrikarbeiter und Kleingewerbetreibenden, die billigen, bunten Hütchen und schreienden Seidenblusen der Bandwirkerinnen und Spulmädchen beherrschten das Bild. Hier und da aber auch eine Gruppe von eleganten Damen und Herren . . . selbstverständlich alles Bekannte. Man winkte hinüber und herüber und rief sich Scherzworte zu.

Und inmitten des ganzen lärmenden Gewoges entdeckte Werner eine fremdartige Gestalt: den Doktor Markus.

Den zerknüllten Filz tief ins Gesicht gerückt, wie damals im schäbigen Gehrock, stand der hochschultrige Mensch mit dem dünnsträhnigen Bart und starrte in das Gewühl. Auf seinen häßlichen Zügen ein Aus-

druck, schaurig gemischt aus höhnischer Verachtung und wühlender Sehnsucht, mit dazu zu gehören, fröhlich sein zu dürfen mit den Fröhlichen . . .

Das Karussell hielt zum dritten Male, seit die Juristengesellschaft es gestürmt: noch war niemand des Umherkreiselns müde, außer Ratzel, der nun energisch den Aufbruch von seiner Braut erbat: auch Werner sprang auf, entschuldigte sich für einen Moment bei seiner Dame, vertraute sie Ratzels Schutze an, steuerte durch die Menge auf Markus zu.

„Guten Tag, Herr Doktor!“

Der fuhr zusammen: „Hä? Ach so, Sie — guten Tag.“ —

„Nun? Auch mal Schützenfest mitfeiern?“

„Mitfeiern — ich? Hahahahaha —!“

„Aber warum denn nicht? Sie sind doch auch jung.“

Markus schnitt eine Grimasse.

„Diese Sorte von Festfreude überlasse ich euch gerne. Das ist Tanz auf dem Vulkan.“

„Wirklich? Aber sehen Sie doch, der Vulkan selber tanzt mit. Alles ‚schwielige Fäuste‘ da ringsum, alles ‚arbeitendes Volk‘, ist's nicht so?“

„Spotten Sie nur. Die Abrechnung wird schon kommen.“

„Ach, lieber Herr Doktor, mißgönnen Sie den armen Menschen das bißchen Fröhlichkeit?“

„Ja! Von denen sollte niemand Sinn für

Schützenfeste haben! Aber dies Pack versäuft und vertanzt die wenige Spannkraft, die eure Lohnsklaverei ihm noch in den Knochen läßt ... statt daß sie zu Massen geballt die Welt aus den Angeln höbe, in Trümmer schlüge, neu aufbaute ... pah — mich ekelt dieses läppischen Festdusels — dieses elenden augenblickslüsternen Menschengesindels."

„Armer Mann ..."

„Armer?! Ihr seid arm, armselig, bedauernswert, ihr, die ihr um die Weiberchen scharwenzeln und euch die Nase begießen könnt, während die Welt in ihren Fugen kracht und die Menschheit um neue Daseinsformen ringt ... aber was schwatz ich da mit Ihnen von Dingen, die Ihnen ferner liegen als der Chimborasso?! Lassen Sie mich doch in Frieden, drängen Sie sich doch nicht immer an mich heran! Ich will ja auch von Ihnen nichts."

„Aber ich will etwas von Ihnen. Ich kann nicht ansehen, daß ein Mensch wie Sie herumläuft in Einsamkeit und Weltekel ... Sie sollen nicht einsam sein! Sie haben ja auch Sehnsucht nach Menschen, nach Aussprache, nach Gemeinsamkeit — ich bin ein Mensch, ich suche Sie, warum stoßen Sie mich zurück?"

„Weil Sie mir widerlich sind, Sie mit Ihrem faulen Kompromißlerherzen, Sie mit Ihrer Allerweltsversöhnungssucht, Sie halber, lauer, flauer Gesell Sie! Ach, ich kenne Sie doch! Alles soll sich recht

gemütlich verbrüdern, soll sich in die Arme fallen in rührseligen Weihestunden, und dann geht doch jeder seiner Wege, und die alte Ausbeuterei und Kastenwirtschaft geht munter weiter, und Ihr Juristen bleibt die treuen Schildknappen des Kapitalismus, des Militarismus, der ganzen vom Greuel der Ungerechtigkeit bis in die Knochen vergifteten und zerfressenen ‚herrschenden Gesellschaftsordnung'! Lassen Sie mich zufrieden, Herr! Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen!!"

Und mit rauhen Püffen teilte der bittere Gesell die Menge. Vielfach erkannte man ihn, machte ihm mit einer Art von Ehrerbietung Platz . . . „Datt es der Streikdokter!" In schmerzlich wirrem Sinnen schaute Werner dem Unnahbaren nach, der ihn so unwiderstehlich anzog . . .

Da vernahm er neben sich die schüchterne Frage: „Was war denn das für ein unheimlicher Mensch, Herr Doktor?"

Die kleine, zierliche Sophie schaute in ängstlich zarter Besorgnis zu ihm auf, als habe wer ihm was zuleide tun wollen . . .

Warum ihr Kindergehirnchen erschüttern?

Er bot ihr seinen Arm: „Kommen Sie, Fräulein Kriekhaus . . . ein entfernter Bekannter — ein ziemlich ungenießbarer Jüngling —"

„Er war sehr ungezogen gegen Sie, schien mir's?"

„Ein Brummbär — aber ein anständiger Kerl. Wo sind die andern?“

Ein Blick des Bedauerns traf ihn ... er sprach gar deutlich: die kleine Sophie, das Mädchen mit den viermalhunderttausend Mark Vermögen, hätte die Trennung von den „andern“ in Gesellschaft des schlanken Referendarius gar zu gerne noch ein Weilchen fortgesetzt ....

Doch der Referendarius schien diesen Blick nicht zu verstehen ... da sagte sie gehorsam:

„Die andern sind drüben zur Photographenbude ... wollen wir hinüber?“

Vielleicht würde sie wenigstens neben Herrn Doktor Achenbach auf das Kirmeß-Daguerrotyp kommen ... das wäre doch gewiß eine gute Vorbedeutung ...

III.

„Immer 'erein, meine Herrschafte! Hier is zu senn das einzig un allein echte kölsche Dialeck-Thijater, jenannt kölsch Hännesche, vom Direkter Oberam Millowitsch!"

„Immer 'erin, meine schöne Dame und reiche Häre! Sojleich bejinnt die jroße Vorstellung: ‚Die Reise um die Welt in achzig Dagen!' Nie dajewesenes, sensazijonelles Ausstattungs- und Spettakelstück, spielt in drei verschiedene Weltteile nachenander!"

„Immer 'erin, meine Herrschafte!"

Das war unwiderstehlich . . .

„In drei verschiedene Weltteile nachenander?! Herrschaften, da müssen wir 'erin!"

Und Rat Tönnies, dessen Hut von Viertelstunde zu Viertelstunde schräger ins Genick rutschte, war der erste an der Kasse; mit einem zierlichen Blick rechts und links ließ er Berthas schlanken, Elisabeths derben Arm los und löste Billetts für sie alle drei. Ihnen nach die ganze Justiz mit Anhängseln.

Nun saß man drinnen im dämmrigen Raum, alles dicht zusammengedrängt auf den harten Bänken, die auf dem ersten Platz prunkvoll, doch wirkungslos mit dünnem rotem Nessel ausgeschlagen waren.

Bald hob sich der Vorhang, und zwerchfellerschütternd begann die Puppenkomödie, eine zum Schreien komische Anpassung des altberühmten Verneschen Romans an die Darstellungsmittel und den Anschauungskreis des Kölnischen Wursteltheaters.

Phileas Fogg, hier Elias Flöck (Flink) genannt, macht im „Londoner Millijonärsklub" seine berühmte Wette, tritt, von seinem getreuen Diener Hännesche, dem Unsterblichen, Unverwüstlichen begleitet, seine Weltreise an und erlebt die ungeheuerlichsten Abenteuer . . .

Der Privatdetektiv, der ihn verfolgt, wird durch die alte Type des Gegenspielers der kölnischen Volkskomödie, den „Schäl" oder Schielenden vertreten, der dort immer die schlechten Kerle darstellt und schließlich die wohlverdienten Prügel kriegt . . .

Neben Hännesche begleitet auch der Tünnes, der gutmütige Dummerjahn, die Reise des Millionärs.

Man kommt zu der Indianerkönigin Annanaka: diese verliebt sich Hals über Kopf in den bildhäßlichen, langbenasten Tünnes und flötet ihm zu: „Tünnesche, du bis mein Idijal!"

„Wat säht se?" fragte der begriffsstutzige Tünnes seinen Begleiter.

Hännesche schlägt mit der hölzernen Hand an Tünnes lange hölzerne Nase, daß es nur so kracht, und antwortet:

„Se säht, dat wör en Linijal!“

Himmel, wie dröhnte der Beifall der anspruchslosen Hörerschaft! —

Himmel, wie konnten sie lachen, die bergischen Mädel vorn auf den rot ausgeschlagenen Bänken des ersten Platzes!

Und die Herren nicht minder!

Dem braven Tönnies liefen die Tränen nur so über die dicken, faltigen Augensäcke herunter, die Referendare meckerten ihr feudales S. C. Lachen, dröhnend klang Hugo Siepers rollender Remscheider Kehllaut . . . selbst der Norddeutsche Ratzel, der dem Dialekte der Komödie kaum folgen konnte, war angesteckt von der allgemeinen Lustigkeit . . . er hatte noch niemals ein solches Volkspuppentheater gesehen . . . das war ihm kulturhistorisch interessant . . . er hatte gelegentlich mal solche Anwandlungen allgemeinen Bildungsstrebens.

Nur zweie lachten nicht: Werner Achenbach und Mathilde Heydenreich . . . der Zufall hatte sie auf der Bank nebeneinandergeführt. Die Plätze waren so eng, daß trotz allen Voneinanderdrängens eins des anderen Wärme fühlen mußte . . . heiße Ströme rannen von Leib zu Leib, von Seele zu Seele . . .

Beide saßen regungslos . . . beide starrten stumm, mit weißen Gesichtern und unbeweglichen Augen, zur Bühne. Aber keins begriff etwas von dem, was da droben vorging, jedes lauschte nur auf das stür-

mische Klopfen seines Herzens und auf das stürmische Rauschen des glühenden, flimmernden Stromes, der von drüben kam, von drüben . . . aus der andern, der ersehnten, ach heiß und hoffnungslos ersehnten Welt . . .

Ströme kamen, Ströme gingen... und nichts war mehr, als dies Rauschen von klingenden, brausenden Sehnsuchtswellen hinüber, herüber... Kein Augenblick war gelebt vor diesem, keine Lust, keine Qual war mehr denn ein wirrer Traum . . . dies allein war Wahrheit, dies grenzenlose, dies unfaßbare Drängen herüber, hinüber...

Und ringsum jauchzten und klatschten die andern . . . neben dem Mädchen saß der Mann, dem sie sich angelobt, neben dem Jüngling das junge Kind, das ihm seine reine, scheue Seele mit zitternden Händen entgegenhob und bebend harrte, ob er sie aufheben werde . . .

Und droben rollte die Volkskomödie weiter: dicht vor der englischen Küste explodierte der Dampfkessel des überheizten Schiffes, auf dem Elias Flöck trotz aller Gefahren am Abend des achtzigsten Tages der Heimat zustrebte: zwischen pappendeckelnen Trümmern trieb der groteske Holzkopf des Engländers, noch immer mit dem grauen Zylinder bedeckt, unter tragikomischen Schwimmstößen der hölzernen Hände dem Ufer zu; jetzt griff der Held nach einer Planke,

schwang sich hinauf. Da erschien plötzlich am andern Ende der Planke Schäl, der Detektiv:

„Herr Elias Flöck: ich machen Ihnen darauf aufmerksam, daß wir uns jetz widder in englische Jewässer befinden: Im Namen der Königin verhaften ich Sie!"

Hoho! Da tauchte ein dritter Kopf aus den wildschaukelnden pappendeckelnen Wellen: Hännesche . . .

Schwapp, hatte er den boshaften Schäl am Kragen:

„Un im Namen des Königs *versäufen ich dich!*"

Zuck, zuck, duckte Hännesche den zappelnden Schäl zwei-, dreimal in die schaukelnden Pappendeckelwellen und stieß ihn dann mit mächtigem Ruck in die Tiefe . . . triumphierend schwang er sich nun auf die Planke und ruderte mit seinem Herrn munter der nahen Heimatküste zu; lustig sang er das alte rheinische Leichtsinnslied dazu:

Ett hätt noch ümmer, ümmer, ümmer jut jejange,
Jut jejange, jut jejange —
Ett hätt noch ümmer, ümmer, ümmer jut jejange,
Ett jeht auch diesmal widder jut!

Und jauchzend, johlend stimmte das ganze Auditorium mit ein:

Ett hätt noch ümmer, ümmer, ümmer jut jejange!

— — — — — — — — — — — — —

Droben auf dem dritten Platz sang auch ein

junges, engumschlungenes Paar die Weise mit: dann aber brachen beide mitten im Gesang ab, und zwei Augenpaare starrten sich an, aus denen plötzlich das Entsetzen vor unentrinnbarem Verhängnis hervorstierte . . . der Franz und die Marie.

Sie schwiegen und starrten einander ins Gesicht — regungslos, während drunten die Komödie mit Elias Flöcks Triumph im Millionärsklub zu Ende ging . . . Erst als ringsumher frenetisches Beifallsgebrüll dröhnte, als immer wieder der Vorhang blitzschnell in die Höhe flog und die Puppen ihre bizarren Verbeugungen machten, als dann rund um das junge Paar alles tränenlachend aufbrach und dem Ausgange des Zeltes zu ins mattere Licht des Abends hineindrängte . . . da erwachten sie aus der grausigen Erstarrung . . . fröstelnd in der Glut von Sommerwärme und Menschenbrodem schauerten sie zusammen:

„Twei Stonden noch, Micken —“

„O Gott, o Gott, Franz — es dann wahrhafteg nix mieh te maken?“

„Ech wiet nix mieh — ech kann nix mieh — ech sinn kaputt, reng kaputt!“

Und seine Linke tastete nach dem Revolver in der Brusttasche, während die Rechte sich krampfhaft um Mariens starke Hüften legte . . .

„O Gott, Franz, ech sinn su bang, ech hann son Angst —!“

„Micken, ech verlang jo gar nitt, datt du met kömms, gang wier bi dinen Vatter — ech sall wall alleng fehdeg wehren!“

„Neh, Franz, wenn du datt donn woßt, dann es et och met mir am Eng!“

„No, dann loff ver noch iehnen op de Lampe schöbden!“

„Neh, Franz, lohten ver noch es Pattiehwagen (Karussell) fahren —! Ech fahr so geän om Pattiehwagen!“

„Joh, Pattiehwagen! Komm, Weiht!“

— — — — — — — — — — — —

Sie strichen an einer Gruppe vornehmer Herrschaften vorüber . . .

„Häßte dänn gesenn, Franz? Datt wohr der Gerechtshehr, die met usem Kadelschen —“

„Joh, ech kenn en, he es en paarmohl bi mihm Aulen gewesen . . .“

„On di Lang' met dämm witten Huete on met dänn ruaden Hohren . . . datt es geweß sinn Bruht — häßte gesenn, wie die twei sech angekieken hannt?“

„Joh, die hannt guet kieken — die hannt et guet — die Rieken — die hannt et Paradies op Ehren — on viehr, viehr können en den Bosch gonn — on krepieren!“

Er klimperte mit dem Gelde in seiner Tasche.

„Hüeschtet? Viehr hann noch Geild! Fouf Mark

on seß Groschen — on noch twei Stond te lehwen! Komm, Micken, loffer Tummelskopp schlonn —!"

Und er zog sein junges, blondes Weib zum Karussell.

— — — — — — — — — — — —

Als die Juristengesellschaft aus dem Kölner-Hänneschen-Theater trat, schoß ein Mann, der dort schon lange gewartet zu haben schien, erregt auf den Amtsrichter Ratzel zu: es war der Obersekretär des Amtsgerichts, Herr Bohn.

„Gott sei Dank, Herr Amtsrichter, daß ich Sie endlich finde; vor einer Stunde schon ist der Gerichtsdiener gekommen und hat nach Ihnen gesucht, aber nur mich gefunden; aus Elberfeld hat die Staatsanwaltschaft telephoniert: auf Ehringhausen ist heut morgen ein Hof und eine Scheune abgebrannt, Verdacht auf Brandstiftung; Sie möchten sofort hinüber und eine Ortsbesichtigung und Zeugenvernehmung vornehmen!"

„Na, das ist ja heiter!" brummte Ratzel, „da ist natürlich nichts zu machen!"

Die ganze Gesellschaft umringte die Beamten.

„Wer könnte denn als Gerichtsschreiber mitgehen?"

„Selbstverständlich stehe ich selbst zur Verfügung."

„Nein, lieber Bohn, Ihnen möchte ich das Kirmeßvergnügen nicht gern beschneiden. Einer der

Herren Referendare kann mitgehen. Freiwillige vor, meine Herren!"

Doktor Brüninghaus meldete sich sofort. Er war froh, aus Nellys Nähe zu kommen. Sie als strahlende Braut an seines Kollegen Kriekhaus Arm zu sehen, das war ihm doch näher gegangen, als er gedacht hatte. Es wäre ihm ja nie im Traume eingefallen, Ernst mit ihr zu machen ... aber daß sie sich so gar nichts aus ihm gemacht hatte, das war doch nicht schön von ihr. Also fort.

„Und du, Mathilde?"

„Ich begleite dich selbstverständlich zum Wagen und gehe dann nach Hause."

„Oho! Nein! Nein! Das gibt's nicht!" protestierte da der Schwarm.

„Ne, Mathilde, du hast uns extra von Barmen heraufgelotst, un nu willst du uns ausrücken?!"

„Sie müsse doch Ihre übermütige Schwestern e bißche bewache, gnädiges Fräulein!" meinte Tönnies.

„Gewiß, meine Herrschaften," erklärte Ratzel, „ich will Ihnen meine Braut nicht entziehen. Bleib nur ruhig, liebe Mathilde, es ist jetzt sechs Uhr, bis um neun hoffe ich doch zurück zu sein; um acht Uhr wird's ja sowieso dunkel —"

Mathilde mußte einwilligen: die Freundinnen hielten sie fest.

„Herr Kollege Achenbach," wandte Ratzel sich an Werner, „Sie haben mich ja schon einmal würdig

bei meiner Braut vertreten: darf ich Ihnen dies Kommissorium auch heute anvertrauen?"

„Es ist mir eine Ehre, Herr Amtsrichter!" Korrekte Verbeugung zu Ratzel, zu Mathilde . . .

Unter Lachen und Ulk geleitete man den pflichttreuen Beamten und seinen freiwilligen Schicksalsgenossen zum Wagen, winkte mit Sonnenschirmen, Hüten, Taschentüchern den Davonrollenden nach . . . dann schwärmte man zurück in den Kirmeßtrubel... Werner zwischen Sophie Kriekhaus und Mathilde... ihr offizieller Kavalier . . .

Alle drei schwiegen.

Die kleine, blonde Sophie hatte schon im Puppentheater mit Verwunderung beobachtet, wie ihr Ritter so gar keinen Anteil an der überwältigenden Komik der Vorstellung genommen . . . Als sie ihn forschend von der Seite beobachtet, hatte sie plötzlich bemerkt, daß auch Werners Nachbarin zur Linken, die junge Braut, mit der gleichen starren Teilnahmlosigkeit dagesessen . . . Nun der Abschied des Amtsrichters, Werners Gesicht, als er den Auftrag empfing . . .?!

War's möglich . . . Werner und Mathilde — —

Gott! Gab's denn so etwas?

So etwas kam ja in Romanen vor — aber in der Wirklichkeit?!

Himmel — nur fort von den Zweien — nur fort —!

„Ach, Bertha? Hör doch mal einen Moment...

ich muß dich mal schnell was fragen! Entschuldigen Sie, Herr Doktor!"

Und mit bebenden Lippen, mit bebendem Herzen entfloh das junge Kind, hing ihren Arm um den Hals der Schwester . . .

Werner und Mathilde waren allein im Schwarm.

Starr sahen beide gradaus. Jedes fühlte das Beben seiner Lippen.

„Sind Sie mir noch böse —?"

„Böse? Ich bin Ihnen niemals böse gewesen."

„Neulich . . . da unten . . . als Sie mich stehen ließen —"

„Ich war nur traurig —"

„Traurig?!"

Mathilde schwieg.

„Ich weiß . . . ich hätte das nicht — — — verzeihen Sie."

„Und ich . . . ich hätte . . . das war . . . auch nicht recht von mir. Sie haben's gut gemeint. Verzeihen Sie mir . . ."

„Oh . . . Fräulein Heydenreich . . ."

Eine bange Pause.

Sie kamen wieder ins dichte Gewühl. Schon glommen an Karussells und Buden die ersten Lichter auf; aber noch woben die letzten Sonnenstrahlen in den Baumwipfeln der Straßenalleen, auf den Dächern und Häusern rings um den Platz. Immer dicker wurde das Gewühl, immer neue Massen

Feierlustiger schoben sich heran. Im ganzen schien die Feststimmung heut jedes Bewußtsein der Klassenunterschiede ausgelöscht, den Klassenhaß verscheucht zu haben ... aber ab und zu fiel doch einmal ein gehässiges Wort aus dem Schwarm, flammte ein frecher oder drohender Blick, wenn die lichten Gewänder und Hüte der jungen Damen, die Panamas und hellen Flanellsaccos ihrer Begleiter sich durch die proletarische Menge schoben ... Dann warf Mathilde jedesmal einen flüchtigen, schutzsuchenden Blick zu ihrem Begleiter, doch hielt sie sich immer einen halben Schritt von ihm entfernt ...

Da flutete auf einmal ein Schwall dreister Fabrikmädchen, Arm in Arm, umschwärmt von einer Rotte junger Burschen mit roten Krawatten, roten Nelken im Knopfloch, daher und riß Mathilde ein paar Schritte von ihrem Begleiter hinweg. Der arbeitete sich mühsam wieder zu ihr.

„Fräulein Heydenreich, Sie werden schon meinen Arm nehmen müssen — sonst verliert man sich noch ganz ...“

Still legte sie die feste, kühle Hand im Halbhandschuh auf seinen Arm.

„Wo sind die andern?“ fragte er.

„Ja, wo sind die andern?“

Ja, wo waren die? Es dunkelte rasch. Im Gewimmel war keine Spur von der Gesellschaft mehr zu entdecken.

„Ist denn nichts verabredet, wo man sich trifft, wenn wir uns verlieren sollten?“

„Meines Wissens, nein,“ sagte Werner.

„Na, das ist ja 'ne schöne Bescherung —“

Ein kurzes, schweres Schweigen . . .

Nein, das ging nicht . . . irgendein Thema, irgendeins!

„Was macht Beethoven — Fräulein Heydenreich?“

„Ich habe seit Wochen nicht mehr gespielt.“

„Ist's möglich?“

„Ich — — hatte mit der Besorgung meiner Aussteuer zu tun.“

„Ach so — Ihre Aussteuer.“

Ihre Aussteuer . . . nun ja — selbstverständlich. —

Und diese leuchtende, duftende Maienrose, die sollte nun bald gebrochen werden . . . gebrochen von einer langen, mageren, schwarzbehaarten Hand . . .

„Freuen Sie sich auf Ihr eigenes Heim?“

„Nun, das . . . ist doch natürlich . . .“

„Allerdings . . . selbstverständlich . . . dumme Frage von mir . . .“

Entsetzlich, daß man reden muß . . . Alles Blödsinn und Abgeschmacktheit . . . Entweder mir fällt jetzt irgend etwas Vernünftiges ein, oder ich werde wahnsinnig . . .

Überall waren nun die Lichter entzündet; hoch

über dem Platze schaukelten, gegen den tiefblauen Abendhimmel weißglühend abgehoben, die riesigen Kugeln der elektrischen Bogenlampen, von Tausenden irrer Nachtfalter umschwirrt. Vor den Buden wiegten sich an Drähten armselige Petroleumlampen; die scheußlich überladenen Fassaden der mechanischen Karussells schimmerten in einem wüsten Schwall vielfarbiger Glühbirnen, deren Flimmerprunk von zahllosen Spiegeln und Prismen reflektiert wurde; wo die Wurstköche brieten, die Waffelbäcker im Schweiße ihres Angesichts buken, da flammte rötliches, funkensprühendes Herdfeuer dazwischen.

Wirr überflackert vom tollen Durcheinander der hundertfach wechselnden Lichter wälzte sich der Strom der feiernden Menge zwischen den Buden und Karussells hindurch: es schrillten die schon heiseren Stimmen der Ausrufer, die Glocken der Buden, die Klänge der Musikbanden, der Orgeln, der Orchestrions über das Gewimmel der erregten Köpfe hin. Und inmitten, fortgerissen von der Strömung, Werner und Mathilde, stumm, zweieinsam, nichts vernehmend von all dem wüsten Getöse ringsum, nichts als den Schrei ihrer Sehnsucht, die Jugend zu Jugend zog . . .

Sie standen vor einer Art Karussell, Tunnelfahrt nannte sich das Ding: eine Reihe von Bänken für je zwei Personen war aneinander gekoppelt auf einer Rolle ohne Ende; waren die Gäste eingestiegen,

dann setzte sich der Zug in Bewegung, schneller, immer schneller, rollte im Kreise herum, erst eine Anhöhe hinauf, dann wieder hinunter, in ein dunkles Loch hinein, das bemalt war wie eine Tunneleinfahrt — dann unterm Kreischen und Quieken der Insassen die rückwärtige Hälfte des Kreises entlang durch das Dunkel des Tunnels und am anderen Ende wieder heraus ins grelle Lichtchaos des Festplatzes ... immer schneller, immer schneller ... endlich hielt der Zug, vorn, wo das Paar stand, und die Fahrgäste strömten lachend und erhitzt heraus ...

„Wollen wir hinauf?“ fragte Werner mit heiserer Stimme.

„Ja,“ hauchte sie erstickt ...

Sie saßen nebeneinander ... die Bänke waren schmal ... und wieder rauschten die heißen, flimmernden Ströme von Leib zu Leib, von Seele zu Seele ...

Keines wagte das andere anzusehen ... beide zitterten heftig ...

Schrill schlug die Glocke an ...

Langsam setzte sich der Bewegungsmechanismus in Gang: vor und hinter den beiden juchzten und johlten die Fahrtgenossen ...

Der Schaffner kam und kassierte seinen Groschen ein.

Und schneller ging die Fahrt ... nun steil hin-

an, nun atembeklemmend hinunter ... hinein in das Tunnelloch, in die jähe Finsternis.

Und im Dunkeln fühlte Werner, wie Mathildens Schulter willenlos, wehrlos an die seine sich schmiegte. —

Da überkam ihn plötzlich ein großer, allhinraffender, weltentrückender Glücksrausch — —

Doch schon flog der Zug aus dem Dunkel in die sinnverwirrende Helle hinaus.

Mit einem Ruck hatte Mathilde sich zurechtgesetzt ... Im Hellen draußen saßen die beiden steif und regungslos nebeneinander.

Doch ihre Linke sank nieder aus ihrem Schoß, kam seiner Rechten entgegen ...

Wieder hinauf, hinab, wieder zurück in die bergende Finsternis — immer schneller, immer schneller..

Kichern, Schwatzen, Kosen, Küssen vor und hinter ihnen — —

Und Werners Rechte umschloß mit trotzigfestem Druck die Linke des Mädchens ...

Und des Mädchens Hand erwiderte den Druck — lag still und hingegeben in der seinen ...

Schon flogen sie wieder ins Helle hinaus ... langsamer wurde die Fahrt ... im taghellen Licht des Festplatzes hielt der Zug ...

Da zog Werner Mathildens Hand in seinen Arm und führte das Mädchen durch den dichten Schwarm der Menge von dannen, dem Dunkel der

nahen Straße zu — fort, nur fort aus dem Gewühl in Schatten und Einsamkeit ...

Sein Mädchen ...

Und plötzlich fanden sich auch die Augen, ruhten tief und friedvoll ineinander — —

Und in beider Herzen hob ein Klingen an, das überbrauste hochheiligen Schreitens das wüste Getös in ihrem Rücken ...

Ein festliches Orgelgedröhn, aus dem sich's nun löste wie Geigenklang, wie Engelgesang ...

Nun bog von der Straße ein Gartenpfad ab... zwischen verschnittenen Weißdornhecken zum nahen Walde ...

Den schlugen sie ein — und kaum waren sie aus dem Bereich der Lichter, kaum rauschten die Buchen vor ihnen — da sank Mathildens Brust an Werners Schulter ...

Und er umschlang sein Mädchen. —

S e i n Mädchen — —!

Und zog es immer tiefer in den dunklen Gang hinein, dem Walde zu. —

„Mathilde!"

„Werner — mein Werner —"

„Meine — Mathilde —!!"

O Gott — wie weich dieser Arm — wie duftig dies Haar ... Und sie: sie schauerte zusammen in süßem Graus und fühlte das Weib in sich.

Da schluchzte sie auf in seligem Weinen und

schlang ihre beiden süßen Arme dem Geliebten um den Nacken.

Und ihre Lippen fanden sich . . .

„Ist's denn wahr — wirklich wahr?"

„Bist's denn, bist du's denn — Werner? Mein Werner?"

„Ich bin's — — Tilla, süße Tilla!"

„Ich kann dich ja gar nicht sehen"

„Fühl mich — da — da — da!"

— — — — — — — — — — — —

Da — was war das?

Ein Knall — ein scharfer, kurzer Knall — ein Schuß — nicht weit von ihnen — im Gebüsch. —

„O Gott — was ist das?!"

„Still —"

Paff — ein zweiter Knall — paff — ein dritter.

„Himmel — ganz nahe bei uns —"

Wenn das Strolche wären — — Werner hatte keine Waffe — seinen Spazierstock hatte er im Karussell stehen gelassen. — —

Eine Totenstille . . . Werner riß sein Taschenmesser aus der Westentasche, warf das Etui ins Gebüsch, öffnete die Klinge, packte das Heft und umschlang Mathilde . . .

Paff — ein neuer Schuß . .

Paff — noch einer — paff! ein dritter . . .

Es konnte keine zwanzig Schritte von den beiden sein — — drinnen im Busch . . .

Neue Stille — tiefe Stille — Totenstille . . .

Da — was war das?!

Ein Wimmern hob an — ein Winseln wie von einem wunden Tier... nein... eine Menschenstimme . . . eine Weibesstimme . . .

Deutlich klang's nun — jämmerliche Schmerzenslaute, Töne marternder Leibesqual . . .

Und nun — eine zweite Stimme — ein Stöhnen, rauh und langgezogen, tief und hohl, wie aus einer wunden Mannesbrust . . .

Nun wieder das Weibsgewinsel . . . nun das rauhe, langhinschleppende Achzen . . .

Ein grausiges Duett des Schmerzes, anflutend, hinebbend durch die Stille der Nähe, grauenvoll kontrastierend mit dem wirren Festgetöse der Ferne.

„O Gott — Werner — was ist das nur?!"

„Ein — Verbrechen — ein Unglück — ich weiß es nicht —"

„Komm — laß uns fort — um Gottes willen, laß uns fort . . ."

„Still . . . da sterben Menschen . . . wir dürfen nicht weg . . ."

„Um Himmels willen, Werner —"

„Laß — wir müssen hin — vielleicht kann man noch helfen . . ."

„Aber Werner — bedenk doch . . ."

In diesem Augenblick klang das zwiefache

Stöhnen so grell und gräßlich durch die Nacht, daß Mathilde verstummte . . .

„Hörst du das?!“

„Ja, wir müssen hin . . . hast du Zündhölzer?“

„Ich habe . . . komm . . .“

Durch Eichendickicht und Dornengestrüpp tasteten sich die beiden Menschenkinder der Sterbeklage entgegen . . . die leitete sie gut . . . immer näher die markverzehrenden Töne . . . dann ward's still . . . ganz still.

Hand in Hand tasteten die zwei sich weiter.

Zweige schlugen ihnen raschelnd ins Gesicht, hakten sich in Mathildens Gewand . . . der Kampf gegen die Hindernisse des Augenblicks unterdrückte jeden Gedanken, jedes Gefühl außer dem einen: wir müssen helfen! — —

Da schrie Mathilde plötzlich auf: unmittelbar vor ihr setzte das grausige Wimmern wieder ein, und gleichzeitig stießen ihre Füße an etwas Warmes, Weiches . . .

„Werner — o Gott —!“

Mit bebenden Fingern entzündete Werner ein Streichholz . . .

Es flammte auf, und —

Entsetzen . . .

Ein junges, blutüberströmtes Weib . . . und dicht daneben ein junger, blutüberströmter Bursch . . .

Und alsbald hatte Werner auch die Sterbenden erkannt . . .

Franz Hönneknövel und sein blonder Schatz . . .

Das Streichholz verlosch — das grauenvolle Bild versank in die Finsternis . . .

Wildaufweinend tastete Mathilde nach Werners Leibe, sank fassungslos an ihn hin . . . und er umschlang sein Mädchen und zog sie fest, fest an sich . . .

Aber auch er schluchzte dabei auf . . .

„Werner — Werner . . . es ist zu furchtbar . . .“

Und in das Weinen seines Mädchens mischte sich das todwunde Stöhnen des unglückseligen Liebespaares da unten, zu ihren Füßen, in der Finsternis — — mischte sich von fernher das Bumbum, Trara des Kirmeßtrubels . . .

Es mußte gehandelt werden.

Was war geschehen? Werner löste sich aus der Umschlingung seines weinenden Mädchens. Der Jurist in ihm wachte auf.

Er zündete ein zweites Hölzchen an und beleuchtete gefaßt und sachlich die Gesichter der Unglücklichen. Neben Franzens Kopf lag in fest geballter Faust eine Waffe, nach der Stirn gerichtet; das beseitigte jeden Zweifel über den Tatbestand . . .

„Ein winziges Dingelchen . . . vielleicht sind die Wunden nicht tödlich — aber wenn sie sich nur nicht verbluten . . .“

Aus zwei Stirnwunden und einem feinen

Löchelchen in der linken Wange quoll Blut, spärlich, doch ohne Unterlaß.

Das zweite Zündholz flammte auf und beleuchtete das Antlitz der jungen Frau. Aber nur für Werners Augen: Mathilde hatte grauengeschüttelt ihr Gesicht ins Taschentuch gedrückt und schluchzte heftig hinein.

Auch bei Marie zwei Stirnwunden ... eine dritte nicht zu entdecken ...

Werner faßte mit dem Zeigefinger und Daumen der Rechten in eine der kleinen Wunden, und sieh: eine winzige plattgedrückte Revolverkugel blieb zwischen den Fingerspitzen ...

„Schnell einen Arzt! Sie können noch gerettet werden, scheint's ... das reine Spielzeug, die Waffe da! Komm, Mathilde!"

Er umfing die Weinende, kämpfte sich durch Dorn und Gestrüpp mit ihr zurück, dem Lichtschein zu, der grell über dem Festplatz stand.

„O Gott, Werner, und wir?!"

„Himmel! —"

Die Eilenden hielten unwillkürlich den Schritt an — ein grausiges Erwachen war gekommen ... Nun galt es, zu verantworten und zu vertreten...

„Ach, Mathilde — mag kommen, was will, du bist die Meine ..."

„Und — Hermann? Er — mein —"

„Er muß dich freigeben — aber komm, wir müssen weiter —“

„Und meinst du, er wird so ohne weiteres — er ist Landwehrhauptmann, alter Korpsstudent ... er wird dich zur Rechenschaft ziehen —“

„Gut, dann muß ich ...“

„O Gott — Werner ... und wenn er dich dann — wenn du ... Werner!!“

„Laß, Mathilde — morgen — wenn's wieder Tag ist ... jetzt zum Arzt ...“

Weiter, weiter ... durch den heckenumsäumten Wiesenpfad, durch die hallende, menschenleere Straße ...

Eins den Arm um des andern Hüfte ... Und über den Graus der Stunde, über das Bangen vor dem Kommenden hinaus erschwellend in ihren Herzen ein tiefes, großes, ruhiges Glückswissen ...

„Mathilde —!“

„Werner —!“

„Du mein — ich dein — komme, was wolle!“

— — — — — — — — — — — — —

IV.

Schon waren sie mitten unter dem Schwarm.

Die Stunden waren vergangen. Bier und Schnaps hatten ihr Werk verrichtet. Das Lachen war zum Johlen, das Schreien zum Gröhlen geworden. Im grellen Wechsellicht standen die weitaufgerissenen Mäuler, die rotunterlaufenen Augen der dicht gekeilt sich drängenden Menschen seltsam graß und stier, als gält' es durch heitere Grimassen und Freudengebrüll dräuende scheußliche Dämonen zu verscheuchen . . .

Dicht an der Leinwand der Buden und Zelte entlang — so kam man am schnellsten vorwärts.

„Mathilde —!"

„Ja, mein Werner?"

„Denk nur, wenn wir nun die andern treffen . . . und ihnen erzählen . . . daß wir zusammen da oben . . . dann wissen die gleich alles —!"

„Ach Gott, Werner, das ist ja so schrecklich gleichgültig —"

„Was vermieden werden kann, soll vermieden werden. Ich bringe dich zum Ausgang, du gehst nach Hause, erzählst, du hättest die Gesellschaft verloren —"

„Nein, Werner, ich bleibe bei dir!"

„Hör doch nur an: ich suche hier auf dem Festplatz einen Arzt auf ... die Ärzte sind jetzt gewiß alle hier ... wir nehmen uns Leute mit ... sorgen für die da oben ... alles andere findet sich morgen. Ist's nicht am besten so?"

Sie standen am Ausgang. Um sie herum der Aufbruch: schwankende Männer, keifende Frauen, leise weinende Kinder.

„Ach, Werner — wie wird alles werden?!"

„Gut wird's werden, mein süßes Herz ... Leb' wohl —!"

„Gut Nacht — mein Werner!"

„Meine — meine Mathilde —!"

— — — — — — — — — — — — —

Man hatte sich nicht sonderlich aufgeregt über das Verschwinden des ältesten Fräulein Heydenreich und des Referendars Achenbach. Durch Ratzels und Brüninghaus' Weggang war die Gesellschaft etwas zusammengeschrumpft. Sie bestand noch aus drei Gruppen: dem Brautpaar Wilhelm Kriekhaus und Nelly Sieper, dann dem Rat Tönnies mit seinen beiden Begleiterinnen Bertha Kriekhaus und Elisabeth Halbach; endlich aus dem unzertrennlichen Zwillingsschwesternpaar Anna und Helene Heydenreich mit seinen Kavalieren Hugo Sieper und Referendar Erkelenz.

Aber bald verkleinerte sich die Juristengesellschaft noch mehr.

Das Brautpaar war plötzlich verschwunden. Kriekhaus und Nelly hatten es amüsanter gefunden, selbzweit den Kirmeßtrubel zu durchstreifen. Sie schwelgten im Taumel dieser Zweieinsamkeit inmitten des Schwarms. Zunächst tollten sie von Bude zu Bude, sahen den Taucher, warfen ihm alles Kleingeld, das sie besaßen, in das trübe Wasser des Bottichs, der das Meer vorstellte: lachten Tränen über die Fettmassen der Riesenjungfrau; aßen unzählige Waffeln und „Berliner Ballen“, schossen an sämtlichen Schießbuden und fuhren auf allen erdenklichen Karussells und Riesenschaukeln . . . aber schließlich wuchs in ihnen die Sehnsucht nach gänzlicher Abgeschiedenheit: sie schlichen sich aus dem Umkreise greller Lichterspiele, schlenderten durch die menschenleeren Straßen und landeten schließlich in einem verlassenen Biergarten. Dort fanden sie eine wundervoll lauschige Jelängerjelieberlaube, tauschten in ihrer Finsternis endlose Küsse und immer verlangendere Zärtlichkeiten, bis endlich Nelly, zerzaust und glühend, zum Aufbruch drängte.

Die anderen kosteten das Kirmeßvergnügen gleichfalls bis zur Neige . . . Jeder mußte ja für sich selbst sorgen . . . Nelly und Mathilde waren in guten Händen . . . Sophiechens blonden Scheitel hatte man mehrfach aus einem Kranz blühender Freundinnen und stattlicher junger Kaufmannssöhne aufleuchten gesehen . . . kein Anlaß zu Besorgnis.

„Et hätt noch ümmer, ümmer, ümmer jot jejange —!“

Keiner war seliger als die beiden Zwillinge . . .

Himmel, das war ja der schönste Tag ihres Lebens . . . ja, dieses Remscheid —! Was der Schwester Tilla da oben geglückt war, warum sollten Anne und Lene das nicht auch fertig bringen —?

Und die frischen Bäckchen glühten hoffnungsselig, die blanken Blauaugen klapperten so schelmisch und verheißungsvoll . . . der schöne Erkelenz war hingerissen, und gar Vetter Hugo war von dem Bäschen Lene gar nicht wegzuschlagen.

Aber der Ausgelassenste von allen war doch der Senior Rat Tönnies . . . Weit, weit hinten Sitzungen und Termine, Vordermänner und — — ††† Vorgesetzte.

Himmel, welch ein Glück, daß er an *jedem* Arm ein jugendstrotzendes bergisches Mädel hatte . . . sonst . . . auch noch so fest eingerostete Vorsätze können locker werden und purzeln . . .

Und dabei war's lange noch nicht zu Ende . . . vor allem: man hatte ja noch nichts anderes zu trinken bekommen, als Kaffee und Limonade!

„Herrschafte — wißt er, was wer dhun wolle? Jetzt ziehe mer in der Weinberg, da esse mer ordentlich zu Abend un lassen en paar Pülleкes knalle . . . un dann auf der Ball!“

„Bravo! Bravissimo! Tanzen! Tanzen!“

Vier Paar kräftiger Mädchenhände klatschten übermütig zusammen.

„Wer geht mit?"

„Wir alle! Wir alle!"

„Wieviel sind wir denn eigentlich noch?"

„Er zählt die Häupter seiner Lieben," deklamierte Elisabeth Halbach — „und: —"

„— sieh, statt vierzehn sind's noch sieben!" ergänzte der schöne Erkelenz. „Silentium! Wir konstituieren uns als Klub der ‚Lustigen Sieben" und ernennen Herrn Amtsgerichtsrat Aloysius Tönnies zum lebenslänglichen Vorsitzenden!"

„Kinner, Kinner — morge früh um neun hann ich ja Schöffesitzung —!?"

„Morgen ist auch ein Tag —
Heute ist heut!"

„Auf zum ‚Weinberg'!"

„Hurrah — tanzen — tanzen!"

— — — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr geworden, als Amtsrichter Ratzel und sein getreuer Referendarius Brüninghaus nach ernster und ermüdender Arbeit in ihrem Landauer wieder am Eingange des Kirmeßplatzes anrollten. Heimkehrende strömten ihnen scharenweis entgegen. Schon erlosch Licht um Licht an Karussells und Buden —

Polizeistunde . . .

Anderthalb Stunden Ortsbesichtigung, eine

„Et hätt noch ümmer, ümmer, ümmer jot jejange —!“

Keiner war seliger als die beiden Zwillinge . . .

Himmel, das war ja der schönste Tag ihres Lebens . . . ja, dieses Remscheid —! Was der Schwester Tilla da oben geglückt war, warum sollten Anne und Lene das nicht auch fertig bringen —?

Und die frischen Bäckchen glühten hoffnungsselig, die blanken Blauaugen klapperten so schelmisch und verheißungsvoll . . . der schöne Erkelenz war hingerissen, und gar Vetter Hugo war von dem Bäschen Lene gar nicht wegzuschlagen.

Aber der Ausgelassenste von allen war doch der Senior Rat Tönnies... Weit, weit hinten Sitzungen und Termine, Vordermänner und — — ††† Vorgesetzte.

Himmel, welch ein Glück, daß er an *jedem* Arm ein jugendstrotzendes bergisches Mädel hatte . . . sonst . . . auch noch so fest eingerostete Vorsätze können locker werden und purzeln . . .

Und dabei war's lange noch nicht zu Ende . . . vor allem: man hatte ja noch nichts anderes zu trinken bekommen, als Kaffee und Limonade!

„Herrschafte — wißt er, was wer dhun wolle? Jetzt ziehe mer in der Weinberg, da esse mer ordentlich zu Abend un lassen en paar Pülleke s knalle . . . un dann auf der Ball!“

„Bravo! Bravissimo! Tanzen! Tanzen!“

Vier Paar kräftiger Mädchenhände klatschten übermütig zusammen.

„Wer geht mit?“

„Wir alle! Wir alle!“

„Wieviel sind wir denn eigentlich noch?“

„Er zählt die Häupter seiner Lieben,“ deklamierte Elisabeth Halbach — „und: —“

„— sieh, statt vierzehn sind's noch sieben!“ ergänzte der schöne Erkelenz. „Silentium! Wir konstituieren uns als Klub der ‚Lustigen Sieben‘ und ernennen Herrn Amtsgerichtsrat Aloysius Tönnies zum lebenslänglichen Vorsitzenden!“

„Kinner, Kinner — morge früh um neun hann ich ja Schöffesitzung —!?“

„Morgen ist auch ein Tag —
Heute ist heut!“

„Auf zum ‚Weinberg‘!“

„Hurrah — tanzen — tanzen!“

— — — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr geworden, als Amtsrichter Ratzel und sein getreuer Referendarius Brüninghaus nach ernster und ermüdender Arbeit in ihrem Landauer wieder am Eingange des Kirmeßplatzes anrollten. Heimkehrende strömten ihnen scharenweis entgegen. Schon erlosch Licht um Licht an Karussells und Buden —

Polizeistunde ...

Anderthalb Stunden Ortsbesichtigung, eine

Stunde Zeugenvernehmung in einer armseligen Bauernstube beim trüben Schein einer schwelenden Petroleumlampe, je dreiviertel Stunden Hin- und Rückfahrt . . . auch eine Art von Schützenfest —!

„Ich glaube wahrhaftig, ich habe geschlafen — Herr Referendar!“

„Ich auch — Herr Amtsrichter!“

Der Kutscher wurde entlohnt, der Wagen knarrte davon.

„Jetzt ist doch gewiß kein Mensch mehr auf dem Festplatz!“

„Sie werden im Weinberg sein — zum Balle!“

„Gut — gehen wir in den Weinberg.“

„Ich bitte mich zu entschuldigen, Herr Amtsrichter — mein Zug nach Elberfeld fährt in einer halben Stunde!“

„Bitte, Herr Referendar — Sie werden sich sputen müssen! Ich bin auch nicht mehr sonderlich in Stimmung — aber ich muß natürlich zu meiner Braut!“ —

Im Weinberg fand Ratzel zwar den „Klub der lustigen Sieben“, der ihn bei Kaviar und knallenden Sektpfropfen mit überlautem Halloh empfing, aber nicht seine Braut . . .

Wenige Minuten später klingelte er am Sieperschen Hause. Tante Siepers Kopf schaute erstaunt aus dem kleinen Glasfenster neben der Tür:

„Aha, Sie, Hermann — Mathilde geht grad in't Bett."

„Kann ich sie noch einen Moment sprechen?"

„Tilla!" klang's drinnen, „da is er! Kanns de noch en Augenblicksken runterkommen?"

Die Tür öffnete sich, und zugleich kam Mathildens Gestalt, schleppend und zage, die Treppe herunter — drinnen im behaglichen Flur.

„Nun, Kind — was hast du noch alles erlebt?"

„Ich? Nicht viel . . . kommst du jetzt erst vom Termin zurück?"

Er werde Hunger haben, meinte Tante Sieper und nötigte ihn ins gemütliche Eßzimmer, wo Vater Sieper, der eben von seinem Abendschoppen aus der Konkordia heimgekommen war, bei der Zeitung saß.

Und nun die unentrinnbaren Fragen . . .

Mit niedergeschlagenen Augen, brennende Scham im Herzen, log Mathilde: sie sei längere Zeit mit dem Referendar Achenbach und mit Sophie Kriekhaus auf dem Kirmeßplatz umhergezogen, habe dann die beiden im Gewühl plötzlich verloren, habe sich zum Ausgang durchgekämpft, um ihren Bräutigam zu erwarten, schließlich sei ihr das Harren zu lang und unheimlich geworden, und sie sei heimgekehrt.

Das klang ganz glaubhaft . . . der Amtsrichter war völlig beruhigt und verzehrte mit Behagen das improvosierte Abendbrot, das Tante Sieper ihm vorsetzte.

„Du bist so ernst, Kind — hast du dich nicht amüsiert? Sieh mal, es tat mir ja furchtbar leid, daß ich fort mußte, aber Dienst ist Dienst, das siehst du doch ein?“

Natürlich sah Mathilde das ein. Sie bediente ihn sorgsam. Er schaute dankbar zu ihr auf, klopfte ihr freundlich auf die Schulter ... sie liß sich's fröstelnd gefallen ...

War denn das alles nur ein Traum gewesen?! — Ein schaurig wilder, schaurig süßer Traum?

Eben neigte Mathilde sich über den Tisch, um nach einer frischen Flasche Bier für den Verlobten zu langen ...

Des Amtsrichters Blick hing an ihrer schmiegsamen Gestalt — da wurden seine Augen plötzlich weit ...

„Was hast du denn da unterm Arm für einen seltsamen Fleck?“

„Einen Fleck —?!“ Ihr Herz stand still. Unwillkürlich drückte sie den Arm fest an die Rippen...

„Aber so zeig doch — das sieht ja aus wie — Blut?!“

Er hob den erschlaffenden Arm: Onkel und Tante Sieper reckten die Hälse —

Sieh da: dicht unter der Achsel, ganz deutlich, ein dunkler Abdruck dreier Finger, als habe von hinten eine blutige Hand des Mädchens Leib umfaßt —

„Wahrhaftigen Gott, Tilla," sagte Sieper, „dat es Blut!" —

In diesem Augenblick riß Mathilde ihren Arm aus der Hand des Bräutigams und hastete zur Tür.

„Mathilde —!!"

Alle drei waren aufgeschnellt . . . mit einem Sprunge war Ratzel hinter Mathilden her und faßte mit rauhem Griff ihren Arm.

„Was bedeutet das, Mathilde?!"

„Laß mich los . . . ich gehöre dir nicht mehr — ich —"

„Was ist das?! Mathilde — ich verlange Aufklärung!!"

„Ich... bin... ich... Werner Achenbach —"

Das schöne Mädchen fiel auf einen Stuhl; laut aufschluchzend ließ sie den Kopf vornüber sinken.

Sprachlos erstarrt schauten die drei anderen sich an.

„Komm, Sophie!" sagte Sieper nach einer bebenden Pause zu seiner Hausfrau, „komm! Lassen wer die zwei allein!"

„Ach Gott, ach Gott, Carl — wenn er ihr nur nix antut —!"

„Unsinn, Sophie! Komm märr —!"

Ratzel setzte sich schwer auf einen Stuhl. Auf seine Augen sank eine große, trübe Wolke . . . Hinter dieser Wolke brach sein Leben zusammen.

Sehr weich und still sagte er nach einer Weile:

„Es ist niemand mehr im Zimmer, Mathilde... erzähl mir alles.“ — — —

Mathilde richtete sich auf. „Ich bin — im Wald gewesen — mit Herrn Achenbach — und da — haben wir zwei sterbende Menschen gefunden.“

Der Amtsrichter sah das Mädchen einen Augenblick starr an. Das klang ja wie aus Fieberwahn...

„Zwei sterbende Menschen?“

„Ja, einen Mann und eine Frau. Herr Achenbach ... sucht einen Arzt.“

„Und du —? Du bist — nach Hause gegangen?!“

„— Ja, ich bin —“ Ihr Haupt sank tief auf ihre Brust.

„Zwei sterbende Menschen? Waren sie krank? Verhungert? — oder — ein Überfall? — Ein Selbstmord?“ —

Das Grausen schüttelte Mathilden. „Sie hatten Wunden im Gesicht ... er eine Pistole in der Hand ...“

Mechanisch funktionierte in diesem Augenblick der Paragraphenmechanismus im Hirn des Richters.

Doppelselbstmord ... vielleicht ... Mord und Selbstmord ... schnurr ... vielleicht ... Tötung eines Einwilligenden ... Paragraph zweihundertsechzehn des Strafgesetzbuchs ...

Und er? Der Aufsichtführende? Der judex loci?

Schnurr ... schnurr ... jemand eines nicht na-

türlichen Todes gestorben ... Polizei sofortige Anzeige an Staatsanwaltschaft oder Amtsrichter ... schnurr ... erachtet die Staatsanwaltschaft die Vornahme einer richterlichen Untersuchungshandlung für notwendig ... schnurr ... wenn Gefahr im Verzuge obwaltet, hat der Amtsrichter die erforderlichen Untersuchungshandlungen von Amts wegen ...

Aha — da war's ... Paragraph hundertdreiundsechzig Strafprozeßordnung ...

Gefahr im Verzuge? Selbstverständlich ... ob Mord und Selbstmord ... ob Doppelmord ... ob Tötung eines Einwilligenden ...

„Sie lebten noch?! Alle beide?!"

„Alle beide."

Also ... wenn eines überlebte ... dann kam das alles in Frage ... und jede winzige Einzelheit des Tatbefundes war von entscheidender Wichtigkeit ...

Und da der taprige Referendar mit seiner menschlichen Hilfsbereitschaft ... mit seinen Sentiments ... der würde den Tatbestand verwischen ... also Gefahr im Verzuge — da gab's kein Besinnen ...

Einen Gerichtsschreiber?! Aber den würde er ja am Tatorte vorfinden ... wenn überhaupt noch etwas für die Feststellung zu retten war ... den Referendarius Achenbach — — — ihn, der... ah!

Also vorwärts, vorwärts!

„Du wirst mich sofort an den Tatort führen...“

„Was — ich soll —?“

„Du mußt. Meine Pflicht... Du wirst mich jetzt nicht im Stich lassen. Schlimm genug, daß du vorhin davongelaufen bist.“

Mit einem Ruck stand Mathilde auf...

„Komm.“

Vater und Mutter Sieper schossen erschrocken aus dem Salon:

„Wohin? Um Gott's willen, wo soll't dann hingehen?“

„Mathilde hat mit Herrn Referendar Achenbach einen Spaziergang gemacht, und dabei haben sie zwei sterbende Leute gefunden. Vermutlich liegt ein Verbrechen vor. Ich muß sofort hin. Mathilde muß mich führen.“

„Och Gott, och Gott, dat arme Kind!“

„Bitte, jetzt keine Lamentationen: keine Sekunde ist zu verlieren.“

„Ich geh mit,“ sagte Vater Sieper.

„Bitte, lassen Sie uns allein!“ befahl Herr Ratzel energisch. „Wir haben mancherlei zu besprechen. Komm, Mathilde!“

„Kind, dat geht so doch nich, et is ja kalte Nacht, tu doch wenigstens en Mantel anziehen!“ klagte Mutter Sieper.

„Ja, das ist gut! Geben Sie her!“

Und sorgsam legte Ratzel einen weichen Abendmantel um Mathildens zuckende Schultern.

„Halt — noch eins... haben Sie eine Laterne, gnädige Frau?“

„En Laterne? Ja, die soll ich wohl haben. Die steht in der Kellertreppe. Hier is se schon. Hannt Se auch Füerspöhnsches?“

„Danke, ich habe. Adieu.“ Dann traten sie in die Nacht hinaus.

Fassungslos blieben die alten Leute zurück.

„Ne, ne, man soll doch nitt sagen, wat in de Welt all vorkömmt — — watt sagst du, Mutter?!“

— — — — — — — — — — — —

Zwischen hallenden Häusern jetzt, zwischen schweigenden Gärten nun schritten die beiden hastig in die Finsternis. Vom Weinberg her schwebten die Klänge der „Donauwellen“; die Fenster des Tanzsaales mochten offen stehen in der lauen Augustnacht. Schrillere Tanzweisen, rauher Gesang hier und dort von den Tanzböden der Arbeiterkneipen; ab und an das fahrige Juchzen eines Trunkenen von weitem, und als Antwort wütendes Hundegeblaff . . .

Den Schützenplatz, auf dem eben die letzten Lichter erloschen, ließen die Schreitenden zur Linken . . .

Und nüchtern, kühl, sachlich fragte der Richter... mit schlotternden Kinnbacken, versagenden Lippen antwortete Mathilde seinen Fragen, die den kleinsten Umstand betrafen, der irgend von Bedeutung sein

konnte für den Fall, daß die Tat, deren Spur sie zueilten, einmal Gegenstand einer Gerichtsverhandlung werden könnte ...

Den kleinsten Umstand ...

Und nach den Geschehnissen, die in der gleichen Stunde des Fragers Schicksal entschieden hatten — danach fragte er nicht ... mit keinem Worte ...

Das war grauenhaft für Mathilde ...

Er aber fühlte sein Wesen zwiegespalten in diesen Minuten. Der Richter in ihm, der arbeitete mechanisch, zielbewußt, unbeirrbar ... der fragte, gründlich, wißbegierig —

Der Mensch in ihm verlangte nichts mehr, brauchte nichts mehr zu wissen, zu ergründen ...

Es hatte ja doch keinen Zweck mehr ...

Der Mensch in ihm, der lauschte einer alten Weise, die ihm plötzlich zugeweht war aus den Tiefen der Nacht ...

Einer alten Burschenweise, die er oft gesungen, vor achtzehn Jahren, als junger Student auf der Korpskneipe:

„Ein Herz in Kampf und Streit bewährt
bei schwerem Schicksalswalten,
ein starkes Herz ist Goldes wert,
das sollt ihr fest erhalten —"

Woher kam sie, die alte Weise? Woher? —

Sie machte den Nacken so steif und das Auge so klar und ruhig — —

„Nun? Was suchst du?“

„Hier müssen wir irgendwo nach links in einen Heckenweg hinein —“

„Erinnere dich, bitte, ganz genau — ich zünde jetzt die Laterne an.“

In diesem Augenblicke tönten Schritte hinter ihnen. Zwei dunkle Gestalten kamen hinter ihnen drein.

Da flammte die Laterne auf.

„Holla! Wer da?“

„Amtsrichter Ratzel — wer dort?“

„Referendar Achenbach und Doktor Markus.“

„Ein Arzt?“

„Ein Arzt!“

Da kamen die dunklen Gestalten heran.

Im Lichtkreis der Laterne tauchten die Gesichter auf . . . Ratzel und Achenbach schauten sich ins Auge . . .

— — — „Sie werden mir bei Aufnahme des Augenscheinprotokolls als Gerichtsschreiber dienen, Herr Referendar.“

Ein stummes Neigen des Kopfes . . .

„Also vorwärts!“

„Einen Augenblick noch, meine Herren,“ bat Doktor Markus. „Ich habe ein paar Träger bestellt, die kommen hinter uns drein . . . wir dürfen die Fühlung nicht verlieren.“

„Hallo!“ klang's von fern.

„Hallo!“ rief Markus.

Und näher klang's: „Hä! Hallo!“

„Du kannst jetzt nach Hause gehen, Mathilde,“ sagte Ratzel.

„Nein . . . ich bleibe bei euch.“

Die Laterne stand auf dem Boden. Fröstelnd harrten die drei Männer und das junge Weib. Grell beleuchtet ihre Gestalten bis zu den Hüften: die Gesichter tauchten kaum schattenhaft aus der Nacht . . .

Und dennoch fanden sich Werners und Mathildens Augen zu einem langen, langen Blick.

Ratzel sah's: er wandte sich ab, und seine Augen suchten die Sterne droben am sammetnen Firmament.

Die Träger kamen.

„Gehen Sie voran, Herr Referendar,“ sagte Ratzel. „Sie kennen ja den Weg.“

— — — — — — — — — — — —

V.

Als Amtsgerichtsrat Tönnies am andern Morgen erwachte, konnte er nur mühsam den Alp schwerer, wirbeltoller Träume von sich abschütteln.

Rumtatatita, rumtatatita, rumtatata, rumtatatita ...

Das waren gaukelnde Melodien — Rheinländerrhythmen —

„Prost, Herr Rat!“ Das waren frische, neckende Mädchenlippen... und wie die Sektpfropfen knallten, hahaha!

„Aloys — mein süßer Aloys!“

Donnerwetter! —

Das war doch hoffentlich nicht Erinnerung — das war doch hoffentlich nur Traum — —

Nein... es stimmte... zwei warme Mädchenarme um seinen Nacken ... zwei weiche Mädchenlippen auf den seinen ...

„Aloys ... kommst du morgen früh anfragen?“

„Aber selbstverständlich, mein Süßes, aber selbstverständlich komm ich morgen früh anfragen! ... gute Nacht ... selbstverständlich, selbstverständlich.“

Nein ... er durfte es sich nicht länger verheimlichen ... er hatte sich gestern nacht... verlobt.

Bloß ... mit wem —?!

Mit der Blonden oder mit der Braunen? Mit der Schlanken oder mit der Strammen?

Es war da in seinem Gedächtnis ein großes, ein trübes Loch . . .

Es fing an bei dem Walzer, den er mit der stattlichen Elisabeth Halbach getanzt hatte: das Mädel walzte einen ja rein zu Tode . . . es war doch zu toll . . . namentlich, wenn man den ganzen Nachmittag und Abend auf der Kirmeß herumgetollt und schließlich vor lauter Durst seine sechs, acht Gläser Sekt gleich in den leeren Magen hineingestürzt hatte.

Ja, da fing das große Loch an . . . und endete an einem Gartentor . . . dahinter eine Villa, matt schimmernd im blauen Lichte der Stunde vor Tau und Tag . . . und die runden Mädchenarme um seinen Nacken . . . der weiche Mund auf dem seinen . . .

Verflucht und zugenäht . . .

Welche war's nur gewesen?

Und so etwas konnte nun so einem alten Esel noch passieren . . .

Zweiundvierzig Jahre . . . und mit guten Vorsätzen gepanzert bis an den Hals . . .

Was nur die Mutter daheim in St. Goar sagen würde . . . die Mutter, vor der Aloys Tönnies noch so viel Dampf hatte mit seinen grauen Haaren wie einst als Schulbub . . .

Und 'ne Evangelische noch dazu . . . denn evangelisch waren sie ja natürlich alle beide . . .

Was nun? Wie des Rätsels Lösung finden, welche von den zweien ... Vermutlich ... ja aller Wahrscheinlichkeit nach ... war's doch wohl Bertha Kriekhaus gewesen ... Elisabeth war ja grad so groß wie er selbst ... und ihm schwebte vor: nach den schwellenden Lippen heute Nacht hatte er sich noch ein klein bißchen bücken müssen ...

Himmel ... ein Einfall ... das Telephon ...! Auf seinem Schreibtisch in der Wohnstube stand der Apparat ... lag das Adreßbuch ...

Und in Nachthemd, Unterhose, Strümpfen stand Aloys Tönnies an seinem Schreibtisch ... es war, als grinsten die Aktenhaufen ihn höhnisch an ... und da die Gruppe von Mädchenköpfen im Photographierahmen — kicherte die nicht hörbar?!

Kaum konnten die tatternden Finger die Blätter des Adreßbuchs umwälzen ... vor den schmerzenden Augen verschwammen die Buchstaben ... und au! — Der Schädel —!

Ah ... da stand's: Kriekhaus Wwe. Wilhelm, Rentnerin, Bismarckstraße 82!

„Bitte Nummer 242!"

„Werde rufen!"

Ein banges Warten ...

„Hier Witwe Kriekhaus!"

Eine helle, frische Stimme ... konnte das Dienstmädchen sein ...

„Hier Amtsgerichtsrat Tönnies —"

Ein klingendes Lachen — „Guten Morgen!“

„Kann ich vielleicht ... Fräulein Bertha Kriekhaus einen Augenblick —“

„Bin ja am Apparat!“

„Ah ... darf ich mich vielleicht nach dem allergnädigsten Befinden erkundigen?“

„Danke ... mir ist's tadellos bekommen ... und — dir —?!“

Viktoria — also Bertha ...

„Danke untertänigst, mein Schatz —“

„Nun — und weißt du auch noch, was du mir heut nacht versprochen hast?!“

„Na, aber selbstverständlich ... werde mir um punkt zwölf die Ehre geben ...“

„Na, dann mußt du dich aber sputen ... is ja schon halb —!“

„Was Teu ... ja wahrhaftig ... also sagen wir halb eins —!“

„Auf Wiedersehen also — Aloys —!“

„Auf Wiedersehen, kleine Bertha —!“

Der Hörer knackte in den Haken ... mit einem halb verschmitzten, halb dämlichen Gesicht sah Aloys in den strahlenden Spätsommermorgen hinaus ...

Also Bertha ... na, denn man los ...

Fünfzehntausend Mark Zinsen ... und ein liebes, frisches, kreuzbraves Kind ... na also in Gottes Namen.

Da ... ein jäher Ruck ... um Himmels willen ... heut war doch ... *Schöffensitzung* ...

Aber das war ja glatt zum Wahnsinnigwerden! Die Schöffensitzung verschlafen —!

Und schon halb zwölf ... Hol's der Henker! Das konnte ja gut werden! —

Was nun?

Auf halb eins zur Brautwerbung angesagt ... und seit zwei und einer halben Stunde warteten Schöffen, Amtsanwalt, Gerichtsschreiber, Angeklagte und Zeugen, Privatkläger und Privatbeklagte, Rechtsanwälte und — Gerichtsberichterstatter vergebens des Herrn Vorsitzenden ...

Aber daß man nicht längst nach ihm geschickt — telephoniert —

Telephoniert?!! —

Na — das hatte er vermutlich auch *verschlafen*.

Nochmals an den Hörer —

„Bitte Nummer fünfzehn — Amtsgericht!"

„Werde rufen!" — —

„Hier Amtsgericht!" Die Stimme des versoffenen Gerichtsdieners klang heute noch versoffener ...

„Hier Rat Tönnies ... hören Sie, Kötter ... ich ... ich habe ... Malheur gehabt ... einen Zuganschluß versäumt ... wie steht's mit der Sitzung?"

„Alles in bester Ordnung, Herr Rat ... wir haben bis um elf Uhr auf den Herrn Rat gewartet

. . . haben im Herr Rat seine Wohnung telephoniert, aber der Herr Rat hat nicht geantwortet . . . da hab ich dem aufsichtführenden Herrn Amtsrichter Meldung gemacht, und da hat der aufsichtführende Herr Amtsrichter die Sitzung übernommen . . ."

„Gut, Kötter, gut . . . melden Sie dem Herrn Amtsrichter Ratzel, ich würde ihm nachher persönlich meine Entschuldigung ausrichten."

„Zu Befehl, Herr Rat —"

„Schluß! —"

— — Aloys Tönnies schämte sich wahnsinnig.

Aber während er seine Toilette beendigte, wurde es hell in ihm.

Ein neues Leben anfangen — ein neues Leben.

Das ganze Leben noch einmal von vorn —!

Himmel — er war ja noch kein Greis! —

Er trat ans Fenster . . . draußen lag die Sonne so hoffnungsgolden auf dem dunklen Grün der Bäume, den Schieferhäuschen der Straßen, den fernen Bergen . . .

Und da unten im Tal irgendwo, da wartete ein junges, lebensfrohes Mädchen auf ihn — auf ihn —

Sie wollte ihn heiraten . . . sie mochte ihn wohl gar ein bißchen leiden . . . ja, das mußte so sein, denn mit einundzwanzig Jahren und vierhunderttausend Mark und — so einem süßen, schnippischen kleinen Frätzchen . . . da hatte man noch die Auswahl, da

brauchte man doch noch nicht nach einem Strohhalm zu greifen . . .

Und daß sie evangelisch war . . .

Er war ein gut katholischer Christ und versäumte keine Sonntagsmesse, kommunizierte und beichtete nach Vorschrift, und wenn sein Beichtvater ihm begegnete, gab's jedesmal ein kleines, von tiefem gegenseitigem Respekt getragenes Schwätzchen mitten auf der Hauptstraße der stramm evangelischen Stadt . . .

Dennoch . . . ach, es war ja ganz egal . . .

Die Jugend kam wieder . . . die Jugend . . . oh, sie sollte es gut bei ihm haben . . . die Jugend . . .

Und in tiefer, feierlicher Bewegung zog Aloys Tönnies seinen Gehrock an und bürstete seinen Zylinder.

— — — — — — — — — — — —

Ja, das war eine schnurrige Sitzung geworden auf dem Königlichen Amtsgericht zu Remscheid.

Um ein viertel nach neun Uhr hatte sich eine kleine Gruppe von Menschen vor dem Gerichtsgebäude „angesammelt" . . . zwei Angeklagte, drei Zeugen . . .

Die Tür geschlossen . . . alle Fensterläden fest geschlossen . . .

Angeklagte und Zeugen sahen gleichmäßig quittegelb aus, rochen aus dem Munde und fuhren sich

alle paar Minuten mit dem Handrücken an die Stirn . . .

Um halb zehn Uhr wagte einer zu klingeln . . .

Nach weiteren fünf Minuten zum zweitenmal. — Nach weiteren drei Minuten zum drittenmal...

Endlich schlürfte drinnen ein schleppender Schritt, ein Schlüssel rasselte im Schloß... ein Gesicht schaute heraus, die Augen dick geschwollen, der Schnurrbart grau und wirr.

„Morgen — wat wollen Se?“

„Wihr sind fürgeladen op nühn Uhr — jetz es et allt viehl for tien!“

„Gott verdeck! Heute es jo Schöffensetzenk . . . Ja, meine Herren, da wehren Se sech noch en Augenbleckskes gedolden mötten... et es noch kien Mensch do, kien Amtsrechter, kien Schöffen on kien nix . . .“

Ein verstehendes, nachsichtiges Lächeln auf allen Lippen: „No joh — Schötzenfest!“

Der Gerichtsdiener lud mit ungewohnter Höflichkeit das versammelte „rechtsuchende Publikum“ in den Sitzungssaal, stieß die Fensterläden auf und bat Platz zu nehmen. Er roch drei Schritte weit aus dem Munde und rülpste bei jedem zweiten Wort.

Ganz allmählich fand sich das Personal der Schöffensitzung zusammen. Zunächst erschien der Referendar Erkelenz, der den Dienst als Gerichtsschreiber hatte . . . sehr hastig, sehr verlegen und sehr erleichtert, als er sah, daß er sogar noch als erster von

dem Gerichtspersonal auf dem Platze war ... er war gleichfalls quittegelb im Gesicht und roch gleichfalls aus dem Munde ... aber nach Cachoux ...

Er begab sich sofort zum Telephon... rief den Herrn Rat Tönnies an — vergebens, denn keine Antwort kam ... dann die Schöffen, einen Fabrikanten und einen Metzgermeister — beide Male lautete die Auskunft: die Herren seien bereits längst unterwegs und müßten jeden Augenblick eintreffen. Schließlich den Polizeiinspektor, der zugleich als Amtsanwalt fungierte. Antwort: Auf der Behörde sei der Herr Inspektor auch noch nicht eingetroffen, man werde aber sofort in seine Wohnung schicken...

Und im Zuschauerraum harrte indessen geduldig, mit heiterer Nachsicht das Publikum ... man war in sehr versöhnlicher Stimmung ... Remscheider Schützenfest ... da durften auch die Herren vom hohen Gericht einmal über die Stränge schlagen...

Für solche süßen Sünden und ihre Folgen hatten die bergischen Männer aller Stände, hoch wie niedrig, reich wie arm, ein freudiges Verständnis ... waren doch auch sie Rheinlandsblut ... und darunter litten Respekt und Vertrauen wahrhaftig nicht ... im Gegenteil ... menschliches Begreifen war da wirklich eher zu erwarten, wo man sich selbst einmal ein wenig vergessen konnte, als wo immer die undurchdringlich eiserne Miene der Unfehlbarkeit götzenhaft thronte ...

Um elf Uhr erschien Ratzel, totenbleich, mit einem seltsam starren Gesichtsausdruck, über den Erkelenz sich entsetzte ... er nahm an, dieser gelte der Empörung über die Säumnis des Kollegen und den schlampigen Justizbetrieb.

„Ich werde die Sitzung übernehmen — Gerichtsdiener! Ich erwarte den Herrn Referendar Doktor Achenbach zu einer Besprechung. Sagen Sie ihm, ich ließe ihn um zwei Uhr in meine Privatwohnung bitten!"

Eben trafen, sehr begossen, die stattlichen Herren Schöffen und völlig fassungslos der hagere nervöse Amtsanwalt und Polizeiinspektor ein ... und die Sitzung konnte beginnen ...

„Gott verdeck, datt es jo nitt der decke Rechter, datt es jo der lang' Schwatte — o Deuwel, nuh sall et wall ‚Brauweiler' (Korrektionshaus) gewen!" ... so brummte ein vielerfahrener alter Kunde des Gerichts, der als Angeklagter harrend im Zuschauerraum saß ... er war zum zweiundzwanzigsten Male wegen Bettelns und Landstreichens verhaftet ...

Aber der gestrenge Herr Vorsitzende war heute seltsam nachsichtig ... gar nicht bei der Sache ... Erkelenz erkannte ihn nicht wieder.

— — — — — — — — — — — —

Schlaflos hatte sich Werner Achenbach in seinem Bette im Hotel Weinberg gewälzt ...

Gott ... was für ein Tag war das gewesen?!

Was für Entscheidungen, was für schicksalsträchtige Ereignisse hatte er gebracht?!

Und was würden die nächsten Stunden bringen?

Eisern und unnahbar hatte Ratzel jede Aussprache in der Nacht abgelehnt.

„Ich erwarte Sie morgen um halb zwölf in meinem Bureau, Herr Referendar! Alles andere wird sich finden ...“

Ohne ein Auge zugetan zu haben, stand Werner schon um sieben Uhr auf und begab sich zum städtischen Krankenhaus. Er ließ sich beim wachhabenden Arzt melden: der Assistent, bei dem er mit Ratzel und Markus in der Nacht die Verwundeten abgeliefert, war inzwischen abgelöst, doch verständigten sich die beiden jungen Leute rasch. Der Arzt ging, nach dem Befinden des Paares zu fragen. Bald kam er zurück und meldete:

Der junge Mann sei aller Voraussicht nach außer Gefahr. An seinem harten Schädel hätten sich die beiden Kugeln des zierlichen Revolvers plattgeschlagen; die Schädeldecke sei nicht nennenswert beschädigt. Die dritte Kugel sei in den Mund gedrungen, aber, ohne stärkere Gefäße zu zerreißen, unterm linken Ohr wieder ausgetreten. Natürlich habe eine erhebliche Gehirnerschütterung und starker Blutverlust stattgefunden; der Patient sei noch immer besinnungslos und werde wohl vor drei bis vier Tagen

kaum vernehmungsfähig sein. Aber seine starke Natur — und so weiter.

Schlimmer stehe die Sache bei der Frau Marie. Eine Kugel hätte die Schädeldecke durchbohrt ... ihre Kraft sei zweifellos durch den Widerstand des Knochens gebrochen, indessen könne man noch nicht wissen, ob und wie tief sie in die Gehirnmasse eingedrungen sei und was für Verheerungen sie dort angerichtet habe ... der Chef sei eben bei der Untersuchung, die Operation werde wohl im Laufe des Vormittags stattfinden ... Selbstverständlich sei auch diese Patientin nicht zum Bewußtsein gekommen ...

Und die Aussichten?

Der junge Arzt zuckte die Achseln. Unmöglich, vor der Operation eine Vermutung zu äußern ... schwere Lebensgefahr selbst im günstigsten Falle.

Ob der Befund irgendeinen Anhaltspunkt biete für die juristisch so ungeheuer erhebliche Frage, ob die junge Frau eingewilligt habe, daß ihr Gatte auf sie geschossen?

Nein ... dafür ergebe der Befund seines Wissens nicht den geringsten Anhalt ... aber inwiefern sei das denn juristisch so erheblich?

Der junge Jurist errötete und bekannte, er habe das nur aus den Worten seines Chefs entnommen. Er selbst sei noch Neuling in der Praxis und glaube sich nur dunkel von der Universität her zu erinnern, daß die Tötung eines Menschen dann geringer be-

straft werde, wenn der Getötete in die Tötung eingewilligt, sie selbst gewünscht habe . . .

Die beiden jungen Herren lächelten bei diesem Bekenntnis ein diskretes Augurnlächeln . . . unwissend in wesentlichen und einfachen Fragen ihrer Wissenschaft von der Hochschule in die Praxis zu treten, war ein unverkürzbares Privileg moderner Universitätsjugend . . . aber die anerzogene Haltung und der furchtbare Ernst des Gegenstandes ließen diese leise Entgleisung jugendlichen Leichtsinns sofort verschwinden . . .

Und Werner empfahl sich . . . seiner wartete die bitter schwere Mission, den Vater Hönneknövel von der Tat seines Sohnes zu verständigen. Den alten Schmittsiefer zu benachrichtigen hatte Doktor Markus übernommen.

Und so schritt Werner in die Frische des taufeuchten Morgens hinein, hinunter in die Tiefe des Morsbachtales . . .

— — Was wollte das alles bedeuten?!

Er hatte sich verlobt . . . wenn andere junge Leute diesen Tag erlebten, dann war's ein großer Freudentag . . . ein Fest für die beiden beteiligten Familien . . . ein Blütenfest — ein Hoffnungsfest . . .

Und sein Verlobungstag?

Nächtens hatten er und sein Lieb sich hinweggestohlen aus jener Atmosphäre bürgerlicher Korrekt-

heit und Sauberkeit, in der sie groß geworden, aus der sie niemals herausgetreten waren ...

Die ihnen Lebensluft gewesen war bis auf diesen Tag ...

Und dicht neben dem Erdenfleck, auf dem sie ihre ersten Küsse getauscht, hatte im selben Augenblick ein junges Menschenpaar, das ohne ausreichende äußere Garantien den Lebensbund geschlossen, den letzten Verzweiflungsschritt getan.

Das miterleben zu müssen — war das eine Strafe des Schicksals gewesen?

Hatten sie solche schwere Strafe verdient — sie beide?

Nein — es sollte nicht wahr sein! Es sollte kein Sinn in diesem Zusammentreffen liegen! — —

Und indem Werner talab schritt im jungen Morgenlicht, stieg Mathildens Bild immer leuchtender, immer gnadenreicher vor ihm auf. Was hatte er vordem erlebt? War das Liebe gewesen?

Vorspiel und Morgentraum, Nebelbild und Ahnungshauch ...

Dies eine nur war Wahrheit, mußte Wahrheit werden, sollte Wahrheit bleiben in alle Ewigkeit ...

Ach, daß sie beide jung waren ... so jung und unfertig, so weich und bildungsfähig, so noch ganz Neulinge des Lebens, Lehrlinge des Glücks, Rekruten des Daseinskampfes.

War's nicht doch besser, so in erster Morgen-

frische des Herzens einander zu finden, zu binden, zu umwinden, wo alles in beider Wesen noch weich war und anschmiegend und überströmend —?

Nun waren die Häuser und Heckengelände durchschritten, und der Wald nahm den Wanderer auf. Ein Seitental war noch zu durchwandern, ein Vorhügel zu überklimmen, und dann würde der Weg sich ins Morsbachtal senken . . . und da tat sich schon das Tälchen auf, eins der hundert heimlichen, weltabgeschiedenen Wiesentälchen der Wupperberge . . . der Pfad schlängelte sich durch die Au hüben hinunter bis zum Silberstreif des Wasserräderchens drunten, jenseits hinauf bis zu einer Bank drüben am Waldrand . . . und da — war's Traum, war's Phantasie —?

Saß droben nicht eine weiße Gestalt . . . eine wunderliebe, wundertraute Gestalt?

Und klang nicht, jauchzend und hell wie ein Amselschmettern, sein Name von drüben her? —

Sie war's — sie wollte bei ihm sein auf seinem ersten Weg im gemeinsamen Leben . . .

„Mathilde — Mathilde!"

Und da flog auch schon der weiße Schimmer übers Grün der Wiese hin, talwärts, ihm entgegen, ihm entgegen . . .

Und er sprang diesseits hinab in mächtigen Sätzen, durch Gras und ragende Schierlingsdolden, hinab, hinab, ihr entgegen, entgegen . . .

Immer tiefer, immer tiefer . . .

Mit wildem Sprung flog er über den Bach, breitete die Arme weit, und mit einem seligen Schrei flog sie hinein in die ausgebreiteten Arme, lag an seinem Herzen, hing an seinem Munde.

Und alles war gut, alles war gut.

— — — — — — — — — — — —

VI.

Eine Stunde später saß Werner mit dem Schmied Hönneknövel droben beim Rechtsanwalt Ruthardt.

Der Alte war völlig vernichtet.

„Ech sinn schueld, ech sinn drahnen schueld!“

Das wiederholten die bebenden Lippen des reckenhaften Greisen immerfort, immerfort . . .

Er hörte kaum zu, was die beiden Juristen über das Schicksal seines Sohnes verhandelten . . .

Der Rechtsanwalt, ein ruhiger, schwarzbärtiger Mann, setzte dem jungen Kollegen die juristische Lage des Falles auseinander.

„Gehen wir also von der Annahme aus, daß der junge Mensch am Leben bleibt und demnächst vor den Strafrichter kommt, dann sind offensichtlich drei Möglichkeiten. Zunächst könnte ein Doppelselbstmordversuch vorliegen: wenn man nämlich annehmen wollte, daß die Frau selber zunächst den Revolver genommen und die ersten drei Schüsse auf sich abgefeuert. Das ist aber wenig wahrscheinlich. Wenn zwei Liebesleute zusammen Gift nehmen oder den Gashahn aufdrehen, dann kann man annehmen, daß ein gleichzeitiger Selbstmordversuch zweier Menschen vorliegt: ist eine Schußwaffe gebraucht worden, so spricht Erfahrung und Logik dafür, daß der Mann

sämtliche Schüsse abgefeuert hat — erst auf sie, dann auf sich. Hab' ich recht, Kollege?"

„Zweifellos, Herr Rechtsanwalt."

„Ech sinn schueld!" lallte der alte Schmied dazwischen.

„Nun, und was für Möglichkeiten bleiben dann?"

„Daß sie davon gewußt hat und damit einverstanden gewesen ist, nicht wahr —"

„Ja — oder daß sie gar nicht die Absicht gehabt hat, zu sterben, und er sie mit einem Attentat überrumpelt hat. Nun haben Sie mir erzählt, Kollege, dieser mir unbekannte Herr Doktor Markus habe Ihnen mitgeteilt, die beiden jungen Leute seien am Nachmittag sehr vergnügt zusammen auf der Kirmeß gewesen. Es ist danach immerhin möglich, daß sie sich erst später zum Beispiel miteinander erzürnt haben, und daß der junge Mann in der Wut die Waffe gegen seine Frau gehoben hat . . . hab' ich recht, Kollege?"

„Ja, — möglich ist das natürlich . . . aber die sonstigen Umstände —"

„Die sonstigen Umstände kennt noch niemand von uns. Die muß erst die Untersuchung aufklären. Vorläufig müssen wir uns zur theoretischen Beurteilung des Falles an das halten, was wir positiv wissen. Und danach ist es durchaus möglich, daß versuchter Totschlag oder gar versuchter Mord vor-

liegt . . . und diese Delikte würden statt versucht, vollendet sein, wenn der Tod der jungen Frau eintreten sollte. Hab' ich recht, Kollege? — Nun sehen Sie: ich halte es ja auch für das Wahrscheinlichste, daß die beiden Leutchen einig waren, zusammen zu sterben: sollte die Untersuchung das als wahrscheinlich oder gewiß ergeben — dann kommt eine ganz interessante juristische Kontroverse in Frage. Angenommen, die junge Frau stirbt: na, dann liegt natürlich glatt der Tatbestand des Paragraphen zweihundertundsechzehn des Strafgesetzbuchs vor."

— Der Rechtsanwalt schlug den „Dalcke" auf, ein sehr verbreitetes, praktisches Handbuch der das Strafrecht und den Strafprozeß betreffenden Gesetze, und las:

„Ist jemand durch das ausdrückliche und ernstliche Verlangen des Getöteten zur Tötung bestimmt worden, so ist auf Gefängnis nicht unter drei Jahren zu erkennen."

Bei diesen Worten schrie der alte Hönneknövel auf:

„Watt?! Watt es datt? Der arm Jong sall och noch en et Gefänknes? Drei Johr en't Gefänknes? Weshalb denn? Datt giet doch verdeck nömmes gett an, off he on sinn Frau et Lehwen lied wohren! — Do kann mer se doch nitt für en et Gefänknes stoppen!"

„Die Frau nicht, aber Ihren Sohn, wenn er seine Frau erschossen hat —“

„Datt es doch sinn Frau ... Datt gieht doch kienen gett an! On wenn se datt nuh selwer gewuelt hätt, dann es datt doch ehr iegene Sake!“

„Sie mögen vom menschlichen Standpunkt nicht unrecht haben ... unser positives Recht hat aber einen anderen Grundsatz aufgestellt: und das liegt außer allem Zweifel: wenn Ihr Sohn davonkommt — wozu ja Hoffnung zu sein scheint — und seine Frau stirbt, dann kommt er im mildesten, günstigsten Falle drei Jahre ins Gefängnis.“

„Dann wüel ech, Gott verdeck, datt he op der Stellen krepieren dätt! Datt wöhr besser förr en, als wenn he ... ach du Vatter em Hemmel, datt is jo verdeck, ömm sech den Hals affteschnieden!“

Die beiden Juristen schwiegen beklommen. Ja, es war eine furchtbare, sinnlose Härte des Gesetzes ...

„Es ist doch auch eigentlich grauenvoll,“ sagte Werner, „zu denken, daß es so kommen könnte ... Was liegt denn schließlich anders vor, als ein Doppelselbstmord? Ob nun die junge Frau den Revolver selbst an die Stirn gehalten hat ... die Absicht der beiden Menschen war doch die: gemeinsam zu sterben ... Diese Absicht und ihre Ausführung ist straflos, und nun soll das einen Unterschied machen, daß der Mann seiner Frau bei Ausführung des ge-

meinsamen Vorhabens geholfen hat . . . das ist doch Wahnsinn!"

„Aber es ist positives Recht," sagte der Rechtsanwalt achselzuckend. „Und über unzweideutige positive Rechtssätze Sentiments anzustellen, dazu hat der Praktiker keine Zeit. Es wäre ja auch zwecklos . ."

„Wie aber, wenn nun Frau Marie mit dem Leben davonkommt?"

„Ja, sehen Sie, Kollege, dann kommt die kolossal interessante juristische Frage: geben Sie mal acht:

Dann liegt selbstverständlich Versuch des Vergehens aus § 216 vor. Und nun kommt die Frage: ist auch dieser Versuch strafbar — oder nicht?

Nach § 43 Strafgesetzbuch wird der Versuch eines Verbrechens in allen Fällen, eines Vergehens aber nur in den Fällen bestraft, in welchen das Gesetz dies ausdrücklich bestimmt. Was ist nun ein Verbrechen, was ein Vergehen? Sie kennen die merkwürdige Begriffsbestimmung des Strafgesetzbuches für diese beiden Kategorien doch jedenfalls noch aus dem Examen?"

Werner sann einen Augenblick nach und rezitierte dann mechanisch:

„Eine mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedrohte Handlung ist ein Verbrechen . . ."

„Brav, Kollege!" lobte der Anwalt. „Nun, und was sagt § 216? Er setzt auf die Tötung einer ein-

willigenden Person Gefängnis nicht unter drei Jahren. Folglich ist diese Handlung was —? ein Verbrechen oder ein Vergehen?"

„Ein Vergehen," sagte Werner aufleuchtenden Angesichts . . . „denn es steht weder die Todesstrafe, noch Zuchthaus, noch Festung über fünf Jahre darauf."

„Und demnach wäre der Versuch —?"

„Nicht strafbar! Also, Vatter Hönneknöbel, wenneahr Denken Jong sin Fru mit em Lewen davonkömmt, dann passiert em nix."

„Das ist leider keineswegs unzweifelhaft, Kollege. Nun kommen nämlich die weisen Ausleger des Strafgesetzbuches und argumentieren folgendermaßen: das Vergehen aus § 216, die Tötung eines Einwilligenden, ist keine besondere strafbare Handlung, kein delictum sui generis, sondern ein mit einer ausnahmsweise milden Strafe bedachter Spezialfall der Tötung, die in dem § 211, wenn mit Überlegung ausgeführt, als Mord mit dem Tode bestraft wird, also ein Verbrechen darstellt. Die vorsätzliche Tötung eines Menschen mit Überlegung ausgeführt, ist Mord, ein Verbrechen: hat aber der Getötete selbst den Täter durch sein ausdrückliches und ernstes Verlangen zur Tötung bestimmt, so wird das Verbrechen des Mordes nur mit Gefängnis nicht unter drei Jahren bestraft. Nach dieser Auffassung wäre dann auch der Versuch strafbar; und da nach § 44 die Versuchs-

strafe bis auf ein Viertel der auf das vollendete Verbrechen angedrohten Freiheitsstrafe ermäßigt werden kann, so würde eine Gefängnisstrafe von mindestens dreimal zwölf gleich sechsunddreißig durch vier gleich neun . . . neun Monaten als Minimum in Aussicht stehen.

Kurz: die Lage ist die: Überlebt Franz Hönneknövel, stirbt aber seine Frau, so bekommt Franz Gefängnis nicht unter drei Jahren. Bleibt auch Frau Hönneknövel am Leben, so kommt es darauf an, welche Stellung das Gericht zu der angeregten Rechtsfrage nimmt: Sieht es die strafbare Handlung aus § 216 als einen Unterfall des Mordes an, so ist der Versuch strafbar, und es gibt mindestens neun Monate Gefängnis; nimmt es an, daß diese strafbare Handlung kein Unterfall des Mordes, sondern ein besonders geartetes Vergehen, ein delictum sui generis, ist, dann ist der Versuch, weil's im Gesetz nicht ausdrücklich bestimmt ist, auch nicht strafbar, und Franz Hönneknövel wird freigesprochen werden."

Der alte Hönneknövel hatte den im klarsten, ruhigsten Tone vorgebrachten Ausführungen des Rechtsanwalts mit einem Ausdruck gelauscht, als spräche der Arabisch.

„Datt verstonn ech nitt. Datt kann ech mihn Leptesdag nitt begriepen!"

„Das ist auch nicht leicht zu verstehen, lieber

Mann," sagte der Rechtsanwalt. „Das ist eine juristische Merkwürdigkeit, wie es deren viele gibt."

„Schwer . . . Gottverdeck, es dann en arm' Mensch, die nitt mieh ut noch enn wieht, es die grad guet genueg derführ, datt de Herrn Juristen met sihnem Ongklöck Schnappball spielen dörfen?"

— — — — — — — — — — — —

Werner und sein greiser Schützling gingen nochmals zum Krankenhause und erfuhren hier, daß Marie inzwischen operiert worden sei. Die Kugel sei entfernt worden; sie sei nicht sehr tief ins Gehirn eingedrungen; immerhin hätten starke Gewebezerreißungen und innere Blutungen stattgefunden: ob ihr Leben erhalten bleiben könne, darüber lasse sich heute noch nichts einigermaßen Sicheres voraussagen.

Und dann gingen beide Männer zum alten Schmittsiefer. Der Alte saß völlig gebrochen am Tisch in seiner Wohnstube: Doktor Markus hielt treulich bei ihm aus. Und als nun der alte Veteran und Ritter des Eisernen Kreuzes, der kirchen- und vaterlandstreue Vasall, der Schmied und Mann der Scholle, in das dumpfe, enge Proletarierheim des alten Sozialdemokraten, des Führers der Organisation, des Fabrikarbeiters, trat . . . da standen der breitschultrige, braune Riese und der gedunsene, triefäugige Höhlenmensch einander gegenüber, wie zwei Welten, getrennt durch unausfüllbare Klüfte.

Doch das Leid überbrückte sie, das gemeinsame Vaterleid . . .

Stumm schüttelten sie sich die arbeitsharten Hände, ein dumpfes, stöhnendes Schluchzen würgte beiden in der Kehle.

Und neben den Männern des Volkes die Jünglinge aus der Sphäre der Intelligenz, der Wissenschaft — auch sie durch Abgründe getrennt.

Und doch in ihnen beiden wirkend eine namenlose Macht, eine Sehnsucht, ein Traum von einer besseren Welt, ein Ahnen in künftige Tage volleren Menschentums — — —

Und so setzten sie sich zur Beratung, die viere, um den fettigen, verschlissenen Familientisch, neben dem Herde, drauf die fünfzehnjährige Zweite, ein scheues Ding mit bösen, lasterhaften Augen, das Mittagessen für Vater und Geschwister kochte . . . droben im vierten Stock der Proletariermietkaserne, vor deren Fenstern die Schlöte von Carl Sieper & Sohn G. m. b. H. in den leuchtenden Spätsommerglast schwere Stöße schwarzen Qualms emporstrudelten.

— — — — — — — — — — — —

Als Werner nach einer Stunde seinen greisen Freund auf den Heimweg gebracht hatte und nun inne wurde, daß die verhängnisvolle Stunde der Aussprache mit Ratzel nahe sei — es war elf Uhr, und auf halb zwölf hatte sein Chef ihn auf sein Bureau

bestellt — da wirbelte sein armer Schädel dermaßen von der Überfülle der Erlebnisse und Gefühle, daß ihn die Kraft zu verlassen drohte, und eine tiefe lähmende Apathie sich über ihn senkte. Er ging mit schmerzenden, geblendeten Augen durch den Sonnenglanz dem Amtsgericht zu . . . erfuhr dort mit einem inneren Aufstöhnen der Erlösung, daß Ratzel in der Sitzung sei und ihn erst um zwei zu sprechen wünsche . . . schlich todmüde, in einem völligen Versagen seines ganzen Wesens ins Hotel Weinberg, fiel halbentkleidet aufs Bett und versank in einen tiefen, lastenden Schlummer, wie ein Stein in einen finsteren, unergründlichen Brunnenschacht . . .

— — — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit rollte in einem Abteil erster Klasse sorgenschweren Gesichtes ein älteres Ehepaar von Barmen her zu den bergischen Höhen hinauf. In aller Frühe hatte drunten in der Privatwohnung des Färbereibesitzers Herrn Gustav Adolf Heydenreich das Telephon geklingelt: der Schwiegersohn droben in Remscheid, der Herr Amtsrichter, hatte den Hausherrn zu sprechen gewünscht.

„Hier Gustav Adolf Heydenreich . . .“

„Hier Ratzel. — Guten Morgen — ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich dich schon in so früher Morgenstunde bemühe —“

„Wenn’t wat Wichtiges is?“

„Einigermaßen. Mathilde hat unsere Verlobung aufgelöst.“

„W a t sagst de —?!“

„Es ist so. Aber ich möchte ihr jedenfalls ihr Wort nicht so ohne weiteres zurückgeben, ehe ihr Gelegenheit hattet, auf Mathilde einzuwirken.“

„Ja, dat is doch . . . habt ihr denn wat zusammen gehabt?“

„Nicht das mindeste. Aber es ist da — sie . . . sie glaubt ihr Herz nach anderer Richtung hin —“

„Wat gibt et? Se will en andern?“

„Ja . . . einen Referendar —“

„Se is wohl doll?! — — na ich komme natürlich sofort erauf. Ne, so'n Geschichten.“

„Ja, es wäre mir sehr lieb, wenn du so bald als möglich kommen könntest — und bring Mama mit. Eure Mädchen sind ja ohnehin schon hier oben . . . vielleicht, wenn ihr alle euren Einfluß auf Mathilde —“

„Na, ich soll ihr wohl den Kopp waschen. Mit em nächsten Zug bin ich oben. Schluß!“

„Guten Morgen.“

Frau Frieda Heydenreich war nicht weniger entsetzt als ihr Gatte. Das fehlte gerade — ihre Kinder und Herzensgeschichten! So was war nicht in der Ordnung, so was widersprach dem Familiengeist — noch dazu hinterm Rücken der Eltern!

„Dat kommt von die ewige Klavierspielerei un

von't Romanlesen! En Referendar, so'n Hungerleider! Dat soll mir gerad fehlen. Mit dreißig Jahr kann he sich knapp selbst ernähren . . . un wir sollen wohl rausrücken — — ne, dat gibt er kein'!!"

Auch im Zuge konnte sich das Paar nicht beruhigen. Hatte man die Kinder dazu in die Welt gesetzt, daß sie einem solche Fisematenten machten? Die Stunde Fahrt wurde zur Ewigkeit, und die beiden stattlichen, energischen Menschen, die gewohnt waren, jedem Schicksal mit rücksichtslosem Handeln zu Leibe zu gehen, wurden fieberhaft nervös angesichts der Ungewißheit, was eigentlich geschehen, und der Unmöglichkeit, mit kräftigem Wort und rücksichtsloser Tat dem unerwarteten Unglück entgegenzutreten.

Sie waren noch in den besten Jahren. Beide vom echten bergischen Schlag, er fünfzig, groß, das einstmals rötlich-blonde Haar ergraut, doch voll, die kurzgehaltenen Bartkoteletten bis zu den faltigen Winkeln des scharfgeschnittenen Mundes vorgezogen; Oberlippe und Kinn stets peinlich rasiert . . . sie drei Jahre jünger als er und trotz seines stattlichen Wuchses noch um eines halben Fingers Breite größer, von lebhaftem Augen- und Mienenspiel und sonorer, befehlender Stimme, beide höchst genießbar und behaglich, wenn alles nach ihrem Wunsch ging, aber von bedrohlich aggressivem Wesen gegen jeden Störer ihres Herzensfriedens . . .

„Ein Referendar, so'n Habenix!" Das war der

Kehrreim ihrer Gedankengänge ... Ratzel war doch wenigstens schon älterer Amtsrichter und außerdem und vor allem: er hatte Vermögen ...

Gustav Adolf Heydenreich wäre der letzte gewesen, sich auszuziehen, ehe er sich zu Bett legte ... außerdem hatte er ja noch seine Zwillinge und seine zwei Jungens ... ne, das konnte niemand von ihm verlangen, daß er sich das von seiner Ältesten gefallen ließ ...

„Ich soll ihr den Kopp schon waschen!" —

Am Bahnhof in Remscheid holte das Ehepaar Sieper Heydenreichs ab und berichtete auf der Heimfahrt im Wagen das Wenige, das sie selber wußten ... Mathilde war schon sehr früh morgens aufgestanden, hatte ein wenig gefrühstückt, Kopfschmerzen vorgeschützt und gebeten, sie nicht weiter mit Fragen zu quälen.

Gleich nach dem Morgenkaffee war sie fortgegangen und noch nicht wiedergekommen, als ihre Eltern telephonisch ihren Besuch angesagt hatten. Die Zwillinge aber, die in Mutter Siepers Fremdenstube hausten, empfingen mit verweinten Augen die Eltern an der Tür und ergänzten durch ihre verworrenen Erzählungen den Bericht ihrer Gastgeber, so gut sie es vermochten. Man telephonierte zum Amtsgericht und bekam den Bescheid, Amtsrichter Ratzel habe Sitzung. Da galt es also abwarten, und die Verwandten ergingen sich in tausend müßigen Kombi-

nationen, was eigentlich vorgefallen sein könnte ... alles, was man über Achenbachs Persönlichkeit, über die ganze Entwicklung der Dinge wußte, wurde zusammengetragen und ergab doch kein Bild: es war eine völlige, schreckliche Überraschung für die Nächststehenden gewesen: niemand hatte eine Ahnung gehabt, was sich da eigentlich in ihrer unmittelbaren Nähe vollzogen hatte. Selbst Nelly nicht, Mathildens Busenfreundin von Jugend auf, die in den kritischen Wochen das Zimmer und außer den Spaziergängen der Braut mit dem Bräutigam jede Minute ihres Lebens geteilt hatte ...

„Hast du denn gar keine Ahnung gehabt, dat da wat nich stimmte? So wat merkt me doch! Me hat doch Augen im Kopp!“ schalt Heydenreich mit seiner Nichte.

Seine Schwester nahm ihre Tochter in Schutz: „Dat Mädchen hat doch den Kopp selbst voll Liebesgedanken gehatt! Da hat me kein Augen für andere Leuts Geschichten!“

Es war schauderhaft ...

Um halb zwölf endlich erschien Mathilde ...

Sie erschrak heftig, als sie draußen im Flur die wohlbekannte Garderobe ihrer Eltern erblickte und im selbigen Augenblick auch die Stimme des Vaters vernahm ...

Also der Kampf mußte beginnen.

Ruhig trat sie ins Zimmer. Auf ihrer schlanken

Gestalt, ihrem stolzen Gesicht lag der Abglanz der Glücksstunde, die sie durchlebt, des ernsten erschütternden Auftritts unten im Hammertal, dessen Zeugin sie gewesen ... wie ein Wesen aus einer anderen Welt trat sie in den Kreis der nächsten Blutsverwandten, gehoben, gefestigt, gereift durch ein Ausnahmeschicksal, verklärt durch ein Glück, das tiefer und gewaltiger war als alles, was diese schlichten, einfach organisierten Menschen überhaupt jemals erlebt hatten, aus deren Kreis, aus deren Blut sie stammte.

„Kommt," sagte Vater Sieper zu seiner Frau, seiner Tochter und seinen Zwillingsnichten, „dat Mädchen hat mit seine Eltern zu reden. Da sind wir übrig."

Und Mathilde beichtete ihren Eltern.

Es wurde ein furchtbarer Kampf. Zum erstenmal in seinem Leben erfuhr Vater Heydenreich eine Auflehnung eines seiner Kinder ... und es war sein Liebling Mathilde ... und es handelte sich um ihre ganze Zukunft ...

Was sie sich denn eigentlich denke bei der ganzen Kinderei?

Ob sie vielleicht noch acht Jahre auf ihren Zukünftigen warten wolle?

„Wenn's nicht anders ist, dann warte ich eben, Vater ..."

In fünf Jahren könne Werner Rechtsanwalt sein und sich eine Praxis gegründet haben ...

„Ihr seid alle beide doll — alle beide, und du am dollsten!“

„Ich hab' ihn eben lieb . . . und ich laß nicht von ihm, ihr könnt machen, was ihr wollt, ich tu's nicht!“

Wenig fehlte, und Vater Gustav Adolf hätte die Hand erhoben gegen sein stolzes, schlankes Mädchen... aber da legte sich Mutter Frieda denn doch ins Mittel.

„Na, und Ratzel? Watt sagt denn der dazu? Läßt der sich dat gefallen, dat sonnen jungen Knösel em de Braut wegnimmt?!“

Himmel—! Mathildens glühende Wange wurde fahl. In diesem Augenblick, so mußte sie glauben, standen die beiden Männer einander gegenüber, die sie umworben hatten . . .

Sie ahnte nicht, daß ihr Geliebter, drei Häuser von ihr entfernt, in traumlosem Kinderschlaf die überstandenen Wonnen und Schrecknisse vergessen hatte..

Aber sie blieb standhaft . . .

Niemals würde sie Ratzels Frau werden . . . mochte da kommen, was wollte . . .

Und hoch aufgerichtet, flammenden Auges, in wildem Starrsinn standen Eltern und Tochter einander gegenüber, alle drei Wesen eines Blutes, eines Schlages — — und wenn auch die Alten wider die Unbotmäßigkeit ihres großen Mädchens mit rauhen Worten, mit dröhnendem Baß, mit schmetterndem Sopran anstürmten . . . im tiefsten Herzen schwoll doch den Eltern ein geheimer Stolz, ein unbewußtes

Begreifen des eisernen Trotzes in diesem schlanken, schwellenden Mädchenleibe, hinter der weißen, unentweihten Stirn ... es war doch ein Kind ihres Wesens, ein bergisch Mädchen, biegsam von Leib und hart von Willen wie bergischer Stahl.

— — — — — — — — — — — —

Die Sitzung war zu Ende, und tief erschöpft wie immer, aber müd und zerbrochen wie nie schlich Ratzel die Treppe hinauf zu seinem Arbeitszimmer, hing Robe und Barett in den Schrank, vertauschte seine weiße Halsbinde mit einer farbigen, nahm einen kurzen Bericht des Obersekretärs entgegen und gab eine Menge Unterschriften ab — fast unleserlich mit versagender Hand. Und dann heim ... sein einsames Junggesellenmahl ließ er fast unberührt in herben, bitteren Gedanken ...

War etwas in seinem Wesen, das ihn zu ewiger Einsamkeit verdammte?

Ach nein ... nur die Rechte hatte er nicht gefunden.

Ein lustiger Kobold wie jene Nelly Sieper ... die hätte ihm vielleicht eine neue Jugend geschenkt.

Eine Dummheit, daß er Mathildens Eltern bestellt hatte ...

Es war ja doch alles aus ... jetzt, in seiner Müdigkeit, empfand er es unwiderleglich ...

Vielleicht waren sie schon da ... er hätte sie aufsuchen müssen ...

Aber das war ihm unmöglich. Sein Kopf, seine Glieder versagten ihm den Dienst.

Er drückte auf die Klingel.

Der graue Scheitel seiner Haushälterin schob sich in die Tür.

„Herr Doktor befehlen?“

„Ich habe einen Herrn auf zwei Uhr bestellt. Wenn er kommt, bestellen Sie ihn auf fünf Uhr. Bis dahin bin ich für niemanden zu sprechen.“

Und er fiel auf die Chaiselongue und suchte Schlaf. Aber die überreizten Nerven weigerten sich, zur Ruhe zu kommen. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, ohne daß der erflehte Schlummer kam ... und unerquickt fuhr Ratzel aus dumpfem Halbtraum auf, als ein kräftiges Pochen an der Tür ertönte, während im selben Augenblick die prunkvolle Standuhr im Eichengehäuse hinter seinem Schreibtisch mit vollem Kirchenglockenton die fünfte Stunde schlug.

Unerquickt ... und dennoch tief beruhigt. Denn im grübelnden Sinnen dieser todesmatten Stunden waren seine Entschlüsse gereift.

— — — — — — — — — — — —

Straff und schlank, jede Sehne, jeden Nerv angespannt, ein Leuchten der Jugendkraft im Auge, stand Werner in der Tür.

„Bitte, treten Sie näher, Herr Referendar. Nehmen Sie Platz.“

„Herr Amtsrichter ...“

„Ich habe Sie gebeten, Platz zu nehmen, Herr Referendar!“

„Ich danke sehr.“

Steif und geschniegelt saß Werner auf dem angebotenen Sessel — wirren Haares, gebeugten Nackens hing Ratzel in seinem mächtigen Lederfauteuil, in dem seine hagere Gestalt fast versank.

„Herr Referendar, Sie sind ein alter Korpsstudent wie ich und wissen, daß ich dem Offizierkorps des Beurlaubtenstandes angehöre. Sie wissen auch, daß es üblich ist, in Fällen, wie der, welcher sich zwischen uns zugetragen hat . . . Genugtuung mit der Waffe zu fordern und zu geben.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Amtsrichter.“

„Wenn außer uns beiden niemand bei der Angelegenheit beteiligt wäre, dann —“ die matten schwarzen Augen blickten plötzlich auf in jähem Haß — „dann, seien Sie überzeugt, hätte ich Sie zu finden gewußt. Aber —“ . . . die geröteten Lider legten sich langsam wieder über die Augen, der Kopf mit dem ergrauten, gelichteten, ungeglätteten Haar sank ein wenig nach vorn — „ich möchte . . . der jungen Dame, welche . . . in die Sache verwickelt ist . . . der möchte ich eine solche Auseinandersetzung ersparen . . . deren Ausgang, welcher er auch sei, ihre Zukunft überschatten würde. Ich verzichte also auf die übliche standesgemäße Genugtuung . . . ich weiß, man wird

meine Handlungsweise mißdeuten . . . gegen eine solche Mißdeutung mich zu verteidigen, ist unter meiner Würde. Nur eins verlange ich von Ihnen, und zwar kategorisch — Sie sollen mich durch Entschlüsse und Taten überzeugen, daß Sie des Glückes nicht unwürdig sind, das Ihnen in den Schoß fällt. Verstehen Sie mich?"

„Ich . . . glaube, Herr Amtsrichter."

„Sie sind jetzt etwa vier Monate Referendar, haben also noch rund vier Jahre bis zum Assessorexamen. Ein so langer Brautstand ist ein Verbrechen an Ihrer eigenen Gesundheit und Persönlichkeit wie an derjenigen . . . der jungen Dame. Es muß also ein Ausweg gefunden werden. Ich habe darüber nachgedacht . . . und glaube ihn bereits gefunden zu haben."

Brennende Scham, würgende Erschütterung lähmten Werners Lippen. Dieser nüchterne, frostige Geselle . . . und . . . ach . . . wie tief mußte er Mathilde geliebt haben. — —

„Das Nächstliegende wäre ja wohl," fuhr der Amtsrichter fort, „wenn Sie unter den obwaltenden Umständen die juristische Laufbahn aufgeben und einen kaufmännischen Beruf ergreifen würden. Etwa in das Geschäft des Herrn Gustav Adolf Heydenreich eintreten. Aber, obwohl ich Ihre Ansichten in diesem Punkt nicht kenne . . . ich vermute, daß dieser Entschluß Ihnen sehr schwer fallen, Sie aus dem Geleise

drängen, Ihnen das Opfer eines Berufs bedeuten würde, mit dem Sie immerhin eine gewisse Fühlung gewonnen haben. Ist's nicht so?"

„Jawohl, Herr Amtsrichter." Das kam aus rauher, schmerzender Kehle . . .

„Also Jurist, Referendar bleiben. Nun, dann ist nur eins zu machen, ich glaube, nur das eine: Sie lassen sich sofort nach Beendigung Ihrer Amtsgerichtsstage nach Bonn versetzen. Ein Korpsbruder von mir hat in ähnlicher Situation sich in gleicher Weise geholfen, das fiel mir eben ein. Sie sollen sich dann in Bonn als juristischer Repetitor auftun und ältere Studenten für das Referendarexamen einpauken. Ich weiß aus Ihren gelegentlichen Gesprächen, daß Sie diese Art von Examensvorbereitung verachten und auch das Gewerbe eines solchen Einpaukers als eine nicht sehr vornehme Beschäftigung ansehen: aber es ist der einzigste Weg, schon als Referendar zu einer einigermaßen sicheren Versorgung zu gelangen. Wenn Sie ein Jahr in dieser Weise gearbeitet haben, werden Sie bei Fleiß und Geschick ein sicheres Renommee und ein Einkommen haben, das Ihnen die Gründung eines Hausstandes ermöglicht. Nun, was meinen Sie zu meinem Vorschlag?"

„Herr Amtsrichter, das ist . . . das ist ein geradezu rettender Gedanke . . . das ist . . . Herr Amtsrichter, Sie . . ." er konnte nicht mehr reden . . . er

mußte aufstehen und zum Fenster gehen, um seine Erschütterung niederzukämpfen.

„Ich mache Ihnen diesen Vorschlag nicht um Ihretwillen, und ich möchte nicht, daß Sie darüber im Zweifel sind. Mit Ihnen ... würde ich mich auf andere Weise auseinandersetzen ... und so möchte ich Sie ersuchen, mich auch nicht einmal durch so etwas wie ein Gefühl des Dankes zu beleidigen. Ich bin nicht der Schlappier, für den die Welt mich halten wird — und für den auch Sie mich in diesem Augenblick vielleicht halten. Die edelmütige Entsagung liegt mir verteufelt schlecht. Nur ... möchte ich vermeiden, daß die Frau, die ich einmal ... daß die ihre schönsten Jugendjahre mit Warten auf einen jungen Windhund vertrödelt. Die Erfüllung dieses meines Wunsches verlange ich von Ihnen und werde sie überwachen. Sollten Sie mit der Ausführung dieser Lebenspläne nicht unverzüglich grimmigen Ernst machen, dann — würden Sie es zu bereuen haben. Ich danke Ihnen — ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen."

Mit einem Ruck stand Ratzel auf. Seine Gestalt schien gewachsen, aufgereckt. Und festen Schrittes, ohne sich noch einmal nach Werner umzusehen, ging er in sein Schlafzimmer und schloß die Tür.

— — — — — — — — — — — —

VII.

Prügel hatte Werner bekommen ... Prügel wie ein dummer, grüner Junge ...

Nun galt es gutzumachen — sich zu bewähren.

Daß die alten Siepers bereits um alles wußten infolge des gestrigen Auftritts mit Ratzel, hatte Mathilde ihm erzählt, und er fühlte sich verpflichtet, sich mit ihnen auszusprechen. So trat er denn nach dem schweren Gang zu Ratzel gleich den nicht minder schweren zu Siepers an.

Seine Ankunft mußte vom Zimmer aus bemerkt worden sein: denn im Flur huschte ihm Nelly entgegen mit verweinten Augen.

„Ach, Herr Achenbach, wir warten schon alle so lange auf Sie ..."

„Ich war soeben bei Herrn Amtsrichter Ratzel."

„Und was hat er — gesagt?"

„Ach, Fräulein Sieper ... er hat sich wundervoll benommen ... einfach wundervoll ... ich bin ganz ... ganz ..."

„Und ... es wird nichts passieren ... zwischen Ihnen beiden —?"

„Sie meinen — was ... Ernstes —? Nein. Er hat darauf verzichtet."

„Gott sei Dank ... ich will's Tilla sofort sagen.

Drinnen werden Sie erwartet . . . die alten Heydenreichs sind schon seit Mittag da."

„Mathildens Eltern —?"

„Ja — extra aus Barmen gekommen."

Also . . . in Gottes Namen denn — gleich alles auf einmal.

Er trat ein und sah sich den zwei fremden Menschen gegenüber, deren jeder Züge seiner Geliebten trug . . . der Gesichtsschnitt, das Haar schien vom Vater, Stirn und Augen von der Mutter zu stammen . . . das war seine Wahrnehmung.

Und aus des Mannes Munde vernahm er die halblauten Worte:

„Jesses, Mutter — dat is ja en J ü n g e s k e n!"

En Jüngesken!

Und in diesem Tone verlief auch die Unterredung. Er empfand aus jedem Wort, daß man ihn überhaupt nicht ernsthaft nahm . . . seine Jugend, seine Armut, die völlige Nullität seiner Existenz wurden ihm in rauhen, dürren Worten vorgehalten.

„Ich versteh nich, Herr Referendar, woher haben Sie bloß die Kurasch zu so wat hergenommen?"

Konnte er diesen nüchternen Menschen von seiner Liebe erzählen? Sie hätten ihn ausgelacht.

Es blieb ihm nichts, als sich Ratzels Vorschlag so schnell wie möglich zu eigen zu machen.

Aber diese Chance entzückte den Färbereibesitzer keineswegs.

„Dat is nix, dat sind all ungelegte Eier, da hust' ich drauf! En Mädchen wat in den Kopp setzen, wenn man nix hat un nix is, dat is nich in der Ordnung, Herr Referendar!“

„Ich verlange ja auch keineswegs, daß Sie mich heute schon als Mathildens Bräutigam anerkennen, Herr Heydenreich . . . wenn Ihr Fräulein Tochter nicht um meinetwillen die Verlobung aufgelöst hätte, würde ich überhaupt gar nicht gewagt haben, schon jetzt an Sie heranzutreten . . . ich hätte mich dann einfach mit Mathilde ausgesprochen und wäre erst wiedergekommen, wenn ich mir eine ausreichende Existenz aufgebaut hätte — wie aber hier die Dinge liegen, hielt ich es für meine Pflicht, mich Ihnen vorzustellen, damit Sie wenigstens den Mann kennen lernen, um dessentwillen — —“

„Den Weg hätten Se sich sparen können!“ sagte Heydenreich schroff. „Wenn meine Tochter den Ratzel nicht heiraten will, dann kann ich se dazu nich zwingen. Aber Sie existieren für mich nich, Herr, verstehen Sie mich? Dat muß ich Ihnen sagen, und Sie hätten et sich an die fünf Finger abzählen können, dat Sie dat von mir zu hören kriegten — und darum hätten Se lieber da bleiben sollen, wo Se hergekommen sind!“

„Ich habe nichts von Ihnen gewollt und nichts verlangt, Herr Heydenreich! Sie haben keine Veranlassung, mir Unannehmlichkeiten zu sagen. Ich

habe Ihnen einfach Gelegenheit geben wollen, mich kennen zu lernen. Da Sie keinen Wert darauf legen —"

„Ne — auch nich so'n Spierken!"

„— so bleibt mir nichts übrig, als mich zu empfehlen."

„So ... also Sie wollen nix von mir! Ich aber will wat von Ihnen, Herr Referendar! Sie sollen meiner Tochter erklären, dat Sie einsehen, dat Sie nix vorstellen un in absehbarer Zeit auch nix werden können, un dat et deshalb Unsinn wär, wenn se auf Sie warten wollt!"

„Diese Zumutung lehne ich mit Entschiedenheit ab!" erklärte Werner ruhig. „Ich werde tun, was irgend in meinen Kräften steht, um Mathilde möglichst bald eine Existenz bieten zu können. Ob sie solange auf mich warten will, das ist allein Mathildens Sache ... weder Ihre noch meine. Adieu!"

Als er draußen nach Hut und Stock griff, flog Mathilde die Treppe herunter auf ihn zu.

„Werner! Was haben sie gesagt?"

„Den Stuhl haben sie mir vor die Tür gesetzt!"

„Werner — ich schreib dir — —"

„Gehst du fort?"

„Sie nehmen mich heut abend mit nach Haus ... aber ich bleib nicht bei ihnen, ich lauf ihnen weg, ich seh, daß ich allein durch die Welt komm, bis du soweit bist!" —

Da flog die Tür zum Speisezimmer mit einem Ruck auf, und Heydenreich stand vor den Kindern, wutgeröteten Gesichts:

„Wat gibt dat hier? Wat soll dat hier noch?"

Und mit einer energischen Bewegung packte er Mathildens Arm, wies mit der Linken zum Ausgang.

„Da is die Tür!!"

„Vater!"

„Adieu, Mathilde!" sagte Werner ruhig und ging.

Und Mathildens letzter Blick, dieser starke, tröstende, vertrauensvolle Blick gab ihm das Geleit. — —

Er ging noch einmal zum Krankenhause. Dort war alles unverändert. Keiner der Verwundeten hatte das Bewußtsein wiedererlangt. Was werden würde, war noch immer nicht abzusehen.

Talwärts rollte der Zug durch die abendglühende Waldberglandschaft. Erst gestern früh hatte er Werner, wie täglich, heraufgebracht zum Berg . . . erst gestern? — gestern?!

Eine Welt lag dazwischen . . . ein Schicksal . . . eine Welt von Schicksalen . . .

Doch über den flutenden Dunstschleiern der Zukunft hing eine milde Leuchte, wie der Vollmond über den umgrünten Heimatbergen empor in die klare Nacht sich hob. Eine milde, tröstende Lebensleuchte: seine große, freudige Liebe . . .

Versunken, verflossen das schattenhafte Jugendidol — dies ist lebenduftende Wirklichkeit, kräftestählende Gewißheit!

Und alles, was vorher war, was war es, denn ein trübes, angstvolles Irren auf wunden Füßen über Steingeröll, durch dumpfiges, einsaugendes Moor ... das alles hat nun ein Ende, muß ewig ein Ende haben ... Er weiß ja nun, wohin er gehört ... er weiß nun, was er soll auf der Welt ...

Seiner Liebe schaffen ein schirmendes Dach, ein wärmendes Feuer, ein nährendes Brot ... ist das nicht Zieles genug für ein Menschenstreben?

Fahrt hin, ihr Jugendträume von Menschenbeglückung, Welteroberung, Ruhm und Macht ...

Schranken sind dem Menschen gezogen, engsten Raum nur mit Wärme zu füllen, mit Licht zu durchsonnen, fordert schon eine volle Manneskraft ... und Millionen und Abermillionen kennen kein anderes Lebensziel ...

Du wirst hinfort nicht mehr ins Blaue trachten, hörst du's, Werner Achenbach — nicht weiter ins Grenzenlose! Efeu wird um eure Fenster schwanken und Blumen werden auf dem Simse stehen — Blumen werden überall auf Tischen und Spinden duften, und Rosenranken werden sich um euer Liebeslager winden ...

Und wie der Zug nun durch die Bahnhöfe Barmens, hoch über dem Qualm und dem flimmernden

Lichterspiel der Schwesterstädte dahinrollte, da kam eine tiefe Ruhe über Werner. Und eine große, zuversichtliche Freude. Denn wo sein friedliches Elternhaus stand, da harrten ja zwei geliebte Menschen seiner Heimkehr, die sich nun bald mit ihm freuen sollten ... Er hatte sich in dem Kampf und den seelischen Umwälzungen der letzten Wochen ein wenig von den Eltern hinweggelebt ... Im Schwanken und Grübeln, im Zaudern und Erwägen ist man am besten allein ... aber nun war alles entschieden, und Werner wäre sich wie ein Dieb und Hehler vorgekommen, hätte er noch länger den Trauten vorenthalten, was seine ganze Seele durchklang und läuterte.

Als Werner das Elternhaus betrat und die schmale Treppe emporstieg, die aus dem Erdgeschoß, in dem sich Küche, Speisezimmer und die Bureauräume befanden, zum ersten Stock führte ... da klang ihm hold vertrautes Klavierspiel entgegen. Der Vater saß am Flügel und phantasierte.

Wie tausendmal hatte Werner diesen Klängen gelauscht! Wie hatten sie seine ganze Jugend umrauscht, umharft, geweiht! Nun grüßten sie ihn auch in dem Augenblick, als er das Glück seines Lebens im übervollen Herzen zur trauten Heimat trug.

„Das Kinderzimmer" — die alte, liebe Stube — hier war Werner einst geboren, hier hatte er seine Kinderspiele gespielt, seine Knabenträume geträumt

... wieviel hatten diese schlichten Kammern umschlossen ... wieviel Werden, Wachsen, Sichentfalten ...

Mutter saß am Tisch bei der grünumschirmten Lampe mit dem unvermeidlichen Strickstrumpf ... ihre Brillengläser funkelten ...

Zum Glück war sie allein: der Bruder Student war noch nicht in die Ferien gekommen, die Gymnasiasten schliefen schon.

„'n Abend, Mutter!"

„'n Abend, Jung!"

Auf dem Tisch die duftende Pfirsichbowle, an den Wänden Familienbilder, Zeichnungen, Photographien, harmonielos durcheinandergehängt, dennoch über allem ein einheitlicher Hauch von Würde und Poesie ...

Mit stummem Händedruck begrüßte Werner die Mutter, warf einen langen Blick ins Flügelzimmer, wo Vater im Dunkeln am Instrument saß; nur sein weißes Lockenhaupt glänzte matt aus der Finsternis im Widerschein der Lampe, der aus dem Nebenzimmer fiel. Still setzte der Sohn sich auf seinen angestammten Stuhl an der Schmalseite des Tisches und lauschte, bis das Spiel da drinnen in träumerisch-verklärten Akkorden sanft verklang.

Und mit seinem stillen Greisenschritt, das frische, gütige Gesicht verklärt vom Abglanz der durchlebten Herzensfeierstunde, trat der Vater in den Lichtkreis

der Lampe, strich dem Sohn übers Haar und ließ sich in seine Sofaecke fallen.

Und da begann Werner zu erzählen ... zu erzählen von seinem jungen Glück. Was sich an Finsterm und Schrecklichem um jene Erfüllungsstunde getürmt hatte, das verschwieg er heute noch: nur daß es noch harte Kämpfe mit den Eltern seines Mädchens geben würde, deutete er an.

Und als er geschlossen und nun die Eltern stumm und erwartungsvoll ansah ... da sprang der Alte plötzlich auf, packte den langen Sohn an beiden Schultern und schüttelte ihn:

„Jung ... Jung ... du Kücken, un en Braut — Mutter, er bringt uns ein Bräutchen, ein Töchterchen bringt er uns ins Haus! Ha, ha, haha! Das ist ja toll, zu toll, so was!“

Die Stimme ging ihm über und die Augen auch ... und selig rannte er ins dunkle Klavierzimmer, klappte mit einem Ruck den Deckel des Instruments auf und spielte wirbelnde Jubelweisen.

Und auch der Mutter Augen waren groß und rot geworden und zwinkerten, und die Brille mußte geputzt werden ... aber ihr Mund blieb stumm. Sie war keine Wortemacherin ... und wenn ihr Gatte alles in rosigem Lichte sah ... ihr kamen doch die Herzbeklemmungen.

Ach du mein Himmel! Kaum war der Junge aus dem Rauhesten heraus, kaum hatte man ihn wieder

im Hause, da kam er schon mit einer Braut angezogen ... fing an, sich aus dem Elternhause zu lösen, um ein eigenes Leben anzufangen ... und man hätte doch wahrhaftig ein paar Jahre ungestörten Beisammenseins verdient gehabt ... eine brennende Muttereifersucht wollte sich regen ...

Aber tapfer schluckte die opfergewohnte Frau Bangen und Bitterkeit hinunter und freute sich an ihrem großen Jungen — seiner Wonne, seiner Hoffnung, seiner Liebe.

Und still sagte sie:

„Alles Gute, Jung!“

Und nun hatte auch Vater Justizrat sich ausgetobt. Er schloß mit einem wahren Hochzeitshymnus durch die Höhen und Tiefen der Klaviatur hindurch, kam ins Zimmer zurück, füllte die Bowlengläser und brachte mit schwärmerischen Worten den ersten Toast auf sein unbekanntes Schwiegertöchterlein aus ...

„Deine Mathilde, mein Junge ... daß euer Leben reich und blühend werde ... Dein Bräutchen soll leben — bring' sie uns bald!“

Und dann mußte Mutter mit ans Klavier; mit ihrer einst wunderschönen und auch jetzt noch klaren, musikalisch unfehlbaren Stimme mußte sie singen ... lauter Liebeslieder: Schubert, Schumann, Brahms ... das liebste und trauteste aber hatte Vater Justizrat selbst komponiert nach Geibels Text: „Sei getrost ...“

Und ein heiliges Gewißheitsgefühl flutete durch Werners Seele, wie körperlich empfand er der fernen Geliebten erlösende, allerfüllende Nähe, als durch die stillen Zimmer, in denen er geboren und herangewachsen war, Mutters Gesang und Vaters Weise klang:

„Nimmer nun des Segels Schwinge
Stell ich aus ins weite Meer,
Denn gewaltig zieht die Dinge
Frommer Liebe Zwang mir her.
Alle Wunder, die ich ferne
Suchte, trägt der Heimat Schoß,
Und so segn' ich meine Sterne,
Und so preis' ich still mein Los.
Sei getrost, sei getrost . . ."

VIII.

Zur selben Stunde war Mathilde mit ihren Eltern und Schwestern ebenfalls in der Heimat angelangt. Mit dem Siebenuhrzuge war Werner, anderthalb Stunden später Familie Heydenreich zu Tal gefahren.

Stumm verzehrte man das Abendbrot. Die Brüder, die sich neugierig nach den Remscheider Erlebnissen erkundigten, wies Vater Gustav Adolf mit barschem Wort zur Ruhe — da schwiegen sie verschüchtert.

Und dann wurden die Knaben zu Bett geschickt; Eltern und Töchter saßen noch eine Stunde beisammen. Der Alte hatte sich seine Pfeife gestopft und qualmte stumm in die Lampenglocke hinein; die Zwillinge waren so müde, daß sie über ihren Handarbeiten immerfort einnickten. Die Mutter rechnete die Ausgabezettel der Mägde durch und trug ihre Haushaltbücher nach; und Mathilde hatte ein Buch vor sich und starrte hinein, ohne eine Zeile zu lesen.

Fiebernd wartete sie auf ein Wort der Eltern ... wenn nicht liebevoller Anteilnahme, so doch der Frage, der Erkundigung.

Nichts . . . kein Zeichen, als ob irgend etwas geschehen sei, das sie alle anginge . . .

Und mit jeder Sekunde dieses qualvollen Wartens verhärtete sich fühlbar ihr Herz.

Um elf Uhr brach man auf: als Mathilde dem Vater mechanisch, wie immer, die Stirn zum Kusse bot, ließ er sie stehen und wandte sich ohne Nachtgruß zur Tür.

„Mutter — —!“

„Laß für heut — gut' Nacht —“

Auch hier blieb der Kuß aus . . .

Die Zwillinge, aus dem Schlaf geschreckt, boten der Schwester scheu und fremd die Hand . . .

Ungeleitet, ohne einen Gruß der Liebe, schlich Mathilde in ihr Kämmerchen. — —

Und so ging es auch die nächsten Tage . . . jeder Versuch Mathildens, die Eltern zu einer ferneren Aussprache zu bewegen, stieß auf felsenharte Ablehnung. Ja, selbst die Schwestern, die doch um alles wußten, hielten sich scheu und angstvoll von ihr zurück: ein strenges Verbot band ihnen die Zunge, und mit den Eltern war nicht zu spaßen . . .

Täglich schrieb Mathilde lange Briefe an Werner . . . aber nicht eine Zeile Antwort kam . . . schließlich telephonierte sie am dritten Tage nach Remscheid ans Amtsgericht . . . alsbald vernahm sie, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, aus dem Apparat des Geliebten Stimme . . . Er hatte täglich geschrieben . . . aber die Briefe waren zurückgekommen mit der

Aufschrift: „Annahme verweigert" — selbst ein Einschreibebrief . . .

Als Mathilde dies gehört hatte, war ihr Entschluß gefaßt. Sie mußte sich vom Elternhause trennen, mußte sich auf eigene Füße stellen.

Und in dem unablässigen Grübeln und Erwägen der letzten Tage hatte sie auch schon den Weg gefunden, den sie gehen wollte.

Sie suchte Frau Adelheid von Alken auf, ihre geliebte Klavierlehrerin, und erzählte ihr alles — alles.

Mit teilnehmender Neugier forschten die lebhaften, funkelnden Augen der alten Dame im Gesichte der Schülerin, die kühlen, immerfort nervös zuckenden Hände schlossen sich um die ruhigen, lebenswarmen des jungen Mädchens . . .

Und immerfort unterbrach sie Mathildens Erzählung durch Ausbrüche ekstatischer Teilnahme.

„Oh . . . aber Mädchen, das ist ja doch traurig — nein, eigentlich ist es entzückend, himmlisch, romantisch, tief ergreifend! Der reine Roman, mein Kind, das reine Gedicht!"

Und nach dem Bericht entwickelte Mathilde ihren Plan. Sie wollte versuchen, sich als Klavierlehrerin durchzuschlagen, bis . . . nun ja, bis ihr Werner —

„Aber, mein Kind, ein verwöhntes Prinzeßchen wie Sie — wie wollen Sie denn das aushalten?!"

„Frau von Alken, waren Sie nicht auch einmal ein verwöhntes Prinzeßchen?!"

„Da haben Sie recht, mein Kind, aber, aber — lang ist's her, aber ich schmeck's heut noch, wie bitter das tat ... freilich, freilich, ich tat's auch nicht für eine süße, schöne Hoffnung, nicht aus freiem, trotzigem Willen, wie Sie ... ich tat's, um nur das bißchen Leben noch zu retten, als alles Glück, alle Sehnsucht längst, längst eingesargt war ..."

Nicht lange, da war der Plan gefaßt. Frau von Alken beschäftigte eine ganze Anzahl junger Gehilfinnen, die nach ihrer Methode, unter ihrer Aufsicht, die Anfängerinnen aus dem Gröbsten herausarbeiteten ... in deren Reihe sollte Mathilde treten.

„Freilich, freilich ... mehr als sechzig Mark kann ich beim allerbesten Willen nicht für Sie abspleißen ..."

Sechzig Mark ... Mathilde fühlte ein eisiges Erschrecken ... Das war die Hälfte von ihrem derzeitigen Taschengelde ... dennoch ... sie mußte sich eben noch um Nebenverdienst umtun ...

Frau von Alken wußte auch ein bescheidenes Kämmerchen bei ordentlichen Leuten ganz in ihrer Nähe ... sie begleitete ihre neue Gehilfin sofort zu der Wirtin, und alles wurde abgemacht ...

Und dann ging Mathilde zum Bahnhof, bestellte einen Gepäckträger, der sich in einer halben Stunde einfinden sollte ... Mutter und Schwestern waren zu einem Nachmittagskaffee in den Anlagen geladen, das traf sich gut.

Sie packte in Hast das Unentbehrlichste von ihren Sachen . . . wählte ihre einfachsten Kleider, das Nötigste von allem andern Bedarf, schrieb ein paar Zeilen an die Eltern, sah sich noch einmal still und lange um in ihrem Mädchenstübchen . . . schritt still hinaus in das selbsterwählte, neue Leben . . .

Bei Ibach mietete sie ein Pianino und bat, es sogleich in ihre neue Wohnung zu schaffen . . . Einer der jungen Söhne der Firma, den sie aus der Konkordia sehr gut kannte, führte die Verhandlungen und konnte seine Verblüffung über Mathildens Auftreten kaum bemeistern . . . aber taktvoll hielt er mit neugierigen Fragen zurück und ordnete unten in dem Kontor an, daß das gewählte Instrument sofort in die Wohnung der jungen Dame geschafft werden solle . . .

Sie hatte es so dringlich gemacht, und der junge Herr begriff, daß sie sich in einer Situation befinden müsse, in der sie den Trost der Musik brauchen könne . . .

Dann machte Mathilde noch einen langen Spaziergang durch die Wälder oberhalb der Anlagen und legte sich ihr künftiges Dasein zurecht. Die Wanderung in der Abendfrische der Wälder, das Rauschen des „Murmelbachs“ besänftigten ihr Blut, und still und fest kehrte sie in ihr Kämmerchen heim, wo das Klavier ihr freundlich entgegenblinkte . . .

Aber als sie nun einsam bei einem Stückchen

Schweizerkäse, einem Laib Graubrot saß . . . da mußte sie doch lang und bitterlich weinen.

Dann schrieb sie noch an Ratzel einen Brief voll Wärme und Güte, packte den zu seinen Brautgeschenken und strömte die Fülle ihrer Sehnsucht und ihres Bangens in einem langen, langen Brief an Werner aus. Den trug sie noch in den Kasten, damit er ihn morgen früh haben und wissen sollte, was mit ihr geschehen . . .

Und abermals heimgekehrt, setzte sie sich an ihr Instrument, und in mächtigen Wogen brauste die Appassionata durch den stillen Raum.

Beethoven sprach . . .

Es rauschte, es rollte, es brandete heran . . . das Schicksal, das unabwendbare . . .

Doch ihm entgegen schwoll der Trotz, die Kraft der lichtwärts dringenden Seele . . .

Und aus unbekannten Friedensgefilden quoll hernieder Hoffnung, Trost, Gewißheit . . .

Und wieder brauste der Sturm, der Graus, schossen aus fliehenden Wolken schreckende Blitze . . .

Doch die Seele wollte sich nicht besiegen lassen . . . aus ihren eigenen Tiefen sog sie neuen Trotz, neue Kraft . . .

Das einsame Mädchen war nicht allein . . .

Über der rötlich schimmernden Flechtenkrone schwebte die Liebe . . .

Und Beethoven sprach.

IX.

Mathilde hatte Werner dringend gebeten, auf ein Wiedersehen fürs erste zu verzichten. Sie wollte in einem Augenblick, wo die Barmer Gesellschaft sich naturgemäß sehr eingehend mit der Auflösung ihrer Verlobung und ihrem Ausscheiden aus dem Elternhause beschäftigte, wo sie sich auf Schritt und Tritt beobachtet wußte, dem Klatsch keine neue Nahrung geben. Die Eltern schienen nicht den leisesten Versuch machen zu wollen, sie zur Rückkehr zu bewegen: nun sie sich aber auf ein dauerndes Alleinstehen einrichten mußte, legte sie doppelten Wert darauf, nach jeder Richtung hin die äußerste Korrektheit des Handelns zu beobachten. Um so mehr, als ihre Existenz davon abhing, daß sie auch jeden Schein einer irgendwie anfechtbaren Lebensführung mied . . . wie hätte sie sonst hoffen können, sich als Klavierlehrerin eine Stellung zu verschaffen?

Selbst Werners Eltern aufzusuchen, hatte sich Mathilde ehrerbietig aber konsequent geweigert.

In einem langen Briefe hatte sie den Eltern des Geliebten ihre Gefühle kindlicher Ergebenheit zu Füßen gelegt und gebeten, es nicht mißzuverstehen, wenn sie sich zunächst der persönlichen Bekanntschaft entziehe. Solange ihre Eltern das Verlöbnis nicht

anerkannt hätten, dürfe sie auch von den Eltern ihres Verlobten eine Anerkennung weder beanspruchen, noch überhaupt entgegennehmen. Und in einer Art Koketterie mit ihrer selbsterwählten Dürftigkeit hatte sie hinzugesetzt: die arme Klavierlehrerin habe nicht das Recht, sich offiziell als Braut des Referendars behandeln zu lassen . . .

Aber sie hatte nicht mit der zärtlichen Liebe der Mutter Justizrat zu ihrem Jungen und nicht mit der mütterlichen Neugierde gerechnet. Als sie eines Tages nach einigen mühseligen Stunden voll ersten heißen Bemühens in der neuen Berufstätigkeit todmüde heimgekommen war, da trat ihr aus der Tiefe ihres schon halbdunklen Kämmerchens eine Dame mit grauem Scheitel und funkelnden Brillengläsern entgegen, hielt ihr einen großen Blumenstrauß hin und sagte mit fast erstickter Stimme: „Guten Abend, mein liebes Töchterchen —“

Und wortlos fielen die Frauen sich in die Arme und weinten süße Tränen des Glücks und des Leides . . .

Ach, wie gut, eine Mutter, wieder eine Mutter zu haben . . .

Diese tränenlächelnde, alle Gefühlsweichheit der ersten Augenblicke rasch mit kernig-humoristischem Geplauder überdeckende Frau, deren Augen aus den riesigen Brillengläsern so heiter zutraulich, so lebens-

freudig und weltvertrauend strahlten — — das war seine Mutter — ihre Mutter.

Ach ja, es war doch schön, eine Mutter zu haben . . .

Plaudernd saßen die Frauen auf dem Sofa. Sie hatten sich Unendliches zu sagen. Aber der Mittelpunkt ihres Gespräches war doch immer nur er: für beide der Inbegriff der Freude, der Hoffnung, des Glücks . . .

Da erscholl mitten in ihr Schwatzen hinein ein herrisches Klopfen, daß beide zusammenfuhren . . . Und sogleich flog auch die Tür auf, und auf der Schwelle, den Zylinder auf dem Kopf, den Spazierstock in der Hand, stand Gustav Adolf Heydenreich.

„Guten Abend,“ sagte er, etwas aus der Fassung gebracht durch die Gegenwart einer fremden Dame.

„Vater“ — bebend war Mathilde in die Höhe gefahren.

Gustav Adolf hatte sich wiedergefunden.

„Du packs jetz sofort deine Sachen und komms mit nach Haus. Acht Tag lang hab' ich dich gewähren lassen un hab' gedacht, du kriegt's et allein satt, hier wie en Zigeunermensch allein erumzusitzen, aber du hast den Weg nach Haus nich gefunden, da muß ich en dir zeigen. Nu mach en bisken!“

„Verzeihen Sie, wenn ich mich einmische,“ sagte da die alte Dame. Auch ihre Stimme zitterte vor Erregung. „Ich bin Frau Justizrat Achenbach.“

„Ich heiße Gustav Adolf Heydenreich,“ sagte der Fabrikbesitzer unhöflich. „Ich weiß nich, was Sie bei meinem Mädchen suchen, aber ich bin augenblicklich dabei, dat ich meine Vaterrechte ausüb, und da wär' et mir angenehm, wenn mir niemand in den Weg käm', den dat nix angeht.“

„Ich glaube, das geht mich wohl was an,“ sagte Frau Achenbach. „Wir wollen uns doch hier gegenseitig nix vormachen und tun, als wüßten wir nix voneinander. Sie sind dem Mädchen sein Vater, und ich bin dem Jung seine Mutter, un da glaub ich, daß mich die Geschichte schon was angeht . . .“

„Vater, du wirst mich doch nicht zwingen wollen, nach Hause zurückzukehren?“

„Dat will ich aber ganz gewiß,“ sagte Heydenreich. „Mach keine lange Fisematenten un komm. Un Sie, Frau Justizrat, gehen Sie nur ruhig nach Haus, un mischen Sie sich nich in meine Familienangelegenheiten. Wat zwischen der da un Ihrem Sohn vorgefallen is, dat is traurig genug und wirft grad' kein besonders vorteilhaft Licht auf en, aber mich un meine Vaterpflichten geht dat nix an. Ich hab' dat Mädchen zu erziehen, solang et noch nich großjährig is, un bis dahin is et noch dreiviertel Jahr. So lang bin ich für dich verantwortlich, und so lang hast de zu tun, wat ich will. Hernach kanns de deine Wege gehen, so lang un so breit als wie die Welt is. Nu komm aber!“

„Nein, Vater, ich geh nicht mit nach Haus!"

„So? Du willst nich? Na, dat wollen wir doch mal sehen."

„Zwingen können Sie se nich, dat sag' ich Ihnen!" Wehrhaft trat die alte Dame vor — Tränen und Empörung bebten in ihrer Stimme. „Da haben Sie kein Recht zu — so'n groß Mädchen, dat zwingt man nich mehr!!"

Ein malitiöses Lächeln zog über Gustav Adolfs gerötetes Gesicht. „Ich denk, Sie sind eine Advokatenfrau," sagte er: „Können Sie dat lesen?!" Er langte in die Brusttasche und hielt der alten Dame einen mit der Schreibmaschine geschriebenen Quartbrief vor die Augen.

Frau Justizrat Achenbach rückte an ihrer Brille. Es war eine Mitteilung des ältesten Barmer Kollegen ihres Mannes, Justizrat Glanz, an Herrn Heydenreich. Sie lautete:

„Auf Ihre gefällige gestrige Anfrage beehre ich mich, Ihnen folgendes mitzuteilen:

1. Nach § 1631 des Bürgerlichen Gesetzbuches sind Sie berechtigt und verpflichtet, Ihr Kind, solange es die Volljährigkeit noch nicht erlangt hat, zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen. Sie sind demnach nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, nicht zu dulden, daß Ihre Tochter sich dem Elternhause entzieht und einen Aufenthalt und eine Lebensweise wählt, die Ihrem

Stande und Ihrer Vermögenslage nicht entspricht und sie der Einwirkung außenstehender Personen aussetzt, ohne daß Sie diese Einwirkung überwachen können.

2. Zur Erzwingung der Rückkehr Ihrer Tochter ins Elternhaus können Sie angemessene Zuchtmittel anwenden. Auch hat das Vormundschaftsgericht Sie auf Ihren Antrag durch Anwendung geeigneter Zuchtmittel zu unterstützen. Sie können also zunächst Ihre väterliche Autorität durch eigenhändige angemessene Züchtigung Ihres Kindes zur Geltung zu bringen versuchen. Sollte das nicht ausreichen, um den Willen Ihrer Tochter zu brechen, so können Sie Ihre Tochter durch Anwendung physischen Zwanges zur Rückkehr zwingen, wozu Sie nach den Ausführungen der Motive auch polizeiliche Hilfe in Anspruch nehmen dürfen. In letzter Linie bliebe die Hilfe des Vormundschaftsgerichts.

Es würde mir von Interesse sein, von Ihnen über den Fortgang der Angelegenheit unterrichtet zu werden.

Mit Hochachtung

Glanz, Justizrat.“

Die alte Dame ließ die Hände, welche den Briefbogen gehalten hatten, schlaff am Leibe herabsinken. Diese Sprache kannte sie: hier mußte gehorcht werden.

„Geh, mein Kind,“ sagte sie, „geh mit deinem

Vater: er hat das Recht auf seiner Seite, du mußt tun, was er will."

Er hat das Recht auf seiner Seite! Jawohl, weil die gedruckten Paragraphen es bestimmten!

Sie, ein reifes Weib, ein Weib, das liebte und die Kraft seiner Liebe durch Taten bewiesen hatte! — Sie sollte zurück in das Elternhaus, wo man das Sehnen und Ringen ihrer Seele als Kinderlaune behandelte, die man schroff ignorierte, die man mit Füßen treten durfte!

„Nein, Vater, ich folge dir nicht!"

Da trat Gustav Adolf Heydenreich mit einem raschen Schritt auf seine Tochter zu und packte sie mit rauhem Griff am Arm.

So hart war dieser Griff, so drohend bebte der Spazierstock in Gustav Adolfs Hand ... „So — un nu komm — sonst gibt et noch wat andres!"

„Um Gottes willen, Kind — geh im Guten!" flehte Mutter Achenbach.

Willenlos, zerbrochen folgte Mathilde.

Und Frau Justizrat Achenbach schleppte sich zur Bahn. Hinter ihren großen, funkelnden Brillengläsern rannen unablässig die Tränen.

X.

Am sechzehnten Tage nach dem Schützenfest wurde Franz Hönneknövel im Wagen hinunter ins Hammertal gebracht. Am Arm seines Vaters betrat er fahlen Angesichts, wankenden Schrittes den Heimatboden, den er strotzend an Rüstigkeit, Lebens-sehnsucht und Lebenstrotz verlassen hatte. Sein Weib hatte er nicht sehen dürfen.

Allmorgendlich brachte nun der Briefbote, der am eisenbeschlagenen Wanderstab das Tal durch-schritt, einen Krankenbericht von Werner Achenbachs Hand. Und jedesmal war der Inhalt derselbe: Das Bewußtsein ist noch nicht zurückgekehrt, der Arzt gibt Hoffnung . . .

Hoffnung . . .

Franz Hönneknövel wußte bereits, um was es sich für ihn handelte . . . wenn sein Weib mit dem Leben davonkam, dann war er der Täter des Ver-suchs einer Handlung, von der die Juristen sich nicht einig waren, ob es ein Spezialfall des Mordes oder ein „delictum sui generis" war — wenn das Gericht für Spezialfall des Mordes entschied, dann kam er wenigstens neun Monate ins Gefängnis — wenn für „delictum sui generis", dann mußte er freigesprochen werden.

Wenn aber sein Weib starb, dann kam er auf drei Jahre mindestens ins Gefängnis ... wegen Paragraph zweihundertsechzehn des Strafgesetzbuchs ...

Das alles hatte ihm der Rechtsanwalt Ruthardt des langen und breiten in nüchterner Juristensprache auseinandergesetzt ... das hatte der junge Referendar Achenbach ihm in die Sprache zu übertragen versucht, in der er selber, der Schmiedsohn, denken gelernt hatte ...

Und schließlich hatte Franz Hönneknövel ja wohl verstehen müssen, was ihm bevorstehe ... aber begriffen — nein, begriffen hatte er es nicht.

Doch ... was galt sein eigenes Schicksal ... mit ihm mochten die Herren vom Gericht seinethalben machen, was sie wollten, oder was das Gesetz ihnen erlaubte ...

Nur Marie sollte nicht sterben ... jetzt, wo alles gut war ... die Väter versöhnt ... der alte Schmied weich und willig wie ein lenksames Kind ... weit offen die Pforte des Heimathauses, damit die blonde, mütterliche Frau mit dem schwellenden Schatz in ihrem Schoß als Nachfolgerin der längst dahingeschiedenen Mutter einziehe ...

Nein, sie durfte, sie durfte nicht sterben ...

Und eines Sonntagmorgens war's. Schmittsiefer war früh um sieben am Krankenhause gewesen, um vielleicht sein Kind zu sehen ... Aber er hatte nur

den alten Bescheid bekommen: noch immer bewußtlos — doch durfte man die Hoffnung nicht sinken lassen . . .

Dann war der alte Werkmeister hinuntergepilgert ins leise herbstende Tal zu dem genesenden Gatten seiner Ältesten, zu dem neu gewonnenen Freunde, dem rauhen Schmiedemeister drunten. Das gemeinsame Leid hatte den Ritter des Eisernen Kreuzes und den Sozialistenhäuptling vereinigt. Und nun saßen die Männer drunten im Sonntagmorgenfrieden. Der Genesende recht im Sonnenschein, die Väter rauchend im Buchenschatten. Als Vierter im Bunde hatte sich Doktor Markus eingestellt. Längst waren beide Hönneknövels im Vertrauen: sie wußten, was droben sich vorbereitete wider das anschwellende Glück des Hauses Sieper & Sohn G. m. b. H. Vor einem Monat hätte Vater Hönneknövel sich's noch mit einem grimmigen Fluch verbeten, in seiner Gegenwart von Arbeiterkoalition und Ausstandsplänen überhaupt zu sprechen . . .

Auch jetzt drehte sich das Gespräch wieder um das gleiche Thema: daß alle öffentlichen Einrichtungen unserer Zeit, Staat, Verwaltung, Rechtspflege, nur zum Vorteil der Besitzenden geschaffen seien, daß der Arme, der Arbeitende, stets der Prügelknabe der staatserhaltenden Gewalten sei . . . Mit flammendem Wort, mit unwiderstehlicher Dialektik entwickelte Markus diese Gedanken, und ehrfürch-

tig lauschten ihm die einfachen Menschen aus dem Volke, während die Septembersonne breite Bäche gelben Lichts auf die Buchenkronen niederfluten ließ, während am Wehr der Bach rauschte . . .

Und von den Bergen droben luden die Feierchöre der Sonntagsglocken zum Hause dessen, vor dem es nach dem Worte seiner Diener kein Ansehen der Person gibt, vor dem alle Menschenhoheit und Menschenmacht nichts ist, denn Tand und Staub.

Da rasselte ein Wagen auf der Chaussee droben, hinter den Büschen des Hanges, die kaum seine Umrisse durchschimmern ließen . . . ein ungefüger, fensterloser Kasten. Am oberen Ende des schmalen Pfades, der zum Hammergrunde hinabführte, hielt der Wagen . . . und nun . . . nun blinkte plötzlich eine Uniform, ein Pickelhelm zwischen den Büschen, goldene Knöpfe, ein grüner Waffenrock, gelbes Lederzeug, ein Revolver am Koppel . . . ein Gendarm.

Er spähte einen Augenblick zum Hammer hinab, erblickte die Gruppe der Plaudernden, stieg raschen Schrittes den Pfad hinunter. In seiner Linken trug er eine dick gefüllte Brieftasche, aus der ein rosafarbenes Papier ragte.

„Guten Morgen, meine Herren, is einer von Sie vielleicht der frühere Schmiedegeselle und nunmehrige Fabrikarbeiter Friedrich Franz Anton Hönneknövel?“

„Dat sinn ech,“ sagte Franz und erhob sich. Sein Gesicht war kalkfarben.

„Es tut mir leid, ich muß Ihnen verhaften.“

Die Väter, der Doktor flogen von den Schemeln.

„Watt es datt? Watt gött et?“

Der Gendarm entnahm seiner Brieftasche das rosafarbene Papier und entfaltete es.

„Hier ist der Haftbefehl.“

Die Männer umdrängten das Papier. Markus las:

„Haftbefehl.

Gegen den früheren Schmiedegesellen, nunmehrigen Fabrikarbeiter Friedrich Franz Anton Hönneknövel, zurzeit in Diepmannshammer zu Nüdelshalbach bei Remscheid wohnhaft, welcher hinreichend verdächtig erscheint, seine Ehefrau Marie, geborene Schmittsiefer, vorsätzlich getötet zu haben, Verbrechen gegen §§ 211 ff. St.G.B. —“

„Watt? Vorsätzlich getötet?!!“

Mit keuchender Stimme, starren Augen hatte Franz es geschrien ... und stammelnd wiederholten es die Väter:

„Watt ... vorsätzlich getötet?!“

„Et es duet? Et Micken es duet?“

Der Gendarm zuckte die Achseln.

„Es tut mir leid, meine Herren — da weiß ich nix von. Ich hab' vom Amtsgericht vor 'ner Stunde den Haftbefehl bekommen und den Auftrag,

den Angeschuldigten sofort zu verhaften . . . na, un da bin ich, und nu kommen Sie bitte mit, Hönne-knövel."

„Dockter — watt hätt datt te bedüdden?"

„Ja —" sagte Markus — „ich kann mir's nicht anders erklären . . . Ihre Frau muß . . . muß wohl . . . soeben . . . gestorben sein."

Da fiel Franz schwer auf den Stuhl.

Sein Leben war zum zweiten Male vernichtet.

— — — — — — — — — — — — —

„Ja, Meister Hönneknövel . . . treten Sie der Partei bei — die wird für bessere Gesetze sorgen!"

Das war des Doktor Markus ceterum censeo, während die drei Männer in atemlosem Hasten durch die sengende Mittagsglut zum Berge hinankeuchten. Hönneknövel schwieg stumm, wehrlos . . .

Gesetz, Gericht, Staat, das waren die Säulen seiner Weltanschauung gewesen . . . ein Leben lang . . . nun begannen sie zu wanken.

Und Religion? Und Königstreue?! . . . Was war Gott, wenn all diese Schrecknisse regierten in seiner Welt, was war der König, wenn seine Richter in seinem Namen, nach seinem Gesetze den armen Franz auf drei Jahre ins Gefängnis schicken durf-ten, weil er mit seinem Weibe zusammen hatte sterben wollen! — —

Eine letzte Hoffnung hatte er auf den Rechtsanwalt.

Der sagte zu, sich zu Franzens Verteidiger bestellen zu wollen, erbat sich einen Vorschuß von fünfzig Mark, den die Männer einzusenden versprachen, erklärte, daß er für sein Auftreten vor dem Schwurgericht in Elberfeld ein besonderes Honorar von fünfzig Mark neben der gesetzlichen Gebühr von vierzig Mark und der gesetzlichen Reisevergütung beanspruchen müsse, diktierte seiner Stenographin eine entsprechende Erklärung in die Maschine und ließ beide Väter als Gesamtschuldner das Schriftstück unterzeichnen. Dann versprach er, sein Möglichstes zu tun, um eine tunlichst geringe Strafe für Franz zu erreichen: weniger als drei Jahre seien aber nach Lage der gesetzlichen Bestimmungen in keinem Falle zu erzielen ... Man könne aber immerhin nach Erlaß des Urteils versuchen, die königliche Gnade anzugehen. Schließlich übergab er den Männern noch ein Vollmachtformular, das sie an Franz ins Arresthaus nach Elberfeld senden sollten, und entließ sie dann mit einiger Ungeduld. Im Wartezimmer drängten die ratsuchenden Klienten. —

Am andern Morgen saß Vater Hönneknövel mit seinem neuen jungen Gehilfen eifrig schaffend vor dem stampfenden Hammer, von Funken umsprüht, von Glut umglostet ... Da trat der Postbote unter die niedere Tür und händigte dem Schmied ein amt-

den Angeschuldigten sofort zu verhaften . . . na, un da bin ich, und nu kommen Sie bitte mit, Hönneknövel."

„Dockter — watt hätt datt te bedübben?"

„Ja —" sagte Markus — „ich kann mir's nicht anders erklären . . . Ihre Frau muß . . . muß wohl . . . soeben . . . gestorben sein."

Da fiel Franz schwer auf den Stuhl.

Sein Leben war zum zweiten Male vernichtet.

— — — — — — — — — — — — —

„Ja, Meister Hönneknövel . . . treten Sie der Partei bei — die wird für bessere Gesetze sorgen!"

Das war des Doktor Markus ceterum censeo, während die drei Männer in atemlosem Hasten durch die sengende Mittagsglut zum Berge hinankeuchten. Hönneknövel schwieg stumm, wehrlos . . .

Gesetz, Gericht, Staat, das waren die Säulen seiner Weltanschauung gewesen . . . ein Leben lang . . . nun begannen sie zu wanken.

Und Religion? Und Königstreue?! . . . Was war Gott, wenn all diese Schrecknisse regierten in seiner Welt, was war der König, wenn seine Richter in seinem Namen, nach seinem Gesetze den armen Franz auf drei Jahre ins Gefängnis schicken durften, weil er mit seinem Weibe zusammen hatte sterben wollen! — —

Eine letzte Hoffnung hatte er auf den Rechtsanwalt.

Der sagte zu, sich zu Franzens Verteidiger bestellen zu wollen, erbat sich einen Vorschuß von fünfzig Mark, den die Männer einzusenden versprachen, erklärte, daß er für sein Auftreten vor dem Schwurgericht in Elberfeld ein besonderes Honorar von fünfzig Mark neben der gesetzlichen Gebühr von vierzig Mark und der gesetzlichen Reisevergütung beanspruchen müsse, diktierte seiner Stenographin eine entsprechende Erklärung in die Maschine und ließ beide Väter als Gesamtschuldner das Schriftstück unterzeichnen. Dann versprach er, sein Möglichstes zu tun, um eine tunlichst geringe Strafe für Franz zu erreichen: weniger als drei Jahre seien aber nach Lage der gesetzlichen Bestimmungen in keinem Falle zu erzielen ... Man könne aber immerhin nach Erlaß des Urteils versuchen, die königliche Gnade anzugehen. Schließlich übergab er den Männern noch ein Vollmachtformular, das sie an Franz ins Arresthaus nach Elberfeld senden sollten, und entließ sie dann mit einiger Ungeduld. Im Wartezimmer drängten die ratsuchenden Klienten. —

Am andern Morgen saß Vater Hönneknövel mit seinem neuen jungen Gehilfen eifrig schaffend vor dem stampfenden Hammer, von Funken umsprüht, von Glut umglostet ... Da trat der Postbote unter die niedere Tür und händigte dem Schmied ein amt-

liches Schreiben ein: es trug die Siegelmarke der Staatsanwaltschaft bei dem Königlichen Landgericht in Elberfeld.

Schwerfällig erhob sich der Schmied und trat aus dem roten Dämmer der Werkstatt in die Morgenhelle hinaus. Mit den ungefügen, zitternden Fingern riß er das Schreiben auf und las:

„Ihr Sohn, der Untersuchungsgefangene Friedrich Franz Anton Hönneknövel hat heute nachmittag fünf Uhr in der Arrestzelle 234 des Königlichen Gerichtsgefängnisses durch Erhängen vermittels eines Bettuchs seinem Leben ein Ende gemacht."

— — — — — — — — — — — — —

XI.

Vater Hönneknövel hatte im Einverständnis mit seinen anderen Kindern die Leiche seines Sohnes aus Elberfeld nach Remscheid hinaufschaffen lassen. Er hatte für die unglücklichen Ehegatten, die nun doch beide am selben Tage gestorben waren, ein gemeinschaftliches Grab auf dem Friedhof der reformierten Gemeinde gekauft und ein anständiges Begräbnis bestellt. Sonst wäre Franz von Staats wegen drunten in Elberfeld, Marie von Gemeinde wegen droben in Remscheid „notdürftig" beerdigt worden, und die Kosten hätte man von den Vätern als den gesetzlich zum Unterhalt ihrer Kinder Verpflichteten eingezogen . . .

Aber das hatte der Familienstolz der Hönneknövels nicht gelitten. Es waren keine geringen Kosten für die Verhältnisse der Familie, die so entstanden: der Leichentransport auf der Eisenbahn, die beiden Gräber, die Doppelbeerdigung. Aber Vater Hönneknövel tat für die Toten, was er an den Lebenden versäumt hatte . . .

Eigentümlich stellte sich die Frage nach der Beteiligung der Geistlichkeit. Der alte Schmied war immer ein kirchlich gesinnter Mann gewesen, und sein Glaube war durch die letzten Ereignisse noch nicht völlig erschüttert worden: im Gegenteil, er empfand das schreckliche Ende seiner Kinder als eine Strafe des

Himmels für seine Hartnäckigkeit, und so lag ihm alles daran, wenigstens den Toten die geistlichen Güter zuzuwenden, die nach seinem unklaren Empfinden durch die Einsegnung ihrer Leichen bedingt waren.

Aber die Geistlichkeit stellte sich auf den Standpunkt ihrer Vorschriften. Diese verboten die Mitwirkung bei Beerdigung von Selbstmördern. Franz war offensichtlich ein solcher. Bei Marie stand dies nicht einwandfrei fest. Es war unwiderleglich die Möglichkeit vorhanden, daß Marie von ihrem Manne ohne ihre Einwilligung erschossen worden sei, und da auch die Geistlichkeit den juristischen Grundsatz befolgte, daß in Zweifelsfällen das geringere Maß von Verschuldung anzunehmen sei, so entschied sie: Gegen eine geistliche Mitwirkung bei der Beerdigung der jungen Frau Hönneknövel liege kein Bedenken vor; dem toten Franz sei indessen die Einsegnung zu versagen.

Das war auch dem alten Hönneknövel zuviel. Einer solchen Kasuistik war sein Hirn nicht gewachsen. Er dankte nun überhaupt für die Mitwirkung der Geistlichkeit, selbstverständlich in voller Übereinstimmung mit der Familie Schmittsiefer, deren Mitglieder als überzeugte Sozialdemokraten ohnehin die geistliche Assistenz bei dem Begräbnis der Tochter und Schwester nur deshalb geduldet haben würden, weil der alte Hönneknövel Mariens Begräbnis bezahlte, wozu gesetzlich Meister Schmittsiefer verpflichtet gewesen sein würde.

So ging das Doppelbegräbnis der beiden unseligen Menschenkinder in frühester Morgenstunde vor sich, ohne Glockengeläut und ohne Priestersegen. Dennoch war es ein fast unabsehbarer Zug, der den beiden Leichenwagen folgte. Die ganze Nordstraße, alles, was „beim Sieper“ ging, hatte sich angeschlossen ...

Auf dem Friedhof droben durfte niemand reden: das war ausdrückliche Vorschrift der Gemeinde gewesen. Sie als Hausherrin des Friedhofes gestattete nur ihren Geistlichen das Wort auf ihrem Gelände...

Darüber sprachen Werner und Markus sich aus, während der Trauerzug sich durch Remscheids Straßen schob.

„Kurios,“ meinte Markus, „die reformierte Gemeinde ist Eigentümerin des einen Friedhofs, die anderen Friedhöfe sind in den Händen anderer religiöser Gemeinschaften: einen Staats- oder städtischen Friedhof gibt es nicht — wer nun keiner Kirchengemeinde angehört, was macht der?“

„Der muß sich von einer der bestehenden Kirchengemeinschaften einen Begräbnisplatz kaufen,“ erklärte Werner.

„Na? Und wenn die Kirchengemeinde sich nun weigert, zum Beispiel einem notorischen Atheisten einen Grabplatz inmitten ihrer vermodernden Schäflein einzuräumen?“

„Dazu ist sie nicht berechtigt. Sie ist im Gegen-

teil gesetzlich verpflichtet, eine Begräbnisstätte jedermann einzuräumen, der den tarifmäßigen Kaufpreis erlegt."

„Schön! Aber wenn ich eine Begräbnisstätte kaufe und bar bezahle, dann, so sollte ich meinen, müßte es mir doch auch freistehen, den Toten nach meiner Fasson darauf zu beerdigen? Aber nein — — die Gemeinde gestattet den Käufern nichts weiter als dies: ihre Toten sang- und klanglos einzuscharren ... So lange Menschen leben, haben sie an den offenen Gräbern ihrer Toten Zeugnis abgelegt von ihrer Stellung zu den letzten Dingen, zum Leben und zum Tode ... und auch die Gemeinde selber macht es so mit ihren Angehörigen, soweit sie getreue Schäflein gewesen sind ... aber der alte Mann, der diese Grabstätten, denen wir zupilgern, zu vollem Rechte eigentümlich erworben hat, der darf das nicht tun ... der muß sich damit begnügen, am Grabe ein stilles Gebet zu sprechen ... dem darf keiner von uns ein Trostwort sagen vor den Menschen ... tausend, tausend... und das läßt man sich gefallen, das lassen die Millionen sich gefallen, die all den Bekenntnisquark über Bord geworfen haben ... sie zahlen den Gemeinden Steuer im Leben und Steuer im Tode und erwerben dafür das Recht, die Leichen ihrer Lieben einzuscharren wie ein Hundeaas ..."

Werner mußte schweigen zu diesem Ausbruch seines Begleiters ... des Agitators, des „Streik-

doktors" ... Was hätte er erwidern sollen? Der Mann hatte recht ...

Und in Werners Seele vertiefte sich immer mehr das Bild einer in Geburtskrämpfen sich windenden Zeit ... kaum zwei Menschen, die eines Sinnes waren ... in jeder Brust das Chaos ... Reste des Alten und Keime des Neuen ... ein brodelndes Gemisch von Anschauungen und Gefühlen in unendlichen Abstufungen — modrige Vergangenheit und jubelnde Zukunft ... und draußen der Kampf der Gewalten ... die Mächte des Beharrens, die Mächte des Umsturzes, die Kräfte der Entwickelung ... alles durcheinanderflutend, unübersehbar, undurchdringlich für das Menschenauge, das umsonst nach einem Halt, nach einer Richtung suchte, vergebens ausschaute nach einem klar erkennenden Ziel.

Und dennoch ... je länger seine Augen hinstarrten auf das hypnotisierende Schauspiel dieses quirlenden Chaos — je mehr überkam ihn die alte Wonne der Werdenden am Werden, die alte Schauenswonne der Bürger künftiger Welten ...

Ja, es war eine Lust zu leben ...

Sinnend waren die beiden jungen Männer eine Weile lang in tiefem Schweigen nebeneinander geschritten. Da sagte Doktor Markus plötzlich:

„Ich tu's doch!"

„Was — was tun Sie, Herr Doktor?"

„Ich sprech am Grab. Ich will doch mal ver-

suchen, wer mir das verwehren will. Ich glaube, das ist auch nur so'n alter Zopf, der einfach noch immer baumelt, weil keiner den Mut gehabt hat, ihn abzuschneiden. Wer eine Grabstätte gekauft hat, der hat damit auch das Recht gekauft, seine Leichen so einzusargen ... ich meine, mit solcher Förmlichkeit, wie das seinen Überzeugungen entspricht."

„Ich glaube, lieber Herr Doktor, da befinden Sie sich in einem Irrtum. Der alte Hönneknövel hat zwar die Grabstätte gekauft, den übrigen Kirchhof aber nicht ... den hat er sozusagen ... ich finde noch nicht die richtige juristische Konstruktion — nur gemietet ... oder es ist eine Nebenleistung, ich bin mir darüber nicht ganz klar ... jedenfalls glaube ich, wenn die Gemeinde bei dem Kauf erklärt hat, es dürfe keiner am Grabe reden, dann braucht sie sich's auch nicht gefallen zu lassen, daß es trotzdem geschieht. Außerdem hab' ich so eine dunkle Ahnung, daß es so etwas wie ein preußisches Vereins- und Versammlungsgesetz gibt ... ich weiß noch nichts Genaueres darüber, aber es schwebt mir dunkel vor, daß man eine solche Ansprache als eine Veranstaltung einer öffentlichen Versammlung auffassen und so bestrafen könnte ... kurz und gut, ich glaube, das geht nicht."

„Es geht, verehrter Herr... ich mach's einfach. Schlimmstenfalls kann man mich bestrafen. Das wird mir wohl noch öfter in meinem Leben passieren ...

Einmal muß man doch anfangen mit seiner Karriere!“

Werner versuchte abzuraten. Umsonst. Er sah, wie hinter der niederen, tiefgefurchten Stirn seines Altersgenossen schon die Gedanken und Worte sich formten . . .

Einen Augenblick lang tauchte in ihm die Frage auf, ob nicht er selber als Königlicher Beamter Unannehmlichkeiten davon haben könnte, an einem Leichenbegängnis teilgenommen zu haben, das in eine sozialistische Versammlung unter freiem Himmel ausmündete: ah bah — nein! . . . Er war gekommen, zwei jungen Unglücklichen das letzte Geleite zu geben . . . verzweifelnde Vaterherzen in Angst und Qual trösten zu helfen . . . wer konnte ihn dafür zur Rechenschaft ziehen? — —

In starren grauen Massen umstand das trübselige Leichengeleite die geöffnete Doppelgruft. Der Wind wirbelte die ersten gelben Blätter hinein. Mit demonstrativer Formlosigkeit ließen die Träger, auf deren Gesichtern die Amtsmiene gottergebener Frömmigkeit in tiefen Furchen eingefroren war, die Särge in die Gruft nieder und machten sich sogleich davon, wie nach Erledigung eines ärgerlichen und unwürdigen Geschäfts. Stumpf hatte der alte Hönneknövel den versinkenden Särgen nachgestiert, nun wollte er zu dem obrigkeitlich gestatteten stummen Gebet vortreten, da stand plötzlich der kleine, häßliche Doktor Markus

auf dem gelben Schollenhügel und forderte mit gebieterischer Handbewegung Schweigen und Gehör.

„Männer und Frauen," hub er an . . . seine Stimme bebte leicht, nervös zuckten die wulstigen Nasenflügel — „Männer und Frauen! Ihr alle wißt, warum diese zwei unglückseligen jungen Menschen da drunten haben sterben müssen. Beide Kinder des Volkes, beide aus gleichen Lebenskreisen, aus den Kreisen der harten Arbeit ums tägliche Brot, der hoffnungs- und freudlosen Lohnsklaverei. Warum haben sie sich dennoch nicht wenigstens das erbärmliche bißchen Lebensglück schenken dürfen, das wir Menschen mit den Kaninchen und Spatzen gemeinsam haben? Weil ein verblendeter Bruderzwist ihre Väter trennte und ihnen wehrte, zu erkennen, daß sie Menschen einer Klasse, eines Schicksals, eines Kampfes seien. Weil einem von ihnen die Erkenntnis noch nicht aufgegangen war, daß Hoffnung, Trost und brüderliche Zusammengehörigkeit für den Mann der Arbeit nur da zu finden ist, wo das Volk sich klassenbewußt zusammenschließt zu gemeinsamem Handeln wider seine Ausbeuter und Unterdrücker, darum haben diese beiden jungen Menschen fliehen müssen aus einer Welt, die ihnen nicht einmal so viel Platz bot, um ihr Haupt niederzulegen und sich von grausam harter Tagesfron ein wenig auszuruhen zu neuer Arbeit! Zwischen der Vergangenheit und der Zukunft sind sie zusammengebrochen, Opfer der Halbheit und Torheit!" —

Hoch aufgereckt stand der kleine, schäbige Bursch. Ein düsteres Feuer glostete auf seinen blassen, knochigen Backen, flackerte aus seinen rotumränderten Augen. Wie gebannt hingen die Blicke von ein paar hundert arbeitsharten Männern, vergrämten Weibern, Krüppeln und Greisen, neugierigen, verlangenden Kindern an seinen wulstigen, bebenden Lippen. Wie behext starrte der alte Hönneknöbel zu dem finsteren Jüngling empor. Und mit ästhetischem Entzücken genoß Werner Achenbach das fesselnde Bild jugendlichen Schwärmertums, das dem tiefsten Wesen seines Herzens so verwandt war.

Und nun senkte der Redner die Stimme:

„Noch hätte eines von ihnen gerettet werden können. Aber da reckte das Gesetz nach ihm die Krallen: das kindische, sinnlose Gesetz, das dem Menschen gestattet, sein eigenes Leben auszulöschen, und den mit drei Jahren Kerker bestraft, der ihm bei Ausübung dieses seines guten Menschenrechtes tapfer und selbstverleugnend helfen will! Das Grauen vor den Schandhöhlen, in die dieses Gesetz jene Unglücklichen verbannt, die ihm nicht nachlebten — dies Grauen trieb ihn zum zweiten Male in den selbstgewählten Tod!“ —

Ringsum im Kreise schluchzten die Weiber, ballten sich die Fäuste der Männer, knirschten die Zähne, rollten die Augen ... Und wiederum mit hocherhobener Stimme sprach Markus weiter:

„Was sollen wir aus diesem grauenhaften Schick-

sal für unser eigenes Leben lernen? Daß wir die Überlieferung und das Gesetz, die ganze alte Weltordnung wider uns haben — und daß uns nichts anderes zu tun bleibt, als entschlossen uns zu der Fahne zu bekennen, auf deren flatternden Falten allein die Morgensonne der Zukunft glänzt: zur Fahne der internationalen, revolutionären Sozialdemokratie!" —

Ein jubelndes „Bravo! Bravo!" Ein tosendes Gebrüll und wilder, stürmischer Applaus setzte ein; niemand gedachte mehr des Friedens der Stätte, auf der man stand — niemand scheute sich, die Ruhe der Toten zu stören, die ringsum unter Kreuzen und Inschriftsteinen moderten. — —

In diesem Augenblick nahten vom Eingang des Kirchhofs her eilende Galoppschritte ... ein halbes Dutzend Schutzleute ...

„Halt! Ruhe!"

„Im Namen des Gesetzes — die Versammlung ist aufgelöst!"

Gejohle und Pfeifen antwortete. Wie eine undurchdringliche Mauer schloß sich die Menschenmasse um die Gruft, die Leidtragenden, den Redner zusammen.

Aber die Polizeibeamten machten kurzen Prozeß.

„Platz da! Laßt uns durch!"

Niemand wich. — — Da griffen kräftige Polizeifäuste in die Schar, langten ein paar Weiber heraus und schleuderten sie rücksichtslos beiseite, in die

Zypressenstauden, wider die Stämme der Trauerbirken, auf die vergoldeten Zacken der schmiedeeisernen Grabzäune . . .

Wutschreie, geballte Fäuste, Hände, die am Boden nach Steinen suchten . . .

„Ziehen!“ befahl der führende Kommissar.

Da stob die Menge kreischend auseinander.

Markus, Hönneknövel, Schmittsiefer wurden verhaftet.

Den Referendar Doktor Achenbach erkannte der Polizeikommissar und legte die behandschuhte Rechte an den Helm.

„Herr Referendar, ich darf wohl annehmen, daß Sie nur durch ein Versehen oder Mißverständnis in diese . . . merkwürdige Umgebung geraten sind. Ich bitte Sie, sich zu entfernen.“

„Nein, Herr Kommissar,“ sagte Werner, „mitgefangen, mitgehangen. Bitte, schreiben Sie mich nur mit auf.“

Achselzuckend notierte der Beamte den Beamten.

— — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage später verurteilte das Schöffengericht den Schriftsteller Dr. med. Simon Markus wegen Zuwiderhandlung gegen § 9 der Verordnung über die Verhütung eines die gesetzliche Freiheit und Ordnung gefährdenden Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinigungsrechts vom 11. März 1850, nämlich wegen Aufforderung zu einer polizeilich nicht

genehmigten Versammlung unter freiem Himmel, und weil er in einer solchen Versammlung als Ordner, Leiter und Redner tätig gewesen, gemäß § 17 Absatz 2 des genannten Gesetzes zu einer Gefängnisstrafe von vierzehn Tagen.

Hönneknövel, Schmittsiefer und noch ein paar Arbeiter, deren Namen die Polizei festgestellt hatte, bekamen je neun Mark Geldstrafe vom Schöffengericht.

Der Referendarius Achenbach aber bekam über die gleiche Summe nur ein polizeiliches Strafmandat. Das bezahlte er auf dringendes Bitten seines Vaters, der keinen Anlaß sah, daß sein Sohn in einen höchst überflüssigen Skandal hineingezogen würde, der seiner juristischen Laufbahn nicht förderlich sein konnte . . .

Und seine vorgesetzte Behörde machte ihm auch keine Schwierigkeiten. Amtsrichter Doktor Ratzel behandelte ihn als nicht existierend. — —

Seit dem Tage der ersten Verurteilung, welche Doktor Markus widerfahren war, hatte die Verehrung der Remscheider Arbeiterschaft für ihn keine Grenzen mehr. Die blutrote Märtyrerkrone leuchtete um seine wirren, fetten schwarzen Locken, um seine von Gedanken und Leidenschaften ausgemeißelte Stirn . . .

Und sein eifrigster, hingebendster Verehrer und Schüler wurde der Kleinschmied Hönneknövel, der Eigentümer des Diepmannshammers im Morsbachtal . . .

Nein, nicht mehr der Eigentümer . . .

Der Alte hielt es nicht mehr aus in seiner schrecklichen Einsamkeit da unten. Er verkaufte sein Anwesen, hinterlegte den Erlös bei der Städtischen Sparkasse in Remscheid und bezog zwei Stübchen im vierten Stock des Hauses in der Gartenstraße, in dessen drittem Stock Familie Schmittsiefer wohnte, auf dessen Stiege sein Sohn Franz unzählige wilde Küsse mit der blonden Marie getauscht hatte . . .

Und tagsüber studierte er mit seinen altersblöden Augen die Schriften von Marx und Lassalle und Bebel . . . Abends war er ein regelmäßiger Besucher in den heimlichen Versammlungen der Arbeiterschaft von Sieper & Sohn G. m. b. H.

Und eines Tages ließ er sich von seinem Bruder Schmittsiefer als Aufseher in der Gießerei der Sieperschen Fabrik anwerben, um nun auch äußerlich das Schicksal seiner neuen Freunde zu teilen.

Noch hing an der Wand seines Wohnstübchens unter Glas und Rahmen seine Kriegsteilnehmerurkunde, sein Diplom als Ritter des Eisernen Kreuzes . . . aber daneben hingen die Bilder der Schutzheiligen des Proletariats . . .

Und keiner war eifriger in den Sitzungen des vorbereitenden Komitees für den drohenden Ausstand der Sieperschen Arbeiter, als der Genosse Hönneknövel.

— — — — — — — — — — — —

XII.

Das waren Wochen gewesen für das Haus Sieper!

Vater und Sohn hatten das Letzte ihrer Kraft hergeben müssen: und das wollte was heißen.

Anfang August war ein Vertreter des Pariser Professors erschienen, um der Errichtung des neuen Ofens für die Bereitung des Stahles mittels Elektrizität anzuwohnen. Alle Vorbereitungen waren beendet. Eine neu errichtete Halle aus Ziegelmauerwerk, mit einem Tonnengewölbe aus Wellblech bedeckt, hatte das wohldurchdachte System maschineller Einrichtungen aufgenommen, dessen Seele und Mittelpunkt der Stahlofen bilden sollte.

Unter der Decke war ein elektrisch zu betreibender Laufkran montiert worden, der den Gießbottich vor die Ausflußrohre des Ofens bringen und ihn, nach Aufnahme des flüssigen Stahls, dann über die Gießformen zur Abfüllung dirigieren sollte. Im übrigen bestand die Anlage aus zwei Hauptteilen: dem noch zu errichtenden Stahlofen und dem bereits fertiggestellten Vorwärmeofen, die auf hoher Balustrade angeordnet wurden. — Daneben, niedriger gelegen und durch eine Treppe mit dem oberen Teil ver-

bunden, befand sich der Gießraum, wo die Coquillen, die tönernen Gießformen aufgestellt werden sollten. Nun ging's an die Montage des neuen Ofens. Dieser stellte eine flache Schale aus Eisen mit einer festen Einlage aus feuerfesten Materialien dar von etwa drei Meter Durchmesser. Diese Schale lag mit zwei Zapfen auf einer gemauerten Unterlage und hatte an der Vorderseite eine Ausflußöffnung. Über dieser Schale lag ein Deckel von gleicher Beschaffenheit; über der Ausflußöffnung, ferner gegenüber und rechts und links waren vier ovale Löcher angebracht, durch die man, wenn die sie verschließenden eisernen Türen angehoben wurden, ins Innere blicken sowie auch Materialien einfüllen und Gußproben entnehmen konnte. Alle diese Einrichtungen waren selbstverständlich durch Patente geschützt.

Durch den Deckel nun wurden in das Innere der Schale zwei riesige Kohlenstäbe eingeführt, ähnlich den Kohlenpolen einer elektrischen Bogenlampe, nur daß die Stäbe nicht mit der Spitze einander zugekehrt waren, sondern in einem Abstande von etwa 50 Zentimetern parallel nebeneinander standen. Diese Kohlenstäbe wurden mit den Polen der Dynamomaschine verbunden. Der entstehende riesige Lichtbogen sollte durch die vorgewärmte Metallmasse hindurchgehen und mußte, wenn die angestellten Berechnungen richtig waren, eine Temperatur von mehr denn 3000 Grad erzeugen, eine Hitze, wie sie selbst

die ungeheuersten Hochöfen nicht zu erzielen vermöchten.

Diese Einrichtungen und die daneben hergehende Aufstellung der neuen kolossalen Dynamomaschine hatten Monate in Anspruch genommen. Beide Siepers hatten die Entstehung aller dieser Anlagen neben ihrer fortlaufenden Tätigkeit im Hammerwerk, im Walzwerk, in der Feilenhauerei und im Kontor ständig überwacht. Und eifrig beobachtend und fragend, rastlos daneben studierend und lernend hatte Wilhelm Kriekhaus an ihrer Seite gestanden.

Während so die Fabrikherren sich mit verzehnfachter Intensität den Angelegenheiten ihrer Gegenwart und Zukunft gewidmet hatten, war die Gärung unter ihrer Arbeiterschaft immer bedrohlicher angewachsen. Von Markus' unermüdlicher Agitation aufgehetzt, hatten sich die unzufriedenen Elemente der jüngeren, vorwiegend aber ungelernten Mannschaft immer enger zusammengeschlossen.

In normalen Zeitläuften würden Sieper Vater und Sohn gegenüber diesem Anschwellen einer gefahrdrohenden Bewegung unfehlbar, wie vormals schon öfter, mit rücksichtsloser Tatkraft eingegriffen, die bedenklichen Elemente entfernt und durch diese Warnung die Schwankenden zur Vernunft gebracht haben. So aber, da ihr ganzes Sinnen und Trachten nur der neuen Betriebsform galt, hatten sie es ver-

säumt, die Stimmung ihrer Arbeiterschaft wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Markus war über all diese Verhältnisse genau unterrichtet und leitete die Bewegung so, daß sie ihren Höhepunkt zu jener Zeit erreichen sollte, wo die Eröffnung der neuen Fabrikationsabteilung unmittelbar bevorstände, und also die Geschäftsherren möglichst abgelenkt und in ihrer Widerstandskraft geschwächt sein müßten.

So kam es, daß just an dem Tage, als der Bau der neuen Anlage vollendet war und die Versuche beginnen sollten, eine Deputation der Feilenhauer und Hammerschmiedegesellen auf dem Kontor der Firma erschien und den völlig verblüfften Geschäftsführern ihre Forderungen präsentierte, deren wesentlichste die waren: Erhöhung der Akkord- und Zeitlöhne um zehn Prozent und Herabsetzung der Arbeitszeit um eine Stunde täglich. An der Spitze der Deputation stand der Vorarbeiter Schmittsiefer . . .

Carl Sieper zwang sich mühsam zur Ruhe.

„Lütt,“ sagte er zu den Abgeordneten, „vihr hannt jetz den ganzen Kopp voll vann Sorgen on Brassel. Gett wiehten doch, datt ver en den nähksten Dagen die neu Fabrikazejun anfangen wellen. Gett möten us jetz nitt met so'n Fisematenten kuemen, ver hannt jetz keng Tihd förr önk.“

„Herr Sieper,“ sagte Schmittsiefer, „wenn Sie

jetz keng Tihd förr us hannt, dann hannt vihr och keng Tihd mieh förr Sie."

„Watt sall datt bedüdden?" brauste Sieper auf. „Wat wellen gett domet sagen?"

„Datt sall bedüdden, datt vihr entschlohten sind, wenn Sie use Forderungen nitt bewellegen, datt ver dann en den Uhtstank trehden."

Sieper überlegte einen Augenblick und wechselte einen Blick mit dem Sohne.

„Gonnt alltesahmen an de Kasse, gett sesse, on lohtend önk den Luen förr viertiehn Dag em Vörruht betahlen. On wenn ech iehnen dann önk en tien Menühten noch en der Fabrik antreff, denn schmiht ech iegenhändig üewer de Fabriksmuer op de Stroote."

Durch die Arbeiter ging's wie ein Ruck, und ein knurrender Ton kam aus eines jeden Kehle.

„Neh, Herr Sieper, datt gieht doch verdeck su nitt," sagte ein junger Mensch und trat neben Schmittsiefer. „Vihr sind alltesahmen solidarisch, on wenn Se us Deputierten nitt anhühren wellen, dann stieht en er Vielstond de Fabrik stell."

„Datt glüew ech doch nitt," sagte Sieper und trat hoch aufgerichtet einen Schritt näher auf den Sprecher zu. „Et gött en mihner Fabrik glöcklegerwies nitt bloß sonn jong Lärrbecke äs wie du! Ech wieht, datt min aul Arbetslütt mech nitt su ohne weiteres em Striehke lohten! Watt mienen Sie, Schmittsiefer? Sie sind seit foustien Johren bi mer . . . et wongert

mech üewerhaupt, datt Se sech met sonnen Rotzbengels engelohten hannt!"

Schmittsiefer erklärte dem Fabrikanten, daß es nicht nur die jungen unruhigen Elemente seien, die in der Lohnbewegung ständen ... daß auch die älteren Arbeiter sich bei der allgemeinen Preissteigerung der Lebensmittel gezwungen sähen, das Verlangen nach Lohnerhöhung zu stellen.

„Datt et Lehwen emmer dührer gewohren es," erwiderte Sieper, „datt merk ech grad so guet wie gett. Joh, datt stemmt. On wenn ech selwer fett en der Botter setten dätt, dann wöhr ech mihn Siel der letzte, die sech wehrden, öm sinn Arbieder gett vann der Botter afftegehwen. Ewer gett wieten all, datt ech en dösem Uegenblekke mieh Scholden on Sorgen hann, äs Hohr om Koppe. On deshalb es datt nitt schön vann Oenk, datt gett grade jetz kuemen met Oenkem Anliegen. Wenn de neu Frabrikazejun em Gang es, dann kuemend wier. Jetz hann ech keng Tihd — on domet basta!"

Das war am Vormittag gewesen. Aber als am Nachmittag die Fabrikglocke rief, da fehlten von den achthundert Arbeitern der Firma ungefähr fünfhundert. —

Zwar die alterprobten Werkmeister und Vorarbeiter sowie auch die älteren unter den gewöhnlichen Arbeitern hatten sich eingestellt, obgleich draußen vor der Fabrik Gruppen von Ausständigen sich herum-

trieben und die Streikbrecher mit Hohn und Steinwürfen belästigten; aber sämtliche ungelernten Arbeiter, sowie alle jüngeren gelernten Arbeiter, fast alles, was unter dreißig Jahren war, hatte sich nicht wieder eingestellt.

Nach wenigen Stunden wußte es die ganze Stadt: beim Sieper wurde gestreikt.

— — — — — — — — — — — —

Schon um sechs Uhr morgens hatte Hugo Sieper es nicht mehr im Bette ausgehalten. Gestern in später Abendstunde war die Montage des neuen Ofens vollendet worden. Und heute früh sollte ein erster Versuch unternommen werden . . .

Er eilte zur Fabrik, um selbst die letzten Vorarbeiten zu überwachen.

Um zehn Uhr sollte die Stahlgewinnung beginnen.

Was fragte Hugo Sieper danach, ob heute draußen in der Fabrik die Arbeit nur unvollkommen aufgenommen werden konnte? Ob in der Feilenhauerei die meisten Haumaschinen leer standen, die Schleifsteine sich nicht drehten? Ob in der Schmiede die Meister und älteren Arbeiter erregt und mißmutig um die rastenden Fallhämmer herumstanden und debattierten, ob es überhaupt Zweck habe, ohne die Hilfsarbeiter mit dem Schmieden zu beginnen?

Es gab nur eine Lebensfrage, und das war die:

ob die neue Stahlbereitungsmethode funktionieren würde?

Dann würde mit dem Stahlstrom, der aus dem Gießtiegel in die Coquillen fließen und von da aus in erstarrten Blöcken unter die Hämmer wandern würde, zugleich ein Goldstrom in den Tresor der Firma rauschen und sich in tausend Verästelungen über den ganzen Betrieb verteilen, bis hinein in die Hütte des letzten Arbeiters, würde sich verbreiten durch das ganze Berg- und Talgelände, das die Firma mit ihrem Betrieb und dessen tausend Ausstrahlungen in Besitz genommen hatte . . .

Um zehn Uhr sollte das Experiment beginnen.

Schon lange vor der festgesetzten Stunde fanden sich die Interessenten in der hohen Halle zusammen. Der Vertreter des Erfinders, ein eleganter, geschmeidiger Patentanwalt aus Paris; der Erbauer der Anlagen, die Ingenieure des Elektrizitätswerks, das die Dynamomaschinen und die gesamte elektrische Installation geliefert hatte; dann vor allem die beiden anderen Geschäftsführer der Firma, Sieper Vater und Doktor Wilhelm Kriekhaus. Letzterer hatte seinen Freund und bisherigen Kollegen Doktor Werner Achenbach mitgebracht. Bisherigen — denn Kriekhaus war seit wenigen Tagen aus dem Justizdienst ausgeschieden — „für das Protokollschmieren bin ich mir jetzt zu schade . . .“

Dieser Gang zur Fabrik war kein besonderes

Vergnügen für die Herren gewesen . . . denn die Straße war mit feiernden Arbeitern angefüllt. In bedrohlichem Schweigen hatten die Männer den Vorbeimarsch der Vertreter jener Mächte beobachtet, in denen sie ihre Todfeinde erblickten . . . der Intelligenz und des Kapitals . . .

Und aus den Fenstern der niederen Eigenwohnungen wie der ragenden Mietskasernen hatten die Blicke haßverzerrter Frauengesichter zu ihnen herniedergestarrt . . . .

Manch unterdrücktes Fluchwort hatte den Weg zu ihrem Ohre gefunden . . .

„Lüttschender! Bluedsuger!"

Doch die Erregung, die Spannung auf das Kommende hatte sie diese Anfechtung nicht achten lassen . . .

Ein jeder der harrenden Herren trug in der Hand ein blaues Glas in Holzrahmen und mit einem Griff, um die Augen zu schützen bei Verfolgung des Stahlbereitungsprozesses . . . es würde unmöglich sein, mit bloßen Augen die Sonnenhelle der siedenden Stahlmasse zu ertragen . . .

Und neben den gepflegten und modisch gekleideten Vertretern der Intelligenz und des Kapitals harrte unter Führung des künftigen Leiters dieser Anlage, eines jungen, scharfblickenden Ingenieurs, eine Gruppe erlesener Arbeiter aus der Gießerei des Beginnes der Arbeit. In ihren schmutzigen Blaukitteln, ihren klobigen Werkschuhen standen die reckenhaften

Männer, die treuherzigen Augen durch blauverglaste Schutzbrillen gesichert; in markigen Fäusten hielten sie die Werkzeuge ihres Schaffens, die langgestielten Schöpfkellen zur Entnahme der Gießproben, die Haken zum Umrühren des Stahlbreis . . .

Und eine feierliche Erregung lag über der Schar der Männer. Jeder fühlte, daß etwas Großes geschehen sollte . . .

Und Werner ließ sich von Kriekhaus noch einmal den Sinn des ganzen Prozesses, die Bedeutung des bevorstehenden Ereignisses erklären. Alle früheren „Entkohlungsprozesse", der Frischprozeß, der Puddelprozeß, der Bessemerprozeß, der Siemens-Martin-Prozeß, der Tiegel-Flußstahlprozeß, das alles waren Entwicklungsstufen gewesen, um das Ziel zu erreichen: eine Eisenmasse zu erzielen, aus welcher alle schädlichen Bestandteile, vor allem Phosphor und Schwefel, entfernt wären und von dem Kohlenstoff auch ein Teil, aber eben nur ein Teil . . . Das alles waren verhältnismäßig rohe und primitive Methoden gewesen, deren Gelingen von tausend Zufälligkeiten abhing . . .

Das neue Verfahren würde, wenn es gelänge, schlechthin vollkommen sein wie ein abstraktes Experiment, das der Chemiker in winzigem Maßstabe in seinen Retorten und mit seinen feinsten Wiegeinstrumenten vornähme . . . Die Elektrizität würde das vorgewärmte Roheisen zur Weißglut bringen, dabei

würden alle anderen Stoffe von geringerem Verflüchtigungsgrade in Gasform aus der siedenden Masse entweichen, oder als Schlacke sich auf der Oberfläche ansammeln und sonach chemisch reines Eisen in wasserflüssigem Zustande übrigbleiben, und dieser Masse könnte man dann alle anderen für die Stahlbereitung notwendigen Stoffe in mathematisch abgewogenem Verhältnis zusetzen, sonach mit unfehlbarer Sicherheit den für den jeweiligen Gebrauchszweck erforderlichen Idealstahl auf dem Wege eines sicheren chemischen Prozesses herstellen . . .

Und schon begann die Arbeit: der elektrische Kran schwebte unter der Decke heran, aus dem Vorwärmer wurde in riesigen muschelförmigen Schalen das glühende Eisen in den elektrischen Ofen übergefüllt . . . Die einmalige Füllung des elektrischen Ofens, die „Charge“, habe einen Materialwert von ungefähr sechstausend Mark, belehrte Hugo Sieper die Versammelten.

Und nun beobachteten die Männer, durch ihre blauen Gläser in die Öffnung des elektrischen Ofens blickend, wie nun die beiden gewaltigen Kohlenpole bis auf das Niveau des Eisenbreis gesenkt wurden . .

Jetzt wurde der elektrische Strom eingeschaltet . . . ein dumpfes Brausen und Rauschen wurde vernehmbar, ein leises Zittern erschütterte den ganzen Bau und das eiserne Gerüst, auf dem die Versammelten standen, und gleichzeitig umspielte die Spitze

der Kohlenpole ein zuckendes, flackerndes Spiel knatternder blauer Riesenflammen ... wie der gigantische Lichtbogen einer kolossalen Bogenlampe flutete der elektrische Strom von Pol zu Pol durch die Eisenmasse hindurch, deren Rotglut bald eine immer intensivere Helligkeit annahm ...

In tiefer Spannung, regungslos beobachteten die Männer ... kaum, daß ab und zu eine halblaute Bemerkung, eine kurze Frage und hastige Antwort die Stille unterbrach ...

Und andachtsvoll starrten auch die Arbeiter durch ihre blauen Brillengläser in die immer heller aufglühende, quirlende Eisensuppe da drinnen ... Die Methode, das Verfahren verstanden sie nicht, aber das Ziel, das leuchtete auch ihnen ein: statt des grauenvollen Hantierens in der Glut des Bessemerprozesses, statt der immer auch noch bedenklichen und oft von Mißerfolg vernichteten Arbeit am Martin- oder Tiegelstahlofen hier ein völlig des Charakters mühevoller und gesundheitsschädlicher Menschenschinderei entkleidetes, rein durch das Spiel der Naturkräfte sich vollziehendes Verfahren, bei dem die Menschenkraft fast völlig ausgeschaltet und nur noch der Menschengeist als anordnender und überwachender Machtfaktor tätig war ...

„Wenn datt glöckt, dann gött et en guet Lehwen förr us!“ flüsterte ein greiser Gießer einem jüngeren zu. „Eck hann alt völl Gieterei gesenn on völl met-

gemackt en mihnem Lehwen, ewer su gett . . . — Datt es jo nitt schlemmer, äs Spelsuppe koken!“

„So,“ sagte Hugo Sieper, „nu wollen wer enß en Schmiedprob nehmen!“

Er winkte, und der alte Gießer stieß an drei Meter langem Eisenstiel eine Schöpfkelle in den brodelnden Brei. Die Metallmasse floß wie Wasser flüssig und wie die Sonne leuchtend in eine handhohe Form . . . die packte einer der Arbeiter mit einer Zange und trug sie die Treppe hinab in einen Nachbarraum, in das Hammerwerk . . . Dort hatten die älteren Arbeiter sich doch schließlich an die Arbeit gemacht und schmiedeten, was sich ohne die Hilfskräfte der jüngeren eben machen ließ. Nun nahmen sie den aus der kleinen Coquille geschütteten glühenden Stahlkern mit der Zange in Empfang und schweißten ihn unterm Fallhammer zu einem anderthalb Fuß langen vierkantigen Knüppel aus. Zuletzt stanzten sie noch eine Kerbe hinein, warfen das glühende Stück in einen Wasserbottich und brachen das erkaltete mit einem raschen Hammerschlage an der Kerbstelle entzwei. Sachverständig musterten sie die Bruchfläche.

„Noch te völl Korn — ewer et gött gett!“

Und mit fieberhafter Spannung nahmen droben die harrenden Männer die Bruchprobe in Empfang: auch hier allgemein das Urteil:

„Noch zu viel Korn — aber es wird —!!“

Es wird! Allmählich wich die anfängliche Beklemmung aus den Herzen der Männer, und Hoffnungsfreude senkte sich in jede Brust . . .

Und während der Zeiger der Uhr von Minute zu Minute rückte, ward die Sonnenglut drinnen im Kessel immer intensiver . . . Die Schlackenschicht, die sich auf der Oberfläche gebildet, begann gleichfalls dünnflüssig und weißglühend zu werden . . . Die vom menschlichen Gedanken gebändigte und konzentrierte Naturkraft arbeitete nun ohne menschlich Zutun mit ungeheurer Kraft und mathematischer Sicherheit . . .

Da kam ein rascher Schritt die Treppe herauf: der Portier brachte ein amtliches Schreiben an Carl Sieper: der erbrach's, und ein wilder Fluch trat auf seine Lippen.

„Herrgottsdonnerkiel!"

Was es gäbe?!

„Ich soll sogleich mit noch einem von die Geschäftsführer auf et Amtsgericht kommen — et soll en Einigungssitzung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vor em Gewerbegericht stattfinden . . ."

„Gottverdeck!" fluchte da auch Hugo Sieper. „Ja, Vatter, dann hilft et nitt — dann mußt du hin! Wilhelm, du mußt mit em Vatter gehn!"

„Herr Sieper," sagte der Portier, „vom Amtsgericht ist auch telephoniert worden, ob der Herr Referendar Achenbach hier unten wär —"

„Da steht he!“

„Dann sollten der auch gleich auf et Gericht kommen un sollten Protokoll führen in de Gewerbegerichtssitzung!“

„Na denn ... in drei Düwels Namen!“

Einen letzten Blick warfen die drei Männer in die schwelende, brodelnde Glut da drinnen ... ein stummer Händedruck als Abschied von Hugo Sieper, ein Gruß an die Versammlung, und dann stapften Sieper, Kriekhaus und Achenbach die Eisentreppe hinunter.

Im Kessel aber verrichtete die Elektrizität ihr Werk.

Dreimal noch in Zwischenräumen von zehn Minuten ließ Hugo dem Kessel eine Schöpfprobe entnehmen; die wanderte regelmäßig in die Schmiede, und wenn die Bruchprobe zurückkam, dann atmeten die Beobachter jedesmal freudig auf; wenn man die Bruchflächen der Proben verglich, dann konnte man mit bloßen Augen mühelos feststellen, wie das Material sich schrittweise verfeinerte, das Korn des Bruchs immer zarter und glänzender wurde ...

Und endlich strahlte aus den Öffnungen des Kessels die Stahlsuppe drinnen in so blendender Weißglut, daß das Auge selbst durch den Schutz der blauen Gläser hindurch kaum den Glanz ertragen konnte ...

„Jetz kann't losgehen!“

Hochklopfenden Herzens, doch äußerlich vollkommen gefaßt, gab Hugo das Zeichen zum Beginn des Gusses. Der Gießtiegel, der bis dahin, über eine Feuerung gestülpt, von innen angewärmt worden war, wurde in Ketten, die sich vom Laufkran droben, elektrisch betrieben, herniedersenkten, emporgewunden und der Mündung des Kesselausflusses genähert.

Aber noch nicht ganz herangebracht. Denn zunächst sollte die Schlacke abfließen, die in weißglühendem Zustande vermöge ihres viel geringeren spezifischen Gewichtes auf der Oberfläche der Stahlflut schwamm.

Nun wurde auf Hugos Kommando der elektrische Strom ausgeschaltet: eine Sekunde später drehte sich der Siedekessel um seine Zapfenachse, und aus dem Mundloch begann augenblendend und wasserflüssig der Glutstrom zu fließen. Zunächst kam die Schlacke: sie rann ungehemmt durch eine Klappe im Boden, die man öffnete, in einen Schacht zu Füßen des Kessels. Und dann begann der ausfließende Strom plötzlich Funken zu werfen, ein Zeichen, daß die Schlacke abgelaufen war, und nun der reine Stahl dem Kessel entfloß.

„Gießtiegel ran!"

Und mit eleganter Sicherheit vollzog sich, was Hugo mit seinen Arbeitern in den letzten Stunden einexerziert: der Gießtiegel schob sich, an Ketten hängend und vom Laufkran her bedient, vor die Aus-

flußtülle, und gluckſend, wie Waſſer in einen Eimer, rauſchte die Stahlflut hinein . . .

Nach wenigen Minuten war die Umfüllung erfolgt, und nun ſchwebte der viele Zentner ſchwere glühende Tiegel mit ſeiner mehrtauſendgrädigen Füllung über die Häupter der Verſammelten, die unwillkürlich zur Seite auseinanderſtoben, hinweg und dem unteren Raume zu, wo in langen Reihen, mit vorgewärmten, in der Mitte durchlöcherten Deckeln überſtülpt, die Coquillen ſtanden, dicke, graue Tonrohre. Über der erſten machte der ſchwebende Tiegel halt, der im Innern der Stahlflut ſteckende Stöpſel des Bodenloches wurde von den Arbeitern durch Hebeldruck gelüftet, und gluck, gluck, gluck, rann aus dem Bodenloch der doppeldaumendicke Strahl in die Coquille, bis ſie oben überlief. Und ſo mit ruhiger Präziſion von Coquille zu Coquille, ſo glatt und elegant, als fülle die gewandte Hand eines Oberkellners eine Reihe Sektgläſer, floß der Stahlſtrom aus dem ſchwebenden Tiegel in die Formen . . .

Und nun löſte ſich die Spannung der Männer.

Hugo Sieper ſchaute den Patentanwalt aus Paris, den Vertreter des Erfinders, an:

„Vous êtes content, Monsieur?“

„Mais charmé, Monsieur, tout-à-fait enchanté„!

Und die behandſchuhte Hand des Franzoſen ſtreckte ſich der berußten des jungen bergiſchen Fabrikanten entgegen, die ſie mit einem Druck umſchloß,

daß des Welschen Mund sich schmerzhaft lächelnd verzog:

„Je vous félicite, Monsieur — de tout mon coeur —!“

Dann sah Sieper sich um und suchte das Auge seiner Arbeiter:

„No Jongen, nu gehwend mer uech es de Hank! Lohten die jong Klöngels tebuhten märr streiken — vihr reskieren on arbieden!“

„Jawoll, Herr Sieper!“ sagten die knorrigen Gesellen, „vihr reskieren on arbieden!“

Und der Junge und die Alten sahen sich ins Auge — nicht „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“, nein, Kameraden, Kampfgenossen, Brüder . . .

Und in des Jungen, in der Alten Auge schimmerten feuchte Tropfen . . . Perlen, in denen der rinnende Stahlstrom sich rötlich spiegelte.

XIII.

Im Sitzungssaale des Amtsgerichts tagte die Verhandlung des Königlichen Gewerbegerichts.

Mit Entsetzen hatten die Beteiligten bei Beginn der Verhandlung erfahren, daß nicht Tönnies, der eigentliche Vorsitzende des Gewerbegerichts, sondern Ratzel, sein Stellvertreter, der Sitzung präsidieren würde. Herr Rat Tönnies sei auf Jagd im heimischen Hunsrück und habe selbst telegraphisch nicht erreicht werden können, hatte Ratzel erklärt . . .

Eine schlimme Vorbedeutung . . .

Und schlimm war's geworden.

Schweiß stand auf den erregten Stirnen der Gewerberichter . . . Zorn und Empörung bebte durch die Stimmen der Parteivertreter, die durcheinanderschreiend jede parlamentarische Ordnung, jede Autorität des Gerichts gefährdeten . . .

Als Beisitzer saßen rechts von Ratzel drei Arbeitgeber, links drei Arbeiter, alles Angehörige der Eisenindustrie aus Betrieben, die nicht unmittelbare Konkurrenten der Firma Sieper waren. Allen gemeinsam war der Ausdruck von Selbstbewußtsein, Energie und zähem Beharrungssinn . . .

Als Gerichtsschreiber am Kopfende des Tisches der schlanke Werner Achenbach . . . aber diesmal

nicht gelangweilt und teilnahmlos ... mit bebendem Herzen verfolgte er den Kampf der Parteien, deren jede durch ihre Vertreter seinem Herzen nahestand.

Und drunten saßen die Beteiligten ...

Rechts als Vertreter der Arbeitgeber zwei der Geschäftsführer der Firma, Vater Sieper und der junge Doktor Kriekhaus; als dritten Vertreter hatten die Herren den langjährigen Prokuristen Herrn Hannemann mitgenommen. Gegenüber als Vertreter der Arbeiter: die blasse, aufgeschwemmte Gestalt des Werkmeisters Schmittsiefer ... daneben ein grauer Riese: der Vorarbeiter Hönneknövel ... und endlich eine seltsame Gestalt, seltsam in dieser Umgebung: der Packer Simon Markus ...

Denn als Packer war der Schriftsteller doktor medicinae Simon Markus seit ungefähr vierzehn Tagen in der Sieperschen Fabrik tätig, damit man ihn vor dem Einigungsamt als „Beteiligten" im Sinne des Gesetzes gelten lassen müsse ... Er hatte sich gemeldet, und ahnungslos hatte man ihn angenommen ... nun figurierte er als Vertreter der Arbeiterschaft, und seine geschliffene Beredsamkeit verblüffte die Richter und hielt die Vertreter der Arbeitgeberin in Atem ...

Leidenschaftlich wogte die Verhandlung hinüber und herüber.

Die Firma Sieper wies an der Hand ihrer Lohn-

bücher nach, daß sie in den letzten zehn Jahren teils freiwillig, teils unter dem Druck von Lohnbewegungen die Löhne um ungefähr fünfundzwanzig Prozent erhöht habe. Eine weitere Lohnerhöhung könne sie nicht ertragen.

„Das alles kann ich Ihnen zahlengemäß sehr leicht nachweisen, meine Herren," sagte der Prokurist Hannemann. „Bei der kürzlich erfolgten Umwandlung der offenen Handelsgesellschaft Carl Sieper & Sohn in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung ist die Firma zwecks Einbringung mit einer Million achthunderttausend Mark bewertet worden. Ferner ist von seiten der neu hinzutretenden Gesellschafter eine Bareinlage von siebenhunderttausend Mark geleistet worden. Zusammen zwei und eine halbe Million Gesellschaftsvermögen. Dieses Kapital muß natürlich eine Verzinsung aufbringen, welche dem Risiko des Betriebes einigermaßen entspricht, also mindestens, allermindestens sechs Prozent, das wäre einhundertfünfzigtausend Mark jährlich."

Einhundertfünfzigtausend Mark jährlicher Reingewinn!

Den Arbeitern schwindelte es vor diesen Zahlen, und leise rechnete Schmittsiefer dem Genossen Hönneknövel vor, daß an diesem Reingewinn zwei Familien — nur zwei Familien! — partizipierten.

„Einhundertfünfzigtausend Mark Reingewinn!" schmetterte Markus in den Saal. „Meine Herren

Gewerberichter! Halten Sie das bitte fest! Von diesem Reingewinn können die Herren ihren Arbeitern nichts mehr abgeben!!"

„Nein, verehrter Herr, das können sie wirklich nicht!" replizierte Hannemann. „Der Lohnetat der Firma beträgt jährlich achthunderttausend Mark. Zehn Prozent davon sind achtzigtausend Mark. Dazu kommt noch die geforderte Verkürzung der Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden, das macht einen Ausfall von rund zehn Prozent der bisherigen Arbeitsleistung also nochmals achtzigtausend Mark Wertausfall ungefähr, zusammen einhundertsechzigtausend Mark Ausfall, also zehntausend Mark mehr als der ganze Jahresreingewinn, zu sechs Prozent des buchmäßigen Betriebskapitals gerechnet!"

„Aber die Herren verdienen weit mehr als sechs Prozent des bei Gericht angegebenen Betriebskapitals!"

„Woher wissen Sie das?"

„Oh, wir haben unsere Informationen! Wir wissen ganz genau, daß die Herren Sieper & Sohn im vergangenen Geschäftsjahr, also vor der Umwandlung, einen Reinverdienst von rund hundertachtzigtausend Mark gehabt haben —"

„Woher wollen Sie das wissen? Haben die Herren Sieper & Sohn Sie in ihre Geschäftsbücher hineinblicken lassen?"

„Beruhigen Sie sich . . . wir wissen genau Bescheid!“ höhnte Markus.

„Wenn der Herr wirklich irgendwelche Unterlagen für seine wahnwitzigen Behauptungen hätte,“ ergriff Kriekhaus das Wort, „so hätte er sie sich nur auf dem Wege verschaffen können, daß er oder seine Hintermänner Angestellte der Firma zum Verrat von Geschäftsgeheimnissen angestiftet hätten . . . also auf dem Wege groben Vertrauensbruchs, strafbarer Verführung, kurz auf unmoralischem und verbrecherischem Wege!“

„Erlaubte Waffen im sozialen Kampfe!“

„Hoho! Hört! Hört!“ brummte Vater Sieper — zornrot glühte des Fabrikanten derbgeschnitztes Antlitz.

„Ich muß dringend um Ruhe und Einhaltung der parlamentarischen Ordnung bitten!“ rief Ratzel, der im Kopfrechnen, zumál im angewandten, kein Held war, und dem alle diese Riesenzahlen wirr durch den Schädel wirbelten.

„Ich bitte ums Wort!“ rief Markus.

„Augenblicklich hat der Vorsitzende mir das Wort erteilt!“ schrie Kriekhaus.

„Der Herr Vertreter der Arbeitgeberin hat das Wort, und ich bitte jetzt dringend, ihn nicht mehr zu unterbrechen!“ befahl Ratzel. Er richtete sich auf im Vollbewußtsein seiner Autorität als Verhandlungsleiter, dieweil ihm das innere Verständnis für die Sachlage völlig zu schwinden drohte.

„Ich kann nur wiederholt versichern," fuhr Hannemann fort, „daß die Kalkulationen der Firma auf eine sechsprozentige Verzinsung des Anlagekapitals gestellt sind, und konstatiere nochmals, daß die Forderung einer zehnprozentigen Lohnerhöhung in Verbindung mit der Herabsetzung der Arbeitszeit um eine Stunde gleichbedeutend ist mit einer Mehrbelastung des Budgets der Firma um mehr denn sechs Prozent des buchmäßigen Geschäftswertes. Schon diese Sachlage beweist, wie unsinnig und unerfüllbar die Forderung ist."

„Aber der Geschäftswert ist in Wirklichkeit viel höher, als er bei der Gründung der Gesellschaft angegeben worden ist," schrie Markus dazwischen. „Man hat ihn viel zu gering beziffert, um den Staat um die Umwandlungssteuer zu betrügen!"

„Herr Markus, ich muß Sie nochmals ersuchen, nicht eher das Wort zu ergreifen, als bis ich es Ihnen erteile!" rief Ratzel. „Ich werde sonst von meinen sitzungspolizeilichen Befugnissen gegen Sie Gebrauch machen und Sie in eine Ordnungsstrafe nehmen! — Fahren Sie fort, Herr Hannemann!"

„Ich muß den Herrn, der mich mit seinem Zwischenruf unterbrochen hat," sagte Hannemann langsam und malitiös, „darauf aufmerksam machen, daß er mit seiner beleidigenden und völlig aus der Luft gegriffenen Behauptung sich selbst ins Gesicht schlägt! — Denn wenn es richtig wäre, daß

das Gesellschaftsvermögen der Firma einen noch höheren Wert darstellte, als ich erklärt habe, dann würde zwar meine Behauptung widerlegt sein, daß die geforderte Mehrbelastung des Budgets einem Verhältnis von sechs Prozent des Gesellschaftsvermögens gleichkomme, nicht aber die viel wesentlichere Behauptung, daß der Geschäftsgewinn bei Berücksichtigung der Lohnerhöhung so sehr zusammenschrumpfen würde, daß er eine ausreichende Verzinsung des Gesellschaftskapitals nicht mehr darstellte, und demnach eine Fortführung des Betriebes als kaufmännischer Wahnsinn und Selbstmord erscheinen müßte!"

„Jawoll, so es et!" bekräftigte Carl Sieper. „Wenn die Arbeiter nitt genug haben mit ihrem Lohn, den sie jetz kriegen, dann machen wir die Bude zu on verkloppen datt Grundstück als Bauterrain, do stehn wir uns dann besser bei!"

„Herr Sieper, ich ersuche auch Sie, das Wort nicht zu ergreifen ohne meine Genehmigung!" sagte Ratzel. Der alte Sieper zuckte mit den Achseln und schwieg . . .

Nun erbat und erhielt Markus das Wort.

Es sei soeben seitens des Herrn Sieper eine Äußerung gefallen, die kaum anders denn als ein sehr unziemlicher Scherz aufzufassen sei — die Drohung, den Betrieb zu schließen und die Fabrik als Bauterrain zu verkaufen. Dieser kindliche Ein-

schüchterungsversuch mache selbstverständlich auf die Arbeiterschaft nicht den leisesten Eindruck. Die Arbeiterschaft, soweit sie zielbewußt in den Ausstand getreten sei —

„A watt, zielbewußt!“ schrie Sieper dazwischen. „Aufgestocht on verführt durch gewissenlose Hetzer on Volksaufwiegler von Ihrer Sorte!“

„Ruhe, Herr Sieper!“ donnerte Ratzel.

Achselzuckend fuhr Markus fort: der ausständige Teil der Sieperschen Arbeiter wisse ganz genau, daß die Firma im Begriff sei, ein neues Stahlgewinnungsverfahren in Betrieb zu setzen, und daß ihre Inhaber sich von diesem Ergebnis eine ganz ungeheure Vergrößerung ihrer Einnahme versprächen. Es sei Sache der Arbeiterschaft, den Fabrikanten von vornherein klarzumachen, daß sie, die Arbeiter, von diesem Augenblick an ebenfalls eine Verbesserung ihrer Einkommensverhältnisse erwarten müßten.

„Wieso denn? Von wegen watt denn?“ rief Sieper. „Hannt de Arbeiter datt Patent gekauft oder wir? Hannt de Arbeiter de neuen Maschinen angeschafft oder wir?! Ja, wenn de altgedienten Werkmeister on Vorarbeiter kämen on wollten Lohnerhöhung haben! Aber neh — die wissen ganz genau, datt wer us nitt lang nötigen lassen on aus freien Stücken am Lohn zulegen, wenn et uns gut geht! — Aber wer kommt und will Zulag hann? De jung ungelernten Knösels, die noch nitt emal en Feilenhau-

maschine bedienen können oder en gewöhnlichen vierkantigen Stahlknüppel schmieden! On wenn et wirklich diesen Winter en Aufschwung gibt — wer hat datt Verdienst daran, die Arbeiter oder wir? Neh, junger Herr, gonnt Se märr bei unsre Werkmeister on fragen Se die, wie et sech bim Sieper arbeit!" —

Markus wies auf Schmittsiefer.

„Joh, der Meister Schmittsiefer!" sagte Sieper. „Der hat viel Unglück in seinem Leben gehabt . . . der is von Not on Kummer weich gekloppt, sonst wären Sie an den nitt herangekommen mit Ihren ungaren Ideen!"

Hilflos und fassungslos starrte Ratzel von seinem Präsidentenstuhl auf das erregte Bild zu seinen Füßen: leise und fieberhaft diskutierend stand hüben die Gruppe der Fabrikanten, heftig gestikulierend und halblaute Flüche und Verwünschungen stammelnd, drüben die beiden ergrauten Arbeiter und ihr jugendlicher Wortführer. Die Beisitzer waren gleichfalls in zwei Lager geteilt . . . mit roten Gesichtern flüsterten zur Rechten Ratzels die Arbeitgeber, voll Empörung und instinktiver Parteinahme für die Standesgenossen steckten zu seiner Linken die Arbeiterbeisitzer die flammenden Köpfe zusammen . . . Einsam saß nur er inmitten, der Jurist, der all diesen Verhältnissen des industriellen Lebens gegenüberstand mit dem lähmenden Bewußtsein seiner Ahnungslosigkeit, des völligen Mangels jeglichen Maßstabes... Wohl

stand er seit zehn Jahren in der richterlichen Praxis — aber während der neuneinhalb Jahre, während deren er in einem Landstädtchen in der Nähe von Magdeburg tätig gewesen war, hatte er nur Bagatellsachen mit ganz einfach liegenden Tatbeständen und unbedeutenden Streitobjekten abzuurteilen gehabt... für die großen Verhältnisse, um die es sich hier handelte, fehlte seiner Gelehrtennatur das Vorstellungsvermögen, seiner bureaukratischen Ausbildung die Anschauung, seinem Beamtendünkel die Anpassungs- und Einfühlungsfähigkeit ... Seine einzige Zuflucht war das vertraute Gefilde der Paragraphen ... ihre Sprache verstand er ... Den Mund aufzutun und ein Wort zur Sache zu sprechen wagte er nicht ... jede kleinste Äußerung würde dargetan haben, daß er kaum imstande war, sich ein ungefähres Bild der Sachlage zu machen ...

So flüchtete er denn zu seinem geliebten Gesetz. ... Unruhig blätterten seine knochigen Finger in dem Texte des Gesetzes, betreffend die Gewerbegerichte, überflogen den dritten Abschnitt, der von der Tätigkeit der Gewerbegerichte als Einigungsamt handelte, „in Fällen von Streitigkeiten, welche zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses entstehen“ ... ja, das war das geliebte Juristendeutsch, das verstand er ... fand den Paragraphen 65:

„Nach erfolgter Klarstellung der Verhältnisse ist in gemeinsamer Verhandlung jedem Teile Gelegenheit zu geben, sich über das Vorbringen des andern Teils . . . zu äußern.“

Na ja, das hatte er doch redlich besorgt . . .

„Demnächst findet ein Einigungsversuch zwischen den streitenden Teilen statt —“

Ein Einigungsversuch? Ja, wie fing man das überhaupt an? Sollte man den Fabrikanten nahelegen, eine Lohnerhöhung zu bewilligen? Vielleicht zum Teil? Und den Arbeitern, auf einen Teil ihrer Forderungen zu verzichten? —

Aber er wußte doch gar nicht, was die Billigkeit verlangte! Er hatte doch keine Ahnung, wer eigentlich im Rechte war! Er kannte ja alle diese Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung, hatte niemals in seinem Leben eine kaufmännische Kalkulation oder Gewinnberechnung gesehen, kannte die Grundsätze nicht, nach denen ein Kaufmann überhaupt den Preis seiner Waren bestimmt, die Höhe der Löhne ermittelt, die er zahlen darf, ohne sich zu ruinieren . . .

Wie sollte er da reden, raten, vermitteln?

Und wie ein Stoßseufzer stieg es aus seiner Seele: Wenn doch Tönnies hier wäre!

Der hatte ja auch keine andere Ausbildung bekommen als er selber . . . aber während er auf seiner Stube einsam hinter Kommentaren und gelehrten Abhandlungen gesessen, hatte Tönnies am Stammtisch

mit den Remscheider Kaufleuten und Fabrikanten manch offenes und freundschaftliches Wort über industrielle und kaufmännische Interessen gesprochen ... hatte die Hoffnungen und Sorgen, die ganze Weltanschauung und die Existenzbedingungen dieser Menschenklasse kennen gelernt ...

Er hätte gewußt, auf welcher Linie überhaupt die Möglichkeit einer Einigung lag ...

Das wußte Ratzel nicht, und so wäre jedes Wort zum Frieden eine Blamage für ihn geworden ...

Er war zur Ohnmacht verurteilt durch den Geist, der über seiner Berufsbildung und Berufsübung gewaltet hatte, den lebens- und gegenwartfremden Geist des Schematismus, des Paragraphentums, der hochmütigen Standesexklusivität.

Und unten an der Schmalseite des grünen Richtertisches, neben den Arbeiter-Beisitzern, saß als Gerichtsschreiber der Referendarius Achenbach und verfolgte glühenden Auges, fiebernden Herzens den Gang der Verhandlung ... Warum durfte er nicht auch, wie seine Altersgenossen drunten, eingreifen in den Kampf der Stunde, in den Kampf der Zeit?

Oh, wie gerne hätte Werner dem ungestümen Drang seines Herzens gefolgt und das Wort ergriffen statt dieses dürren, unfruchtbaren, unfähigen Mannes auf dem Präsidentenstuhl — des Mannes, den er schon einmal besiegt hatte im Kampf um den Preis des Lebens! — Er würde die Worte finden,

welche die Stunde verlangte, würde einen Vorschlag zur Einigung finden! Wohl war er jung, unreif, unerfahren ... aber mußte man nicht vielleicht das alles sein, um unbeirrt durch eingerostete Vorurteile, verknöcherte Überlieferungen das Rechte zu sehen, das einfach war und auf der Hand liegend wie jede tiefe Wahrheit? Das Rechte, das ja doch auch die Männer um ihn herum alle sahen — fühlten — ahnten... nur daß einen jeden ein einseitiges Interesse hinderte, es auszusprechen! Mußte man nicht vielleicht jung und naiv sein wie Siegfried, als er den Lindwurm fällte, wie Goethe, als er den Götz, wie Schiller, als er die Räuber schuf? Das waren alles halbe Knaben gewesen, als sie den Speer ins Herz des Drachens stießen ...

Mochten die Geschäftsherren es immerhin ablehnen, jetzt im Augenblick den Lohn der Arbeiter zu erhöhen, jetzt, wo noch gar nicht abzusehen war, ob die Hoffnungen sich erfüllen würden, welche sie auf das neue Verfahren setzten!

Aber später, wenn das Resultat übersehbar wäre ... konnten sie nicht dann, wenn sie einen reichen Herbst in die Scheuern gebracht hätten — konnten sie dann nicht der Riesenschar ihrer Mitarbeiter einen bescheidenen A n t e i l an dem mit ihrer Hilfe eingeheimsten Erntesegen abgeben? Wäre das zuviel verlangt, wäre das nicht — g e r e c h t gewesen?! Sollte sich nicht bei allgemeinem gutem Willen eine

Form finden lassen, vertragliche Grundsätze für eine solche Beteiligung schon jetzt festzulegen und dadurch den Kampf, den Streik, das allgemeine Elend, den allgemeinen Verlust und die unsühnbare Verbitterung zu vermeiden?! —

Immer mächtiger wurde dieser Gedanke in seinem jungen Herzen. Er meinte zu ersticken an der Pflicht, welche ihm vorschrieb, als stummer Zuschauer dem wogenden Kampf der Interessen, Meinungen, Reden beizuwohnen, ohne diesem Gefühle Worte leihen zu dürfen . . .

Das Experiment da unten würde gelingen . . . er fühlte es — und dann würden die Arbeitgeber am Ende des Geschäftsjahres schmunzelnd Bilanz machen und den nach Hunderttausenden zählenden Reingewinn seelenvergnügt in die Tasche stecken, ohne der Schar ihrer achthundert Arbeiter davon einen Pfennig abzugeben . . .

War hier nicht das gegebene Feld für einen Ausgleich. — den anzustreben das Gewerbegericht doch gesetzlich verpflichtet war?!

Und während die Parteien und die Beisitzer des Gerichts alle durcheinanderschrien und einander klar zu machen suchten, hüben, daß die Arbeiter mit ihrer Lohnerhöhungsforderung, und drüben, daß die Unternehmer mit ihrer kategorischen Weigerung im Rechte seien — während der Vorsitzende hilflos und ratlos in ihrer Mitte saß und sich auf den fruchtlosen Versuch

beschränkte, mit fuchtelnden Armen, mit erregtem Aufbrausen, mit schrillem Klange der Präsidentenklingel die Ruhe und parlamentarische Ordnung wiederherzustellen, formten sich in Werners Kopf blitzschnell die Gedanken . . .

Wenn das Geschäftsjahr zu Ende wäre, dann müßte ja doch ohnehin Bilanz gemacht und der Reingewinn der Gesellschaft ziffernmäßig festgestellt werden . . . dann könnte ja doch von diesem Reingewinn ein angemessener Bruchteil, vielleicht ein Viertel, zur Verteilung an die Arbeiter bestimmt und unter diese nach Verhältnis des von einem jeden im Geschäftsjahre verdienten Lohnes ausgeschüttet werden — das wäre doch ein ganz einfacher, gangbarer Weg . . ., die Grundlagen für ein solches Vorgehen müßten sich doch an der Hand der Bücher und Lohnlisten spielend gewinnen lassen.

Mochten immerhin die ganz ungelernten Arbeiter, sie, deren Tätigkeit keine größere Bedeutung für das Gesamtergebnis der Fabrikation hatte als irgendein seelenloser Maschinenteil — mochten die immerhin zunächst von dem Gewinnanteil ausgeschlossen bleiben, bis sie sich zu Qualitätsarbeitern emporgerungen! Aber die andern — die tüchtigen, die altgedienten! —

War da nicht ein Ausgleich möglich, notwendig, sittlich geboten und heilsam für alle Teile, wies er nicht den Weg zum sozialen Frieden, den Weg zur

Gerechtigkeit, zur dauernden Verständigung, zu einer besseren Zukunft?! —

Aber: warum sahen die andern alle diesen Weg nicht —? Alle die erfahrenen, bewährten Männer?!

Weil sie ihn nicht sehen wollten...

Die Arbeitgeber nicht, weil er ihnen zu viel nahm — die Arbeiter nicht, weil er ihnen zu wenig gab...

Partei hüben — Partei drüben ...

Und der Richter, der sie hätte einigen sollen — der versagte ...

Er kannte ja nur „rechtserhebliche Tatsachen“ keine „sozialen Sentiments“ ...

Nun, wenn denn der Richter nicht sah — und die Parteien nicht sehen wollten — dann sollten sie wenigstens hören — —

Vielleicht würden sie alle lachen — verlachen den jugendlichen Schwärmer ...

Einerlei — das Wort, das einmal ausgesprochene, das würde nicht mehr zu morden sein ...

Es flimmerte Werner vor den Augen, er fühlte, daß diese allmächtigen Empfindungen ihn ersticken müßten, wenn er ihnen nicht Luft machte ...

Aber er saß ja doch hier als Beamter, als Gerichtsschreiber — — war nichts als eine Maschine, als ein seelenloser Registrierapparat ... eine unerhörte Unkorrektheit, eine Disziplinwidrigkeit schlimmster Art, zudem eine nie dagewesene Arroganz und Überhebung würde es sein, wenn er hier überhaupt

den Mund auftäte, wo sein Chef als Vorsitzender hilflos verstummte, wo soviel Vertreter der beteiligten Interessen in schroffer Zerklüftung einander gegenüberstanden . . .

Mühsam hatte Ratzel die Ruhe wiederhergestellt . . .

„Meine Herren, wenn Sie sich nicht entschließen können, die Ordnung der Sitzung innezuhalten, dann bin ich zu meinem Bedauern genötigt, mit sitzungspolizeilichen Maßregeln vorzugehen!“

Das war seine ewig wiederkehrende Phrase, das einzige, was ihm einfiel, das stumpfsinnige Pochen auf seine richterliche, präsidiale Autorität . . .

Aber es wirkte für den Augenblick. Stille trat ein. „Meine Herren, ich glaube, Ihnen allen jetzt ausreichend Gelegenheit gegeben zu haben, Ihre Ansichten zu äußern. Das Gericht wird nunmehr, da der Versuch, eine Einigung herbeizuführen, anscheinend definitiv gescheitert ist, zur Beratung über einen Schiedsspruch abtreten.“

„Ich bitte ums Wort, Herr Vorsitzender!“ sagte da plötzlich der Gerichtsschreiber, der Referendarius Achenbach mit vor Aufregung bebender Stimme. Er hatte sich erhoben. Sein junges Gesicht glühte. In stummer Verblüffung fuhren alle Gesichter zu ihm herum.

Ratzel war starr. „Ich habe wohl nicht recht verstanden, Herr Referendar! Sie scheinen zu ver-

gessen — daß Sie weder zu den Beisitzern des Gerichtes noch zu den Vertretern der streitenden Parteien gehören und also gesetzlich keinen Anspruch darauf haben, hier zum Worte verstattet zu werden ... ganz abgesehen davon, daß Sie hier als Gerichtsschreiber fungieren und sich also innerhalb der Schranken Ihrer Dienststellung zu halten haben."

Werner errötete noch tiefer. „Das alles weiß ich ganz genau, Herr Amtsrichter ... ich weiß, daß es ganz ungehörig ist ... daß ich hier überhaupt wage, den Mund aufzutun ... aber ... ich möchte ... ich habe einen Gedanken ... einen Vorschlag ..."

„Vorschläge haben Sie hier nicht zu machen, und Ihre Gedanken interessieren uns nicht!"

„Herr Amtsrichter — ich meine, es kommt doch darauf an, daß ein Ausgleich gefunden wird — — wie, das ist doch nicht so sehr wesentlich — und da möchte ich —"

„Schweigen Sie!" donnerte der Amtsrichter, nun plötzlich unfähig, seinen Haß und seine Wut noch länger zu bemeistern. „Ich verbitte mir diese Dreistigkeit, Herr Referendar! Sie scheinen keine Ahnung zu haben, was Ihre Berufsstellung und Ihr Amtseid von Ihnen erheischt!" —

Stumm und verdutzt hatten die Beisitzer und die Parteivertreter drunten das unerwartete Intermezzo verfolgt.

„Herr Amtsrichter, laß wir doch den jungen Herrn

mal anhören!“ sagte der Gatte der Frau Elfriede Reininghaus. „Vielleicht hat er ja en guten Einfall, un wenn nicht, dann is et ja kein Unglück, et is hier heut schon so viel geredet worden, et kommt wirklich auf en paar Worte mehr oder weniger nich mehr an.“

Beifällig murmelten die Beisitzer.

„Ja gewiß, laß wir doch mal hören, wat er will!“

„Das ist unzulässig, meine Herren, und ich bedaure, Ihrem Wunsche nicht Folge leisten zu können,“ schnarrte Ratzel. „Ich bin meiner vorgesetzten Behörde dafür verantwortlich, daß die gesetzlich vorgeschriebenen Förmlichkeiten der Verhandlung vor dem Gewerbegericht innegehalten werden, und darf es nicht dulden, daß ein junger Beamter, den ich zur Wahrnehmung des Dienstes eines Gerichtsschreibers und nebenbei zum Zweck seiner Ausbildung in diese Verhandlung mitgebracht habe, hier das Wort ergreift, das nach dem Gesetz nur“ — er verfolgte mit dem Finger den Wortlaut des Gesetzesparagraphen — „dem Vorsitzenden, den Vertretern beider Teile, den vorgeladenen Auskunftspersonen und — durch meine Vermittelung — auch den Herren Beisitzern zum Zweck der Fragestellung zusteht. Damit ist der Zwischenfall erledigt. Wenigstens für das Gewerbegericht — was ich mit dem Herrn Referendar noch abzumachen haben werde, steht auf einem anderen Blatt.“

Empört und beleidigt schwiegen die Versammelten einen Augenblick. Der freie, zwängendem Formalismus abholde Geist der rheinischen Gaue lehnte sich auf wider eine so buchstabendienerische Handhabung des Gesetzes in einer Versammlung, die doch einem Zweck öffentlicher Wohlfahrt diente und unter dem Geiste der Freiheit und des gegenseitigen Wohlwollens hätte stehen müssen.

Ratzel erhob sich und schloß ab:

„Ich konstatiere, daß aus der Mitte der gesetzlich zum Personal der Verhandlung gehörigen Personen Anregungen zu einem wirksamen Einigungsvorschlage nicht gegeben wurden — — ich meinerseits bin indessen nach Paragraph 67 des Gesetzes verpflichtet, dahin zu wirken, daß, falls eine Einigung nicht zustande kommt, ein Schiedsspruch abgegeben wird. Zuvor möchte ich noch die Frage an die Herren Vertreter der Arbeitgeberin richten, ob sie denn bereit sind, anstatt der geforderten zehnprozentigen Lohnerhöhung eine solche in geringerer Höhe, etwa von fünf Prozent, zu bewilligen?"

„Nitt en rueden Heller!" rief der alte Sieper, „nitt en Boxenknopp!"

„Nun, das ist wenigstens eine unzweideutige Erklärung," sagte Ratzel. „Bei dieser schroff ablehnenden Haltung der Arbeitgeberin liegt also der Fall des Paragraphen 67 einwandfrei vor, und das

Gericht wird sich demnach jetzt zur Beratung über einen Schiedsspruch zurückziehen."

„Meine Herren," rief da Werner keuchenden Atems, „ich bitte, mich anzuhören!"

„Sie sollen den Mund halten, Herr Referendar!" schrie Ratzel.

„Nein, ich rede!!! — Meine Herren, ich wage es, Ihnen einen Vorschlag zu machen!"

„Herr Referendar, Sie sind als Gerichtsschreiber abgelöst! Ich fordere Sie nunmehr auf, den Gerichtssaal sofort zu verlassen! Das Weitere findet sich morgen!"

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können, Herr Amtsrichter! Aber die Herren sollen meinen Vorschlag hören!"

In fieberhafter Erregung umdrängten die Parteivertreter den Richtertisch; alle Beisitzer hatten sich erhoben, und jeder hing an dem Munde des Jünglings, für den schon sein entschlossenes Auftreten sprach.

„So'n Donnerkielsjong!" tönte die tiefe Stimme eines der Arbeiterbeisitzer in diese sekundenlange Totenstille.

„Meine Herren — die Firma bewilligt den gelernten Arbeitern anstatt der geforderten Lohnerhöhung einen Anteil von fünfundzwanzig Prozent des bilanzmäßigen Reingewinnes für das laufende Geschäftsjahr, zahlbar binnen einem Monat nach

Bilanzabschluß und zwar im Verhältnis des im Geschäftsjahr verdienten Arbeitslohnes —"

Es war heraus; eine Sekunde tiefen Schweigens . . .

Es war heraus . . . der Schwärmergedanke war Wort, war Klang geworden . . .

„Bravo, bravo!" klang's da plötzlich von der Tür des Sitzungssaales in die Stille hinein. Alle Köpfe fuhren herum . . . Tönnies war eingetreten, von allen unbemerkt, noch im Jagdanzug, wie er von der Reise kam, und hatte die letzten Wechselreden mitangehört.

„Guten Abend, meine Herren!"

„Guten Abend, Herr Rat!" klang's wie mit hörbarem Aufatmen aus dem Munde der Versammelten. Da war er, den sie alle liebten, alle verehrten, alle schmerzlich vermißt hatten . . .

Und „Guten Abend, Herr Kollege!" Tönnies trat auf Ratzel zu. „Ich danke Ihnen für gütige Stellvertretung bis zu diesem Augenblick. Wenn et Ihne recht is, so übernehm ich fernerhin die Leitung der Ausgleichsverhandlung."

„Ich weiß nicht," stotterte Ratzel verwirrt, „ob ein solcher Wechsel in der Person des Vorsitzenden während der Verhandlung dem Wortlaut des Gesetzes —"

„Ich glaub, die Verantwortung für diese Formälität könne Se mir überlasse, Herr Kollege. Über

de Dienstbetrieb des Königlichen Amtsgerichts führen Sie die Aufsicht — die hier versammelte Behörde ist indessen das Königliche Gewerbegericht, und dessen Vorsitzender bin ich schon gewesen, als sich Remscheid noch längst nicht des Vorzuges Ihrer Gegenwart zu erfreuen hatte. Also nochmals, schön Dank, Herr Kolleg —“ Er trat mit einem raschen Schritt auf den Präsidialsessel zu und ließ sich nieder.

Ratzel stand einen Augenblick unschlüssig, was zu tun.

„Herr Referendar Doktor Achenbach, ich wünsche Sie morgen vormittag zehn Uhr in meinem Amtszimmer zu sprechen!“

„Jawohl, Herr Amtsrichter!“

„Guten Abend, Herr Kollege! Guten Abend, meine Herren!“

Und steif und würdedurchdrungen schritt Ratzel zur Tür.

Da war es um die Haltung der Versammlung geschehen. Der Kommerzienrat Reininghaus platzte als erster mit dröhnendem Gelächter heraus: wuchtig fiel Sieper mit grunzendem Baß ein, in hellem Diskant meckerte Kriekhaus dazwischen; aber auch die Arbeiter lachten schütternd, selbst Markus verzog seinen nervös bebenden Mund zu einem schadenfrohen Grinsen ... und eine hohe, reine Freude lag auf Werners leuchtendem, zuckendem Gesicht.

Mit Mühe hatte Tönnies sich enthalten können,

an der allgemeinen Heiterkeit teilzunehmen. Nun erhob er die Stimme:

„So, meine Herren, nu nehme Se mal widder ruhig Platz un lasse Se uns emal in aller Jemütsruh über de Vorschlag von unserem junge Jerichtsschreiber diskutieren . . . Mir kömmt et so vor, als wenn der junge Herr in seine jugendliche Einfalt en janz jute Jedanke jehabt hätt, wo mer am End zu enem Einigungsvorschlag könnte komme, wie es Jesetz en verlangt un die Sachlag auch."

Werners Vorschlag hatte im ersten Augenblick allen das Herz gerührt. Nun freilich, als es an eine ernstere Erwägung ging — nun kamen den Beteiligten die Bedenken. Die Vertreter der Gesellschaft flüsterten erregt untereinander. Es würde ein Präzedenzfall von unabsehbaren Konsequenzen geschaffen. Beteiligung der Arbeiter am Reingewinn?! Das Gespenst einer neuen Ordnung der Dinge, das bisher nur in nebelhafter Ferne, in den Schriften von Phantasten und Schwarmgeistern gespukt hatte, es hatte Leben gewonnen . . . in ihrer eigenen Mitte hatte jemand gewagt, diese Gedanken auszusprechen . . .

Und einmal ausgesprochen, würden diese Gedanken jemals wieder verschwinden?

Was sollte daraus werden?

Das führte schließlich zu dem sozialistischen Ideal der konstitutionellen Fabrik . . . Es war bedenklich, selbst unter dem Druck einer Ausnahmelage einen

solchen Schritt zu tun ... es war bedenklich — es war direkt gefährlich ...

Und die Arbeitgeberbeisitzer droben am Richtertisch schüttelten gleichfalls in Besorgnis und unheimlicher Ahnung die Köpfe. Was heut der Firma Sieper passierte, würde morgen an die Pforte ihrer eigenen Kontore klopfen ...

Nein, sie hätten niemals ausgesprochen werden dürfen, diese Gedanken — neu waren sie ja nicht in der Welt ... aber hier, in ihrer Mitte, waren sie neu, weil zum ersten Male ein ahnungsloser Jüngling sie ausgesprochen hatte ...

„Is aber egal,“ sagte Kommerzienrat Reininghaus leise zu seinem Nachbar, einem Direktor der Bergischen Stahlindustrie, „Schneid hat der Jung auf alle Fälle. So die unreife Jugendideen, dat legt sich — aber der Muck, der bleibt. Wat meinen Se, Herr Halbach? Der Doktor Mylius, unser Handelskammersekretär, kommt doch zu Ostern nach Berlin in't Ministerium — ob dat am End en Nachfolger für ihn wär — der Jung?“ —

„Hm, da ließ sich drüber reden ... aber dat mit die Prozente, dat is en gefährlichen Unsinn ...“

„Ich weiß et nich ... et hat wat für sich —“ meinte der Präsident der Handelskammer... „über kurz oder lang kommt dat ja doch ...“

Die Arbeiter, Schmittsiefer, Hönneknövel, die Beisitzer droben — hatten das Gefühl, als tage das

Morgenrot einer glücklicheren Zukunft — Markus aber als Vertreter des Vorstandes der sozialdemokratischen Parteileitung mußte von einem solchen Ausgleich fürchten, daß er die Werbekraft der sozialistischen Ideen gefährdete . . . Vom Standpunkt der Parteipolitik aus war nichts eigentlich gefährlicher, als wenn das Kapital Konzessionen machte, welche die Lage des Arbeiters verbesserten . . .

Aber nun hatte Tönnies die Leitung der Verhandlung übernommen. Nun stand über den Parteien ein herzens- und lebenskundiger Mann . . .

Sofort erkannte er, worin das Schwanken, die Unsicherheit der Versammlung ihren Grund hatte: alle fürchteten sich vor dem Präzedenzfall und seinen Folgemöglichkeiten . . .

Und da griff er ein und erklärte: Zunächst sei der Vorschlag des jungen Kollegen keineswegs so neu und unerhört: beispielsweise glaube er sich im Augenblick zu erinnern, daß das Zeißwerk, die große optische Anstalt in Jena, einen noch viel höheren Prozentsatz seines Reinertrages den Arbeitern nach bestimmten Anteilsätzen alljährlich zuführe . . . aber außerdem handle es sich im gegebenen Falle um eine absolute Ausnahme, um eine Situation, die durch die ganz besonderen Umstände der Vergesellschaftung, des Erwerbes einer epochemachenden Erfindung, des Anbruches einer ganz ausnahmsweise glänzenden Finanzperiode geschaffen sei. Nur aus dieser Aus-

nahmesituation heraus sei eine solche Konzession der Arbeitgeberin zu befürworten.

Er wußte ganz genau, daß er mit diesen Ausführungen schwindelte; er wußte, daß eine solche Bewilligung, einmal gewährt, kaum wieder rückgängig zu machen sein würde . . . aber in ihm lebte bewußt und durchdacht ein Ideal sozialen Friedens und gegenseitiger Verständigung, wie es in Werners Herzen aus naivem Ahnen und kindlichem Glauben an die Güte der Menschen und die sieghafte Kraft der Gerechtigkeit erwachsen war.

Und mit überlegener Heiterkeit, in gemütlichem Plaudertone lenkte er die Versammlung dem Ziele zu, das er ersehnte . . . Deutlicher und deutlicher gestaltete sich der Ausgleichsvorschlag heraus, den die Geschäftsführer vor der Versammlung der Gesellschafter, die Arbeitervertreter vor ihren Gefährten zu befürworten in der Lage sein würden.

Und stillselig saß Werner auf seinem Gerichtsschreibersessel . . . er hatte es gewagt . . . er hatte gesprochen . . . ein mutiges Wort hatte er gesagt . . . eine gute Tat getan . . . Friede würde werden . . . Friede auf Erden . . . und den Menschen ein Wohlgefallen . . .

Da wurde plötzlich die Tür, welche aus dem Zuschauerraum des Sitzungssaales zum Flur führte, aufgerissen. Ein paar Arbeiter stürzten herein, auf ihre Delegierten zu:

„Kuement märr grasch! Kuement märr! Ongen en der Fabrik hannt se sech an den Köppen!“

„Wat gibt's da?!“ sagte Tönnies scharf, „wat wollt ihr, Leut?“

„De Streiklütt hannt de Fabrik engeschlohten on wellen de Streikbreker no Fierowend nitt ut der Fabrik hiem gonn lohten! Et gött Krawall on Bluetvergieten!“

Alle Männer waren aufgesprungen. Himmel! Blutvergießen? Krawall? Freiheitsberaubung — Landfriedensbruch — eine Kette von Gewalt und Verbrechen sollte sich aufrollen?! Arbeiter hoben gegen Arbeiter, Kameraden gegen Kameraden die Hand?!

Tönnies hatte sich erhoben: „Meine Herren,“ sagte er, „da scheint en Unglück zu passieren. Ich glaub, et is besser, wir heben die Sitzung hier auf un machen zunächst mal all, datt wir nach de Fabrik kommen. Man kann nitt wissen, wat passiert. Also . . . lassen wir gehen. Und ich erwarte von Ihnen allen, namentlich von euch, ihr Herren aus dem Arbeiterstande, dat ihr euren ganzen Einfluß aufbietet und sorgt, dat keine Dummheiten gemacht werden!!“

XIV.

„Herr Heydenreich, de Frau Sieper aus Remscheid is am Telephon!“

„Is et wat Eiliges?“

Gustav Adolf Heydenreich erhob sich vom Mittagstisch. Er erhob sich ungern. Er war ein starker und leidenschaftlicher Esser und ließ sich in seinen Tafelfreuden ungern stören.

Nach wenigen Minuten kam er ins Familienzimmer zurück. Sein Gesichtsausdruck war zum Erschrecken.

„Ich muß gleich auf den Berg. Beim Sieper streiken se. Et Sophie sagt, et würd bedenklich. Carl sitzt auf em Gewerbegericht mit em Kriekhaus, un de Hugo is en de Fabrik un setzt den neuen Stahlofen in Betrieb. Un de Frauensleut sind ganz allein im Haus. Ich geh sofort herauf. In en Viertelstund geht der nächste Zug.“

Und in ungewohnter Hast machte er sich reisefertig.

Mathilde hatte einen jähen Ruck am Herzen verspürt . . .

Streik in der Sieperschen Fabrik . . . es sei bedenklich . . .

Es würgte etwas in ihrer Kehle . . .

Streik ... das Wort hatte einen unheimlichen Klang für die Tochter des Industriegebiets ...

Zwar die Ausstände in der Textilindustrie des Tales verliefen meist völlig in Ordnung und ohne Gewalttat ... aber droben auf dem Berg bei den Eisenleuten?

Und droben war er ... ihr Werner ... er würde gewiß überall da sein, wo es heiß herging ... in seiner ewigen Neubegier, seinem Drang, den vollen Pulsschlag des Lebens zu fühlen ...

Ob der Vater sie mitnehmen würde, wenn sie darum bäte?

Seit er sie mit handgreiflicher Gewalt ins Elternhaus zurückgeführt, hatte sich das einst so gemütliche Heim für sie in ein grausames Gefängnis verwandelt ...

Sollte sie bitten? Er würde sie von oben bis unten ansehen und wortlos stehen lassen ...

Aber sie mußte hinauf ... eine fürchterliche Angst legte sich atembeklemmend um ihre Brust ...

Sie mußte hinauf ...

Heimlich, unbemerkt — sie konnte leicht entschlüpfen.

Wer fragte groß nach ihr im Elternhause. —

Und immer ein paar hundert Schritte hinterm Vater her ... durch Barmens enge, menschendurchhastete Straßen, in denen alles Eile hatte, niemand behaglichen Ganges schlenderte — und schnell

hineingeschlüpft in die dritte Klasse — das beschnittene Taschengeld wollte kaum langen —

Und in tausend qualvollen Vorstellungen, tausend marternden Phantasien den Berg hinauf — und wieder mit ein paar hundert Schritt Abstand hinter dem Vater her . . .

Er trat ins Siepersche Haus — es war sechs Uhr, und schon dämmerte der Oktoberabend . . .

Gott, welche Pein, dem Schicksal der nächsten Menschen so nahe, so fern . . . und auf der Straße warten müssen, fröstelnd, zitternd —

Nun kam der Vater mit Tante Sieper und Nelly heraus — und alle drei bogen sie in das schmale Gäßchen neben dem Hauptpostamt ein, das zu Tal führte . . . und wieder schlich Mathilde hinterher . . . erst in der Fabrik wollte sie sich zeigen . . . würde sie überhaupt hineinkommen — allein, ungeleitet?!

Und sieh: da stiegen die acht mächtigen Schlöte, deren einer ein dickbauchiges eisernes Wasserreservoir trug, da stieg der mächtige braune Kasten des Kaminkühlers über die Mietkasernen und Schieferhäuschen der Nordstraße empor — nun sah man die Umfassungsmauer, nun trat das Kontorgebäude, nun der Haupteingang hervor: und nun die dunkle Menschenmasse, die ihn umlagerte . . . eine zusammengeballte Gewitterwolke, aus der es wie dumpfer Donner murrte und grollte . . .

Es dunkelte stark . . . Mathilde mußte rascher

ausschreitend den Abstand verkürzen ... nun führte der Vater die beiden Frauen durch Nebengäßchen talwärts, wo ein kleines Hinterpförtchen vom Tale her den Zugang gestattete ... Eben war Mathilde im Begriff, gleichfalls in das Nebengäßchen einzubiegen, da hörte sie rasche Schritte und Männerstimmen hinter sich ... Männerstimmen, die sie kannte — und eine darunter, bei deren Klang ihr Herz aufzitterte vor Glück ... ach, seine langentbehrte Stimme ...

Bebend vor Glück und Grauen blieb sie stehen und ließ die Herren herankommen. — Es war das ganze Personal der Gewerbegerichtssitzung ... allen voran Tönnies, Vater Sieper, Kriekhaus, Werner ...

Erschüttert schauten die Liebenden einander tief ins Auge ...

„Du bist da, Mathilde ... du —"

„Ich mußte, Werner —"

„Wie schön — wie gut —"

Mit ehrerbietiger Freundschaft begrüßte Tönnies die Verlobte seines Untergebenen ... Vater Sieper und Kriekhaus hatten ein Aufglimmen von Freude und Beruhigung auf den tiefernsten Gesichtern, als sei die plötzlich aufgetauchte Lichtgestalt des jungen, schlanken Mädchens eine tröstliche Verheißung ...

„Da vorn, da unten geht deine Frau, Onkel Sieper — und Nelly und mein Vater —"

„Dein Vatter? Extra heraufgekommen? Brav

von em. Kommt, all zusammen, datt wer in de Fabrik kommen."

Mathilde hing an Werners Arm ... eins fühlte des andern Nähe ... o süßes Geborgensein, o Glück, o Gnade ...

Die Augen wollten nicht voneinander lassen ... Im raschen Schreiten fanden sich immer und immer wieder selig die Lippen ... was tat's, ob die Freunde es sehen mochten?

Nun stand man an dem schmalen Pförtchen am unteren Ende der Fabrikmauer, schon fast drunten im Wiesental, hart am Walde, in dessen welkem Laub der Oktoberwind raschelte ... Sieper klopfte ... die Portiersfrau, am ganzen Leibe zitternd, öffnete ... sie war hier stationiert, um Freunde der Firma einzulassen, die kommen mochten ...

Und hastig durchschritt die Gruppe die hallenden Höfe zwischen den hohen schweigenden Maschinenhallen — an Haufen rostender Eisenabfälle, aufgetürmten Massen von Rohmaterial vorbei ...

Immer schneller ward der Marsch ... von droben scholl schon dumpf das Brausen der erregten Menge ... manchmal war's, als flögen Steinwürfe gegen die Mauern des Kontorgebäudes ... und nun, klirr, sprang eine Fensterscheibe ...

„Herrgottsdunnerkiel!" fluchte Sieper. „Verdammte Halunken!"

Und weltvergessen, im raschen Schreiten, küßten sich Werner und Mathilde . . .

— — — — — — — — — — — —

Hugo Sieper und seine Gäste hatten der Abfüllung der ersten Charge des neuen Ofens eine Zeitlang zugeschaut und sich dann auf Einladung ihres Wirtes ins Kontor zu einem kleinen, auserlesenen Frühstück begeben. Gleichzeitig hatten die Chemiker der Firma sich über die Gußproben hergemacht, sie angebohrt und auf sorgfältig vorbereitetem, unendlich kompliziertem System von Apparaten die genaue Analyse eingeleitet.

Inzwischen hatten die Arbeiter unter Aufsicht des jungen Betriebsingenieurs eine zweite Charge vorbereitet . . . man würde Tag und Nacht durcharbeiten und konnte dann binnen vierundzwanzig Stunden zehn Chargen sieden . . . mit einem Materialwert von sechzigtausend Mark . . . an einem Tage . . . Himmel, wenn das Experiment sich als dauernd lebensfähig erwies . . . was für ein Aufschwung würde das werden?!

Beim Frühstück ging's minder hoch her, als das unter normalen Verhältnissen nach einem so hoffnungsvollen, so über alles Maß glänzenden Gelingen des Versuchs der Fall gewesen sein würde. Wenn die Blicke der Schmausenden einmal durch die rautenförmigen Luken der Rohrvorsetzer auf die Straße fielen, dann konnten sie dort das unheimliche Treiben

der Ausständigen beobachten ... Zwischen den dunklen Massen der auf und ab schlendernden Männer, Weiber und Kinder blinkten die Pickelhauben der aus dem ganzen Stadtgebiet zusammenkommandierten Schutzleute ...

Mehrere Kommissare, ja der hagere, nervöse Polizeiinspektor selbst organisierten den Aufsichtsdienst ... und wenn im Gespräch der Gäste eine kleine Pause entstand, dann grollte das dumpfe Brausen der erregten Menge herauf und das monotone Schnarren der Schutzmannsstimmen:

„Weitergehen! Nicht stehen bleiben! Auseinandergehen!“

Und dann wieder von drunten aus dem Werk das dumpfe, taktmäßige Stampfen des Sechzig-Zentner-Fallhammers, aus der Feilenhauerei das leisere Schnurren und Rattern der Haumaschinen ... ein Beweis, daß die Arbeit drinnen in der Fabrik nicht völlig stille stand ... daß die ruhigen Elemente der Arbeiterschaft nicht müßig bleiben mochten.

Kling, kling!

Hugo Sieper hatte ans Glas geschlagen.

„Meine Herren!“ Seine kräftige Gestalt stand hochaufgerichtet. Seine Stimme klang wie auf Übung im letzten Frühjahr draußen bei Düsseldorf in der Golzheimer Heide vor der Schwadron.

„Meine Herren! Die Leute, die uns da unten nach besten Kräften de Stimmung verderben wollen,

die sollen nit ihren Willen kriegen. Wir freuen uns, ja, Gottverdeck, dat tun wer, un haben alle Veranlassung dazu. Gut hat et gegangen, un noch besser wird et gehen. Wir haben all zusammen en ordentliche Portion Arbeit un Unruh gehabt in den letzten Wochen und Monaten ... Aber nu sind wer auch da! —

Et maintenant, messieurs —"

Das Französische floß ihm glatt von den Lippen, doch in breitester bergischer Aussprache. —

„— il faut saluer le grand inventeur de la nouvelle procédure — le professeur Héroult, notre génial ami à Paris ... monsieur Dumoulin, son aimable réprésentant, aura la bonté d'exprimer à son mandant nos salutations, nos remerciements et nos félicitations sincères!"

Dankend neigte der soignierte Franzose den gelichteten Scheitel.

„Un nu, meine Herren, bitte ich Sie, mit mir et Glas zu erheben un auf gut un glücklich Gedeihen anzustoßen. Laß sie da unten schreien un schimpfen ... wir sorgen für uns, un damit sorgen wir auch am besten für die da unten ... besser als all die Hetzer un Demagogen un Volksaufwiegler ... unsere Arbeit, meine Herren, un dat se Segen bringen soll für Stadt un Land un Arbeitgeber un Arbeiter — unsere Arbeit, meine Herren!"

Die Gläser klangen zusammen ... Intelligenz und Kapital feierten ihr Siegesfest. Und in das feine Singen der Sektkelche klang das dräuende Grollen des arbeitenden Volkes ...

Meldung kam, daß die zweite Charge zum Sieden fertig sei ... und die Herren brachen auf, dem hinreißenden Schauspiel des sieghaften Waltens geistgebändigter, geistbeschworener, vom Geiste zu höchster Machtentfaltung gesammelter und gesteigerter Naturkraft beizuwohnen ...

Eben war die Charge in Weißglut, da tönte draußen die Fabrikglocke Feierabend für die Arbeiter des Werkes ... am Schmelzofen ging natürlich die Arbeit ruhig weiter, nur daß die Nachtschicht der Bedienungsmannschaft antrat. Aber die abgelösten Arbeiter der Tagesschicht konnten sich von dem spannenden und ergreifenden Schauspiel des neuen Gießverfahrens noch nicht recht trennen ... sie standen leise plaudernd mit den Ablösungsmannschaften zusammen und berichteten ihnen erregt und begeistert von den bisherigen Erfolgen — wiesen ihnen die bereits erprobten Handgriffe ...

„Datt es en anger Dengen, ös en der Bessemerhötte te stonn, watt, Jonges?“

„Joh, Gottverdeck ... datt es en reiht Plesier, su gett: grad äs wie Ehtzensuppe koken!“

„Do küen mer grad su guet de Froulütt dranstellen, an dänn Pott doh!“

„Ech sinn ewer doch frua, datt ech datt Süpp-
ken do nitt te frehten bruhk!“

Da klang von draußen eine erregte Stimme:

„Herr Sieper . . . Herr Sieper, kuemend Se es
grasch, et gött en Onglöck!“

Und keuchenden Atems stolperte der Portier in
die Halle, stapfte die Treppe hinauf:

„Herr Sieper, die Streiker wellen die angeren
nitt ut der Fabrik hiem gonn lohten!“

„Watt es datt?“

Hugo Siepers Wange, vom Widerschein des
siedenden Stahles rötlich angeglüht, färbte sich noch
dunkler.

„Se sagen: Gett hannt gearbet, äs önke Brüeder
on Kameroden de Arbet dahlgeleiht hannt, nu söllen
gett och arbieden Dag on Neiht, bis datt gett kaputt
gonnt!“

„Ech sall önk wall opp de Köppe kuemen, gett
verdammte Donnerkihls!“

Und unwillkürlich griff Hugo Sieper einen drei
Meter langen, an der Spitze mit Eisenschlacke gelb-
lich überkrusteten Schürhaken als Waffe und sprang
in zwei Sätzen die Treppe hinab. — —

Am Fabriktor drinnen drängte sich die Schar
der Arbeiter, die nach unruhvollem Tagewerk zum
Feierabend nach Hause hatten gehen wollen, zu Weib
und Kind . . . die Ausständigen hatten das Eisentor
von außen zugezogen und hielten es fest. Wüste

Flüche und Drohworte hallten von drinnen und draußen — Fußtritte polterten gegen die Eisentür, grelles Weibergekreisch, Gejohl und Pfeifen klang auf der Straße.

„Streikbreker! Streikbreker! Arbieden söllen gett bis datt gett kaputt gonnt!“

„Lohtend us hiem gonn!“

„Verrecken söllen gett!“

Hugo Sieper sprang zuerst ins Obergeschoß des Kontors empor, um von dort aus die Situation zu überschauen.

Mitten auf der Treppe fiel ihm etwas ein ...

Er kehrte um, an den nachdrängenden Herren seiner Begleitung vorüber schoß er wieder die Treppe hinunter, stellte die Eisenstange, die er trug, in eine Ecke, sprang in sein Privatkontor, riß ein Schlüsselbund aus der Hosentasche und öffnete mit tatternden Fingern ein Schubfach seines Pultes ... der stets geladene Revolver blinkte ihm entgegen.

„Ech sall et önk wall wiesen, gett verdammte Donnerkihls!“

Die Waffe in gekrampfter Faust, sprang er die krachenden Stiegen hinan.

— — — — — — — — — — — —

XV.

Der alte Hönneknövel hatte mit den Juristen und Fabrikanten nicht Schritt halten können. Und Schmittsiefer und Markus hatten den greisen Genossen nicht im Stich lassen mögen. Hinkend auf den schwerfälligen, gichtischen Beinen keuchte der Riese zu Tal, beide Arme in die Ellenbeuge seiner Begleiter geschoben.

„De Fabrik hätt mihnen Jongen kaputt gemackt — jetz mak ech de Fabrik kaputt!“

So brüllten seine fieberhaft durcheinander gehetzten Gedanken, so keuchte sein schlotternder Mund.

Und wie sich nun das Bild der Fabrik aus dem Schatten des Dunkels löste, die Silhouette der schwarz aufstarrenden Schornsteine sich in den besternten Nachthimmel hineinzeichnete, von den weißen Kugeln der elektrischen Bogenlampen von unten her mit einem Silberschimmer umrandet — wie nun immer deutlicher und deutlicher das Brausen der wütenden Menge vom Tor her heraufscholl, das Schmettern der Steinwürfe, das Klirren der Fensterscheiben . . . da überkam alle drei Männer der Blutrausch . . . in ihren Tiefen erwachte die jahrtausendelang einge-

schläferte Bestie, zähnefletschend, lechzend nach Vernichtung . . .

Und Markus kostete wollüstig dies nie gekannte Gefühl . . . seine Kehle wurde trocken, sein Atem ging keuchend, er mußte schreien — singen . . .

Und in entsetzlich falschen, heiseren Tönen brüllte er die betörenden Rhythmen, die aufpeitschenden Worte der Arbeitermarseillaise . . .

Gellend fiel Schmittsiefer ein . . . vor seinem Auge flimmerte das Bild seiner toten Tochter . . . Seine verworrenen Gedanken vergaßen, daß der Mann da zwischen ihnen, den er jetzt Genossen nannte, seine Tochter in den Tod getrieben durch seinen Starrsinn . . . ihm war, als müsse er auch den jammervollen Untergang seiner Ältesten heut an den verhaßten Kapitalisten rächen . . .

Sie kamen an die johlende Menschenmenge heran . . . eben entwaffnete die Masse das schwache Polizeiaufgebot, das just auf Kommando des Polizeiinspektors hatte blank ziehen wollen . . . eng an die Fabrikmauer gepreßt, kamen die Beamten gar nicht so weit, die Waffen frei zu bekommen . . . Man entriß ihnen die Plempen und zerbrach sie, schlug ihnen den Helm vom Kopfe, Faustthiebe droschen auf ihre Schädel nieder, nägelbeschlagene Stiefel krachten gegen ihre Schienbeine.

„Drop, Jonges, drop!“ brüllte der alte Hönne-

knödel, wie er einst als Gefreiter der Maikäfer bei Sedan gebrüllt hatte . . .

„Schlonnt de Fabrik en Brocken . . . alles en dusend Brocken!"

Da schob sich die dichtgekeilte Masse vorwärts, unhemmbar, unwiderstehlich . . . von wuchtigen Fäusten geschwungen keilten Pflastersteine gegen das Eisentor . . . hier und dort schwangen sich gewandte Burschen, von einem Dutzend Hände gehoben, zum Mauersims empor . . .

In diesem Augenblick blitzte am Fenster des Kontorgebäudes ein Flämmchen auf — eine Kugel pfiff über die Häupter der Menge . . .

Der alte Hönneknödel fuhr sich mit der Faust nach der Stirn . . . Sein linker Arm flog steif in die Höhe . . .

Lautlos brach der mächtige Körper zusammen.

Und mit einem einzigen, jäh aufbrandenden Racheschrei warf sich die Menge auf das Eisentor, daß es krachend zusammenbrach.

— — — — — — — — — — — —

In dem Augenblick, da Hugo Sieper, den Revolver in der Faust, aus seinem Privatkontor auf den Flur zurück und die Treppe hinaufgestürzt war, hatte Gustav Adolf Heydenreich mit Mutter und Tochter Sieper den Flur von draußen betreten . . .

„Hugo, nit schießen! Um Gotteswillen!"

Schreiend, weinend, wimmernd hasteten die Frauen hinter Hugo her . . .

Und „Nit schießen! Nit schießen!“ schrien auch Tönnies, Kriekhaus, die Gewerberichter, indem sie hinter den Frauen her die Treppe hinaufpolterten.

Werner vernahm ihre Schreckensschreie, als er wenige Sekunden später mit Mathilde das Tor des Kontors aufriß . . .

Noch immer hing Mathilde an seinem Arm . . . aber jählings waren beide erwacht.

Um Gotteswillen . . . nur nicht schießen . . . er wußte, was das bedeutete, wenn geschossen wurde.

Franzens und Mariens gräßliches Todesduett . .

Nein — nur nicht schießen!

Was war wichtiger und heiliger denn ein Menschenleben?

Und wie sie behende die Stufen hinaufflogen, den Korridor des Oberstocks erreichten, da tönte vor ihnen ein wilder Schrei. Ein Schutzmann, der am offenen Fenster Posten gestanden, taumelte, von einem Stein wider den Mund getroffen, rücklings in den Korridor.

Werner sprang auf den Mann zu, um sich seiner anzunehmen — aber der winkte heftig ab — seine Linke hielt den blutenden Mund, die Rechte wies krampfhaft auf einen Fleck an der Wand . . . und sieh, da flimmerte vor Werners Augen die Glasscheibe eines grauen Holzkastens auf . . . der um-

schloß einen aufgerollten Schlauch mit Messingspitze und einen radförmigen Wasserkran ... den Feuerlöschhydranten ...

Das Nachdenken einer Sekunde ... und nun —

Mit eingekrampften Fingern versuchte Werner das verschlossene Glastürchen aufzureißen ... Es mißlang ... da schlug er mit einem einzigen Hieb der geballten Faust die Scheibe ein ... das Glas splitterte ... heiß rann es über seine Hand ... spritzte in hohem Strahl heiß in sein Gesicht ... in Mathildens Gesicht ...

„Werner — du blutest ja —!“

Er stutzte ... einen Atemzug lang — besah das blutende Handgelenk — den feinen Strahl, der aus der zerrissenen Arterie sprang ...

Da — paff —

Ein Schuß war gefallen im Zimmer nebenan ...

„Vorwärts — du bleibst hier und drehst auf!“ Er riß den Schlauch heraus, rollte ihn ab und rannte damit zum Korridorfenster — von dort aus bog er sich weit hinaus und sah dicht unter sich die Toröffnung ... eben krachte das Tor, wankte, neigte sich nach hinten ... von den Fäusten der eingeschlossenen Arbeiter drinnen noch gestützt, von draußen her mit immer wütenderen Hieben erschüttert ... und außerhalb der Mauer ein brüllendes, anschäumendes Meer von Köpfen mit stieren Augen, vom weißen Licht der Bogenlampen grell übergossen — nichts als

wahnsinnige, vom Blutrausch zu entsetzlichen Fratzen verzerrte Menschengesichter, zur Faust geballte, in gierigem Tigergriff emporgekrallte Menschenhände — nein, Tatzen, Pranken urweltlicher Bestien ...

„Dreh auf, Mathilde —“

Und zischend fuhr der Wasserstrahl aus der Mündung, den Anstürmenden vor dem klaffenden Spalt des Tores mitten in die fieberflammenden Gesichter, in die aufgerissenen Mäuler und flackernden Augen. —

Geblendet, erstickt, erwachend taumelten die zurück ... und weiter nach hinten richtete Werners heile Linke den rettenden Strahl ...

Hahaha!

Das Grauenbild menschlichen Wahnsinns verwandelte sich jählings in ein Capriccio der Komik.

Eine vielhundertköpfige Herde brüllender Löwen, lechzender Tiger, geifernder Wölfe plötzlich in ein Rudel begossener Pudel verwandelt ...

Hahaha!

„Werner — du verblutest dich!“

„Drück mir die Pulsader zu ... so ... noch ein bißchen höher ... recht fest! — Ich muß spritzen! Sieh nur, wie die Kerle purzeln! Hahaha!“

Der Schutzmann hatte sich inzwischen aufgerafft; obwohl seine Lippen heftig bluteten, trat er hinter das junge Paar und klopfte mit der freien Rechten

dem jungen Manne auf die Schulter, der ihn so rasch begriffen und seinen Dienst übernommen hatte . . .

„Geben Se her — ich kann jetzt wieder!“

„Ne, ne, loten Se märr —!“

Eng an Werner geschmiegt stand Mathilde im Fensterrahmen . . . mit beiden Händen hielt sie seine Rechte an ihren Busen gepreßt... und ihre Finger drückten sich in Werners Handgelenk, als wollten sie es zerquetschen . . .

Mit der linken dirigierte Werner den unerbittlich quellenden Wasserstrahl . . . und der Jüngling und das Mädchen lachten und weinten . . . weinten und lachten — lachten — lachten — weinten . . .

In der Tür zum Kontor aber starrten ein Dutzend Köpfe auf dies wunderseltsame Bild... allen voran Gustav Adolf Heydenreich . . .

Still ging der trotzige Mann auf das Paar zu . . . Als Presbyter und eifriger Kirchgänger war er mit Bibelsprüchen vollgepfropft . . . in diesem Augenblicke war's ihm, als rufe eine innere Stimme mahnend ihm zu:

„Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden . . .“

Da legte er beide Arme um die eng beieinander stehenden jungen Menschen . . .

„Kinder! — —“

„Ja, Vater —!“ sagte Werner — „en Augen-

blicksken mußt du schon noch mit em Segen warten ... ich muß noch en bisken spritzen."

„Na, dann spritz märr, Jung." —

— — — — — — — — — — — —

Nach wenigen Minuten war die Straße vor der Fabrikmauer wie gefegt ... der Blutrausch war verflogen ... mit hängenden Ohren schlichen die Ausständigen heim, um die nassen, schlotternden Kleider vom Leibe zu bekommen und ins Bett zu kriechen...

Bald war drunten nichts mehr zu sehen, als die Gestalten der Polizeibeamten, die sich die schmerzenden Glieder und Köpfe rieben, nach ihren zerbeulten Helmen und zerbrochenen Plempen suchten.

Doch nein ... etwa dreißig Schritt vom Fabriktor, im matten Flackerlicht einer Gaslaterne kaum als Umriß erkennbar, eine unheimliche Gruppe ... eine langausgestreckte, liegende Gestalt ... über sie gekauert zwei Männer, deren einer forschend an ihr herumtastete ...

„Verdammt, Jung ... ich glaub, du hast doch einen von den Kerlen getroffen —" Das breite, dröhnende Lachen Vater Siepers verstummte plötzlich — — sein glühendes Gesicht wurde fahl ...

„Dat kann nit sein, Vatter ... ich hab grad über die Köppe weg gehalten — —"

„He, Jongen, kihkend es noh, wat do hengen loß es!" rief Sieper den Arbeitern zu, die bisher staunend und jubelnd zum Fenster emporgeblickt hatten.

... Nun strömten sie, von Zwang und Sorge befreit, über die Trümmer des Tores auf die Straße hinaus ... aber jäh verstummte ihr Jubelgeschrei...

„Verdeck, de es kaputt — — —“

„Herr Sieper, do liet en Queden!“

Da eilten sie alle die Treppe hinab — die vier Siepers, Tönnies, die Gewerberichter, die Ingenieure, die Chemiker, die Bureaubeamten ... zuletzt folgte Gustav Adolf Heydenreich mit seinen Kindern ... zuvor hatte er den Kran des Hydranten abgedreht...

„Jung, du bis en ganzen tüchtigen Kerl — du solls et haben — dat Mädchen ...“

Noch immer hielt Mathilde Werners Handgelenk umklammert ... noch immer preßte sie seine zerrissene, blutige Rechte an die holde Brust ... so stiegen sie, eng aneinandergeschmiegt, die schmale Stiege hinunter ... und Gustav Adolf Heydenreich folgte ... er schnäuzte sich mit dem Ton einer Jerichoposaune in sein gelbseidenes Taschentuch.

Und wenige Sekunden später standen Werner und Mathilde neben einem regungslosen Körper, dessen Stirn ein blutend Mal trug ... wie damals jene andere Stirn ...

Damals der Sohn ... heute der Vater ... der riesige Schüppenschmied aus dem buchenumrauschten Diepmannshammer drunten im Morsbachtal ...

Doktor Markus hatte seine Untersuchung beendet. Leise glitt seine hagere bebende Hand über

das starre Gesicht, schloß die stier aufgerissenen Augen, den im Todesschrei geöffneten Mund ... ein Ausdruck friedlichen Schlummers kam in das grimmig verzerrte Antlitz ... ein tiefes Ausruhen ... ganz tief ... alles vorbei ... ausgelitten ... vollendet ...

Doktor Markus stand auf.

„Dem braucht keiner mehr zu helfen."

„Aber mir sollen Sie helfen, Markus!" sagte Werner und streckte ihm die blutende Hand hin, um deren Gelenk noch immer Mathildens Hände sich klammerten ...

„Kommen Sie ins Kontor!"

Hugo Sieper hatte einen Augenblick wie zerschmettert an der Leiche gestanden. Dies Blut hatten seine Hände vergossen. — — Seine starken, fleißigen Arbeitshände.

Tröstend legte der Vater den Arm um des Sohnes Schultern:

„Dat war Notwehr, Jung ... Dir kann keiner wat anhaben ..."

Und tröstend schmiegten sich auch die Mutter, die Schwester — tröstend drängten sich die Freunde, die Mitarbeiter, die Gäste an ihn heran, um ihm die Hände zu schütteln ...

Er aber richtete sich straff auf.

„So, Vatter, komm int Gießhaus ... die neue Charge muß grad so weit sein. Un Mutter un Nelly

sollen auch mitkommen... all sollen sie mitkommen ... all ... sollen sie mitkommen."

Unerschüttert, aufgereckt schritt er voran. Und der Vater schob den Arm in des Sohnes muskelstarken Ellenbogen.

— — — — — — — — — — — — —

Vom Gießhaus her leuchtete sonnenhelle Glut in die Nacht ... sie strahlte aus den Öffnungen des Ofens, in dem ewig geheimnisvolle Naturkräfte, von Menschenhand geleitet, das Eisen der Bergesschächte zu Stahl umschmiedeten.

Grell umflutet vom Glühen der dreitausendgrädigen Stahlsuppe drinnen standen die Versammelten ... auch Werner Achenbach mit verbundener Rechten, am Arm seine Braut, neben ihnen der Vater seines Mädchens ... Gustav Adolfs hartes Gesicht zuckte immerfort, und das gelbseidene Taschentuch wollte nicht zur Ruhe kommen.

Und ganz hinten Doktor Markus ... in seinem von Leidenschaften und Gedanken mit unjugendlichen Falten tief durchfurchten Gesicht kämpften ungeheure Umwälzungen seines ganzen seelisch-geistigen Bestandes ...

Auch ihm hatte, wie allen anderen Ankömmlingen, der junge Betriebsingenieur ein blaues Glas mit gestieltem Holzrahmen in die Hand gedrückt ... und hypnotisiert starrte er durch die blaue Scheibe in die bratenschüsselgroße Öffnung, hinter der die

Stahlsuppe siedete, die knatternden Flammen um die Kohlenpole zuckten . . .

Ja . . . da . . . da wirkten sie, die menschheit-erlösenden Kräfte . . . ruhig . . . sicher . . . die welt-umspannenden, die herzenverbindenden . . . Über all dem rastlosen Widereinander menschlicher Interessen-kämpfe wirkten sie, dienstbar gemacht vom ringenden Menschengeiste — wirkten den ewigen Fortschritt, die Befreiung, den rastlosen Aufstieg zu immer voll-kommeneren Daseinsformen.

Und tief in Simons Herzen wurde es hell und weich . . .

Aber als nun, vom schattenhaft und lautlos unter der Decke schwebenden Laufkran gelenkt, matt-rot glühend der vorgewärmte Gießtiegel heran-schwebte, als dann sonnenleuchtend aus dem Munde des Kessels der wasserflüssige Stahlstrom floß . . . da ging ein Beben durch Hugo Siepers Reckengestalt . . . aus seiner tiefsten Brust, zwischen zusammen-gezwungenen Zähnen hindurch, quoll ein kurzer, rauher Ton . . . ein Jauchzen . . . ein Schluchzen.

Sonnengleißend rauschte der flüssige Stahl-strom . . .

Sonnengleißend rauschte durch Werners und Mathildens Herzen der Strom des Menschenglücks.



Anhang

Hochdeutsche Übersetzung der mundartlichen Partien des Buches.

Seite 12. „Gottverdammt, was für ein Feiner!" — S. 13. „Sieh mal, der hat ein Ofenrohr auf dem Kopfe!" — „Ha, was hat der für Schrammen auf der Backe!" — S. 24. „He — was gibt es?" — „Ja, das ist eine Frage, ob der heut nachmittag noch auf Gericht kommt." — S. 41. „Was sagst du nun, Vater?" — S. 42. Blagen = Kinder, Weit = Mädchen. — S. 45. „Ja, es ist heutzutage nicht leicht, sich in der Industrie zurechtzufinden: man schnappt und schnappt und kommt auf keinen grünen Rasen." — S. 58. „Die gehört dem reichen Reininghaus!" — S. 77. „Teufel auch . . . ich werde mich wohl hüten!" — S. 88. „Sieh mal da, Junge, da hält schon wieder ein Wagen mit neuen Maschinenteilen!" — „Verdammt, was muß das für ein Geld kosten!" — „Ja, das kostet eine halbe Million, die neue Anlage!" — „Eine halbe Million? Donnerwetter, das sind fünfhunderttausend Mark! da könnte ich mit meiner Familie vierhundert Jahre von leben!" — „Sieh nur, was er gut kopfrechnen kann!" — „Sagt mal, Jungens, was glaubt ihr, wo das Geld alles herkommt?" — „Das ist nicht schwer zu sagen. Das ist uns am Lohn abgezogen worden, da haben sie uns drum betrogen, die großen Herren!" — „Ja, verdammt und Donnerwetter! warum sind wir auch so dumm und lassen uns das so mir nichts dir nichts gefallen? Wir sollten einmal ordentlich aufmucken! Wenn die Herren Geld genug haben, um solch große neue Anlage zu machen, dann müssen sie auch Geld haben, um uns ein bißchen höheren Lohn zu zahlen!" — „Und dann elfdreiviertel Stunden Arbeitszeit! Von morgens 6 bis abends 7 mit fünfviertel Stunde Mittagspause

— das ist doch wahrhaftig zuviel für drei bis vier Mark!" — S. 89. „Ja, das muß anders werden!" — „Da müssen wir gegen angehen!" — „Jungens, seid klug und laßt euch nichts in die Köpfe setzen! Da kommt nichts Gutes bei heraus! Streiken, das kennen wir doch! Streiken, das heißt wochenlang hungern und dann wieder zum alten Lohn anfangen. Nein, das ist nichts Genaues, da laßt nur die Finger davon!" — „Wenn du in fünf Minuten noch nicht aus der Fabrik bist, dann hetzt der Portier den Hund auf dich!" — „Der Meister, der hat gut reden, der hat viertausend Mark im Jahr, der kann sich helfen!" — S. 93. „So, Herr Doktor, das ist der Genosse Schmittsiefer, unser Vertrauensmann von der Sieperschen Fabrik. Und das ist der Genosse Doktor Simon Markus, Schriftsteller aus Berlin, den hat uns die Partei geschickt, um ein bißchen nach dem Rechten zu sehen und die Karre ein wenig in Gang zu bringen. Noch ein Gläschen Bier gefällig, Herr Doktor? Und du, Schmittsiefer, du trinkst auch ein Tülpchen, nicht wahr? (Tülpchen ist ein kleines Glas Bier)." — S. 128. „Prise Schnupftabak". — „Butterbrot". — S. 137. „O, das werde ich schon wissen, Herr Amtsrichter." — S. 138. „Herr Amtsrichter, ich will nichts als was recht ist. Im Gesetz steht geschrieben, daß, wer seinen Vater vorsätzlich körperlich mißhandelt, daß der mindestens einen Monat ins Gefängnis kommen soll, und was im Gesetz steht, das muß doch recht bleiben." — „Wir sind hier im Gerichtssaal und nicht in der Kirche, Herr Amtsrichter, hier gelten die Paragraphen und nicht die Schrift." — S. 139. „Nein, Herr Amtsrichter, das will ich nicht. Sein Recht soll ihm werden." — „Ich? ich bringe ihn nicht ins Gefängnis! Seine Missetat, die bringt ihn ins Gefängnis! Er hat sich an eine Fabrikshure gehangen." — „Entschuldigen Sie nur, Herr Amtsrichter — es soll nicht mehr vorkommen! Aber, daß das Mädchen so ist, wie ich gesagt habe, das will ich beweisen, dafür habe ich Zeugen." — S. 140. „Das ist gelogen!" — „Vater, sag das noch einmal, dann schlage ich dich hier vor den Herren noch einmal ins Gesicht!" — S. 141. „Einen Jungen, welcher die Unehre ins Haus bringen will und seinen Vater ins Gesicht schlägt, weil er die Diele sauber halten will?!" — „Es ist gut, Herr Amtsrichter! ich

will meinen Strafantrag zurückziehen, wenn der Junge mir versprechen will, daß er von dem Mädchen die Finger ablassen will.“ — S. 142. „Ja, Herr Amtsrichter, daran glaube ich, ich bin kein Roter (Sozialdemokrat), als wie der da!“ — „Was? Kosten soll ich auch noch tragen? Nein, das tue ich nicht, das tue ich nicht — wahrhaftig nicht!“ — S. 143. „Vater, ich will es nicht wieder tun.“ — „Geh nur! geh nur zu deinem Mädchen.“ — „Ich dank auch schön, Herr Amtsrichter.“ — S. 150. „Der Kriekhaus, das ist ein Teufelskerl!“ — S. 151. „Junge, das ist ein Kerl, der paßt in die Welt!“ — S. 161. „Guten Abend, Vater, haben Sie einen Trunk Wasser für mich?“ — S. 162. „Die Pumpe steht auf dem Hof!“ — „Wollen Sie mich aus den Händen trinken lassen?“ — „Nein, das sollen Sie nicht, junger Herr!“ — „Junger Herr, Sie habe ich schon öfter gesehen!“ — „Gewiß, Vater Hönneknövel — ich bin von da oben — vom Amtsgericht.“ — „Vom Amtsgericht?!“ — „Ja, Vater, ich habe Ihren Prozeß mit angehört.“ — S. 164. „Guten Abend, Vater, guten Abend, Herr!“ — „Nun geht er wieder zu dem Mädchen . . . Tag für Tag . . .“ — S. 165. „Ich weiß nicht, junger Herr, was das mit dem noch werden soll.“ — „Herr, ein Mädchen, das unter die Fabrikglocke gegangen ist, das paßt nicht für einen Kleinschmiedsjungen. Das Fabrikgesindel da oben ist ein anderer Schlag als wir hier unten.“ — „Aber, Vater, wenn der Junge sich das einmal in den Kopf gesetzt hat —“ — „Dann sage ich ihm: da ist die Tür! in mein Häuschen lasse ich keine Fabrikhure hinein.“ — „Vater, ist das denn gewiß, daß das Mädchen schlecht ist?“ — „Alle Fabrikmädchen sind schlecht!“ — „Da hockt ja alles auf einem Haufen: Vater, Jungen und Mädchen, alles auf einem Haufen Stroh!“ — „Ihr Vater ist ein harter Roter (Sozialdemokrat)!“ — S. 166. „Die ging Sonntag für Sonntag oben im Städtchen in die Kirche!“ — „Und der Franz ist als Unteroffizier bei den fünften Ulanen abgegangen!“ — „Sie hat ihn verrückt gemacht, das Teufelsmädchen! Mag er nur mit dem Balg ankommen, dann hetze ich den Hund auf ihn!“ — S. 169. „So, das ist der vierte!“ — S. 170. „Mariechen, Mariechen, wann gehen wir einmal wieder zusammen in den Wald?!“ — „Am Sonntag, Franz, am

Sonntag . . . dann geht der Alte nach der Konferenz unten in Elberfeld!" — S. 171. „Ja, das ist die richtige Zeit — dann haben die Herren den Kopf voll, dann kommt es ihnen am meisten in die Quere —" — „Herr Doktor, wäre es nicht möglich, daß uns die Zentralkasse ein bißchen höhere Unterstützung bewilligte? — das ist doch ein bißchen allzu wenig — wie sollen wir da fünf Wochen aushalten?" — S. 172. „Ja, wenn wir es durchsetzen? Aber wenn die Sache nun schief geht und wir nachher auf dem Trocknen sitzen?" — „Zweihundertfünfzig Prozent sicheren Verlust in fünf Wochen und hernach zweihundertsiebenzig Prozent möglichen Gewinn im ganzen Jahr, das ist ein Risiko!" — „Rechnen können Sie ganz gut, Herr Doktor, aber wir, wir müssen das Hungern tun mit Frau und Kindern!" — S. 173. „Nein, das können sie nicht . . . auch nicht einen einzigen Tag!" — „Haben wir auch noch was in der Flasche? laßt uns noch einen Tropfen auf die Lampe schütten!" — „Unser Streikdoktor soll leben!" — „Schreiben Sie den Herren in Berlin, Herr Doktor, wir wären gut zufrieden, daß sie uns den Doktor Markus geschickt hätten — unsereiner kriegt das doch nicht fertig, mit dem Rechnen und mit dem Mundwerk — dazu muß erst ein Studierter kommen und uns das alles so ein bißchen auseinandersetzen!" — S. 174. „Ja . . . und uns ein bißchen Feuer unter den Hintersten machen, damit wir uns nicht mehr alles gefallen lassen von den Herren!" — „Gute Nacht, Herr Doktor, schlafen Sie gut! Gute Nacht, Vater Schmittsiefer — der schläft schon fest!" — S. 177. „Herren" — „Reiche". — „Ha, was für ein Feiner!" — „Sieh nur, was für ein Finnenbeschauergesicht!" (Volkstümlicher Ausdruck für einen Gelehrten, einen Gebildeten.) — „Sieh einmal, was der Geck sich wichtig macht!" — „Schmeiß ihm einen Stein in die Zähne! Das ist ein Kapitalist!" — „Was wollt ihr von mir, ihr Kinder? Habt ihr keine Schule?" — „Au, wie fein er Platt spricht!" — „Das ist ein Spion!" — „Eingebildeter Mensch! Geck! Kapitalist!" — „Geht zur Mutter, Kinder, und laßt mich in Ruhe! Ich habe euch nichts getan!" — „Ausbeuter! Blutsauger! Leuteschinder!" — S. 178. „Das ist recht, Kinder, gebt es ihm ordentlich!" — „Was hat der Braunkopf (volkstümlicher Ausdruck für einen ele-

gant angezogenen Menschen) hier zu suchen?" — „Sag du, hier gibt es kein Menschenfleisch zu kaufen!" — S. 179. „Wo wohnt hier ein Doktor, Jungen? Geht schnell und holt ihn hierher!" — S. 180. „Wem gehört das Jüngelchen?" — „Das ist ein Kind vom Werkmeister Schmittsiefer!" — „Nummer neununddreißig!" — S. 181. „Karlchen! Was ist mit dir, mein Jüngelchen?" — S. 205. „Herein!" — S. 206. „Was ist dem Herrn gefällig?" — „Vater Schmittsiefer, ich wollte mich einmal nach Ihrem Karlchen erkundigen." — „Ach so, Sie sind der Herr, weswegen das Karlchen —" — „Ja . . . das bin ich." — „Ich danke auch schön —" — „Da ist nichts zu danken. Ist es wieder gut in Ordnung — das Jüngelchen —?" — „Da sitzt es." — „Nun, Karlchen, dann bist du ja noch einmal eben am Tode vorbeigekommen. Magst du auch so etwas?" — S. 207. „Und, Meister, das Fräulein Mariechen . . . hat sie sich auch von ihrem Schrecken erholt?" — „Das Mädchen ist fort." — „Fort? Ihre Tochter ist fort?" — „Ja, fort. Sie hat sich an einen Kerl gehangen, an einen Schmiedejungen aus dem Morsbachtal. Mit dem ist sie fort." — „Meister . . . könnt' ich ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen sprechen?" — „Geht ein wenig nebenan, Kinder!" — S. 209. „Ja, Vater, das ist nun einmal nicht anders, wenn die Kinder groß werden." — „Ist ja recht . . . aber wenn man bedenkt, daß da unten im Morsbachtal ein ganzes Häuschen steht . . . so, wie ich und dem Mädchen seine Mutter es gehabt haben, als wir jung waren." — S. 220. „Hat auch was an den Füßen (volkstümliche Redensart: sie ist wohlhabend)". — S. 221. „Gehört sich auch so." — „Verdammt und Donnerwetter!" — S. 227. „Nun, Hönneknövel, bist du jetzt mürb? Willst du jetzt der Organisation beitreten?" — „Jetzt?! was soll das heißen — jetzt?" — „Meister! er will Streit anfangen!" — „Halt Ruh, Hönneknövel, sonst schmeiß ich dich heraus!" — S. 228. „Mariechen! Das sag nicht noch einmal! Ich bin für dich unter die Fabrikglocke gegangen, aber zum Roten sollst du mich nicht machen, das sagt' ich dir doch!" — S. 229. „Lieber Hönneknövel, in der Fabrik, da soll Ihnen nichts passieren, da steh ich für, aber draußen — da habe ich nichts zu sagen, da kann ich nichts machen!" — „Faß, Phylax, faß

den roten Hund!“ — S. 230. „Sei still, Mädchen, heute abend ist alles am Ende!“ — S. 231. „O Franz, ich habe solche Angst. Ich geh laufen, wenn's ans Schießen geht.“ — „Dann lauf nur — ich werde schon allein damit fertig werden!“ — „Nein, laß mich nicht allein — du hast ja recht, es ist ja so am besten!“ — „Laß nur jetzt das Heulen, Mariechen, den Tag wollen wir noch recht lustig sein — heute abend gehn wir in den Busch — und alles ist am Ende.“ — „Franz, und das Kind — das muß ja dann mit sterben.“ — „Wenn sein Vater und seine Mutter nichts mehr auf der Welt zu suchen haben, dann kann das Kind auch mitgehen! Komm, Mädchen — hier sind sieben Taler, damit machen wir uns einen lustigen Tag — und heute abend ist alles am Ende!“ — S. 251. „Zwei Stunden noch, Mariechen.“ — „O Gott, o Gott, Franz — ist denn wahrhaftig nichts mehr zu machen?“ — „Ich weiß nichts mehr — ich kann nicht mehr — ich bin kaput, rein kaput!“ — „O Gott, Franz, ich bin so bang, ich hab' solche Angst!“ — S. 252. „Mariechen, ich verlange ja gar nicht, daß du mitkommst, geh wieder zu deinem Vater — ich werde schon allein fertig!“ — „Nein, Franz, wenn du das tun willst, dann ist es auch mit mir zu Ende!“ — „Nun, dann laß uns noch einen auf die Lampe schütten!“ — „Nein, Franz, laß uns noch einmal Karussell fahren —! Ich fahre so gern Karussell!“ — „Ja, Karussell! Komm, Mädchen!“ — „Hast du den gesehen, Franz? Das war der Gerichtsherr, der mit unserem Karlchen —“ — „Ja, ich kenne ihn, er ist ein paarmal bei meinem Vater gewesen . . .“ — „Und die Lange mit dem weißen Hut und den roten Haaren . . . das ist gewiß seine Braut — hast du gesehen, wie die beiden sich angesehen haben?“ — „Ja, die haben gut gucken — die haben es gut — die Reichen — die haben das Paradies auf Erden — und wir, wir können in den Wald gehen — und krepieren!“ — „Hörst du? Wir haben noch Geld! Fünf Mark und sechs Groschen — und noch zwei Stunden zu leben! Komm, Mariechen, laß uns Purzelbaum schlagen —!“ — S. 292. „Wir sind vorgeladen auf neun Uhr — jetzt ist es schon viertel vor zehn.“ — „Gottverdammt! Heute ist ja Schöffensitzung ... ja, meine Herren, da werden Sie sich noch einen Augenblick gedulden müssen

. . . es ist noch kein Mensch da . . . kein Amtsrichter, keine Schöffen, nichts . . .“ — „Na ja, Schützenfest!“ — S. 294. „Verdammt, das ist ja nicht der dicke Richter, das ist ja der lange Schwarze — o Teufel, nun wird es wohl Brauweiler geben.“ — S. 301. „Ich bin schuld, ich bin dran schuld!“ — S. 302. „Ich bin schuld!“ — S. 303. „Was?! was ist das? der arme Junge soll auch noch ins Gefängnis? Drei Jahre ins Gefängnis? Weshalb denn? Das geht doch verdammt niemanden an, ob er und seine Frau das Leben leid waren! — dafür kann man sie doch nicht ins Gefängnis stecken!“ — S. 304. „Das ist doch seine Frau . . . das geht doch keinen was an! und wenn sie das nun selber gewollt hätte, dann ist das doch ihre eigene Sache!“ — „Dann wollte ich, Gott verdamm' mich, daß er auf der Stelle krepierte! das wäre besser für ihn, als wenn er... — Ach du Vater im Himmel, das ist ja verdammt, um sich den Hals abzuschneiden!“ — S. 306. „Wenn Ihres Jungen Frau mit dem Leben davonkommt, dann passiert ihm nichts.“ — S. 307. „Das versteh ich nicht. Das kann ich mein Lebtage nicht begreifen.“ — S. 308. . . . „Aber... Gottverdammt, ist denn ein armer Mensch, der nicht mehr aus noch ein weiß, ist denn der grad genug dafür, daß die Herren Juristen mit seinem Unglück Fangball spielen dürfen?“ — S. 351. „. . . Das bin ich.“ — „Was ist das? Was gibt es?“ — „Es ist tot? das Mariechen ist tot?“ — S. 352. „Doktor — was hat das zu bedeuten?“ — S. 371. „Leute, wir haben jetzt den ganzen Kopf voll Sorge und Durcheinander. Ihr wißt doch, daß wir in den nächsten Tagen die neue Fabrikation anfangen wollen. Ihr müßt uns jetzt nicht mit solchen Geschichten kommen, wir haben jetzt keine Zeit für euch.“ — „Herr Sieper, wenn Sie jetzt keine Zeit für uns haben, dann haben wir auch keine Zeit mehr für Sie.“ — „Was soll das bedeuten? Was wollt ihr damit sagen?“ — „Das soll bedeuten, daß wir entschlossen sind, wenn Sie unsere Forderungen nicht bewilligen, in den Ausstand zu treten.“ — S. 372. „Geht allzusammen an die Kasse, ihr sechs, und laßt euch den Lohn für 14 Tage im voraus bezahlen. Und wenn ich einen von euch in zehn Minuten noch in der Fabrik antreffe, dann werfe ich ihn eigenhändig über die Fabrikmauer auf

die Straße." — „Nein, Herr Sieper, so geht das wahrhaftig doch nicht. Wir sind alle zusammen solidarisch, und wenn Sie uns Deputierten nicht anhören wollen, dann steht in einer Viertelstunde die Fabrik still." — „Das glaub' ich doch nicht! es gibt in meiner Fabrik zum Glück nicht nur solche jungen Schlingel wie du! Ich weiß, daß meine alten Arbeiter mich nicht so ohne weiteres im Stiche lassen! Was meinen Sie, Schmittsiefer? Sie sind seit fünfzehn Jahren bei mir — es wundert mich überhaupt, daß Sie sich mit solchen jungen Lümmeln eingelassen haben!" — S. 373. „Daß das Leben immer teurer geworden ist, das merk' ich gerade so gut wie ihr. Ja, das stimmt. Und wenn ich selber fett in der Butter säße, dann wäre ich meiner Seel der letzte, der sich wehrte, seinen Arbeitern etwas von der Butter abzugeben. Aber ihr wißt alle, daß ich in diesem Augenblick mehr Schulden und Sorgen habe als Haare auf dem Kopf. Und deshalb ist das nicht schön von euch, daß ihr gerade jetzt kommt mit eurem Anliegen. Wenn die neue Fabrikation im Gang ist, dann kommt wieder. Jetzt hab' ich keine Zeit, und damit genug!" — S. 379. „Wenn das glückt, dann gibt es ein gutes Leben für uns! Ich hab' schon viel Gießerei gesehn und viel mitgemacht, aber so etwas — das ist ja nicht schlimmer als Erdäpfelsuppe kochen!" — S. 380. „Noch zuviel Korn — aber das wird etwas!" — S. 385. „So, Jungens, nun gebt mir auch mal die Hand! Mögen die jungen Schlingel draußen nur streiken — wir riskieren und arbeiten!" — S. 413. „Kommt nur schnell! Kommt nur! Unten in der Fabrik haben sie sich an den Köpfen!" — „Die Streikenden haben die Fabrik eingeschlossen und wollen die Streikbrecher nach Feierabend nicht aus der Fabrik heimgehen lassen! Es gibt Krawall und Blutvergießen!" — S. 422. „Das ist ein ander Ding, als in der Bessemerhütte zu stehn, nicht wahr, Jungens?" — „Ja, wahrhaftig — das ist ein wahres Vergnügen — so etwas! Grad wie Erbsensuppe kochen!" — „Da könnte man gerade so gut die Frauensleute dranstellen — an den Topf da!" — S. 423. „Ich bin aber doch froh, daß ich das Süppchen da nicht zu essen brauche!" — „Herr Sieper, kommen Sie mal rasch, es gibt ein Unglück!" — „Die Streikenden wollen die andern nicht aus der Fabrik heimgehn lassen!"

— „Sie sagen: ihr habt gearbeitet, als eure Brüder und Kameraden die Arbeit niedergelegt haben, nun sollt ihr auch arbeiten Tag und Nacht, bis ihr verreckt!“ — „Ich werd' euch schon auf die Köpfe kommen, ihr verdammten Donnerwetter!“ — S. 424. „Streikbrecher! Arbeiten sollt ihr, bis ihr kaputt geht!“ — „Laßt uns heimgehn!“ — „Verrecken sollt ihr!“ — „Ich werd's euch schon zeigen, ihr usw.“ — S. 427. „Schlagt die Fabrik in Stücke — alles in tausend Stücke!“ — S. 431. „Nein, nein, lassen Sie nur!“ — S. 432. „He, Jungen, seht einmal nach, was da hinten los ist!“ — S. 433. „Verdammt, der ist tot!“ — „Herr Sieper, da liegt ein Toter!“

